

**„Ich habe einen Schnitt gemacht!“
Narrative Identitäten älterer Frauen nach
einem Umzug ins Betreute Wohnen**

Abhandlung
zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der
Universität Zürich

vorgelegt von
Susanne Seiz

Angenommen im Herbstsemester 2016
auf Antrag der Promotionskommission:

Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (hauptverantwortliche
Betreuungsperson)

PD Dr. Eberhard Wolff

Zürich, 2017

Die vorliegende Arbeit widmet sich einem Thema, das bisher wenig untersucht wurde: dem Betreuten Seniorenwohnen in Deutschland. Zehn Frauen wurden zu ihrem Umzug in diese Wohnform, ihrem dortigen Alltag, zum Älterwerden sowie zu ihren Zukunftserwartungen befragt. Im Vordergrund stehen die Dokumentation und Interpretation ihrer vielfältigen, subjektiven Erfahrungen und Empfindungen sowie die Analyse ihrer narrativen Identitätsbildungen. Methodisch ordnet sich diese Arbeit in den Schnittbereich von qualitativer Kulturanalyse und Narrativer Gerontologie ein.

Es wird gezeigt, dass die meisten Frauen es verstehen, flexibel und situativ zwischen verschiedenen narrativen Positionierungen zu pendeln, Ambivalenzen nicht nur zu ertragen, sondern auch positiv zu werten. Im Gegensatz zu vielen anderen Studienergebnissen wird hier offenbar, dass der Umzug im Alter mehrheitlich als aussichtsreich eingeordnet und mit der Chance für einen Neuanfang und für kreative Neupositionierungen verknüpft wird.

Bemerkenswert ist, dass sich die Narrationen um die Aufrechterhaltung der eigenen Autonomie im Alltag drehen und das Betreute Wohnen eine untergeordnete Rolle spielte. Die Arbeit zeigt, dass das mit der Konzeption der Wohnform zusammenhängt, die keine umfassende Betreuung bei tatsächlichen körperlichen und psychischen Abbauprozessen vorsieht. Daran wird deutlich, dass das Älterwerden einseitig betrachtet wird, was einem populären Masternarrativ unserer Kultur und Gesellschaft entspricht.

This research discusses a topic which has not been studied a lot: assisted living in Germany.

Ten women were interviewed on their move to assisted living. Responses on their daily lives, the aging process, and their expectations for the future were recorded. This study focuses on the documentation and interpretation of the diverse and subjective experiences, and the emotional perceptions of the individuals. It also includes analyses of the narrative of identity formation. On a methodological level, this work encompasses a qualitative analysis of culture and narrative gerontology.

The work shows that most women are capable of switching flexibly and situationally between narrative positions; they were not merely ambivalent, but in fact judged their move to assisted living positively. In contrast to several other studies, it is evident that for most women a move in older age is seen as promising and connected to a potential 'new beginning' and creative repositioning.

Remarkably, the narratives focused primarily on the maintenance of autonomy in daily life, while the assisted living itself played a minor role. This work illustrates that this is a result of the concept of the living facility: real physical and psychological declines are not its focus, and actual assistance does not exist. This demonstrates, that aging is seen one-dimensionally; a popular master narrative of our culture and society.

„Wir reden miteinander, wir erzählen uns was - also sind wir und also wissen wir, wer wir sind.“

Rudolf Schenda, Volkskundler

“To be a person is to be a story. ‘The story of my life’ does not exist apart from our identity, as something we just happen to possess. It is our identity, the basis of our being in the world - psychological and social, philosophical and practical, ethical and aesthetic.”

William L. Randall, Gerontologe

„Die Gesellschaft wird durch Millionen von Gesprächen gebildet. Wenn ein Mensch seine Geschichte erzählen kann, wird er Teil einer Gesellschaft. Wem man nicht zuhört, der existiert nicht.“

Henning Mankell, Schriftsteller

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG.....	6
1.1 EINFÜHRUNG.....	6
1.2 POSITIONSBESTIMMUNG.....	9
1.3 FRAGESTELLUNGEN UND VORGEHEN.....	13
1.4 AUFBAU DER ARBEIT.....	16
2. DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN.....	20
3. WOHNEN(BLEIBEN) UND UMZIEHEN.....	23
3.1 KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVE.....	23
3.2 DER ÖKOGERONTOLOGISCHE ANSATZ.....	26
3.2.1 DIE BEDEUTUNG DES WOHNENS.....	27
3.2.2 RISIKO: UMZUG.....	33
3.3 RESÜMEE.....	37
4. NARRATIONEN UND POSITIONIERUNGEN.....	39
4.1 ZUR LEITENDEN FORSCHUNGSPERSPEKTIVE.....	39
4.2 ALTERSIDENTITÄTEN.....	46
4.3 NARRATIVE IDENTITÄT ALS KERNKONZEPTION.....	51
4.4 POSITIONIERUNGEN.....	55
4.5 ZUSAMMENFASSUNG.....	64
5. METHODISCHES VORGEHEN.....	66
5.1 GRUNDLAGEN.....	66
5.2 FORSCHUNGSFELD & DATENERHEBUNG.....	69
5.2.1 FORSCHUNGSFELD.....	69
5.2.2 VERORTUNG IM UND ZUGANG ZUM FELDE.....	71
5.2.3 DURCHFÜHRUNG DER ERHEBUNG.....	71
5.2.4 TABELLARISCHE ÜBERSICHT DER INTERVIEWPARTNERINNEN.....	75
5.3 ANALYSE.....	76

6. EMPIRISCHE FALLANALYSEN.....	81
6.1 FRAU ENGEL.....	83
6.1.1 ZUM UMZUG: „ICH WOLLTE NIE HIERHER.“	84
6.1.2 ZUR AKTUELLEN SITUATION: „ES IST SO ZWIESPÄLTIG.“	88
6.1.3 DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN: „IRGENDWANN WERDE ICH DAS ANNEHMEN.“	96
6.1.4 DAS EIGENE ÄLTERWERDEN: „WAS KOMMT DENN JETZT NOCH?“	98
6.1.5 DER BLICK NACH VORNE: „WIE WIRD DIE ZEIT SEIN, BIS ICH STERBE?“	101
6.1.6 ZUSAMMENFASSUNG.....	104
6.2 FRAU SCHILLER.....	106
6.2.1 ZUM UMZUG: „DAS HABEN MEINE TÖCHTER IN DIE WEGE GELEITET.“	107
6.2.2 ZUR AKTUELLEN SITUATION: „IN B. WAR ALLES SORGLOS.“	110
6.2.3 DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN: „ICH KRIEGE KEINEN KONTAKT.“	113
6.2.4 DAS EIGENE ÄLTERWERDEN: „ALS BEREICHERUNG FINDE ICH DAS ALTER WIRKLICH NICHT.“	117
6.2.5 DER BLICK NACH VORNE: „WAS MACHE ICH DANN?“	123
6.2.6 ZUSAMMENFASSUNG.....	126
6.3 FRAU KÖNIG.....	128
6.3.1 ZUM UMZUG: „ICH HAB´S NICHT BEREUT.“	129
6.3.2 ZUR AKTUELLEN SITUATION: „ICH KÖNNTE MICH NICHT BEKLAGEN.“	132
6.3.3 DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN: „ICH GEHE NICHT VIEL. ICH BIN NICHT SO.“	136
6.3.4 DAS EIGENE ÄLTERWERDEN: „MAN KANN NICHT EWIG LEBEN.“	137
6.3.5 DER BLICK NACH VORNE: „MAN MUSS AN ALLES DENKEN.“	141
6.3.6 ZUSAMMENFASSUNG.....	144
6.4 FRAU WINTER.....	146
6.4.1 ZUM UMZUG: „... ICH HABE EINEN STRICH GEMACHT!“	147
6.4.2 ZUR AKTUELLEN SITUATION: „ICH FÜHLE MICH WOHL.“	152
6.4.3 DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN: „WENN DU SIE BRAUCHST, SIND SIE DA.“	155
6.4.4 DAS EIGENE ÄLTERWERDEN: „... SO LANGE ICH FIT BIN.“	157
6.4.5 DER BLICK NACH VORNE: „ICH HABE JA NIEMANDEN.“	160
6.4.6 ZUSAMMENFASSUNG.....	166
7. ERGEBNISSE.....	168
7.1 FLEXIBLE, NARRATIVE IDENTITÄTEN.....	168
7.2 UMZUG MIT KONSEQUENZEN.....	175
7.2.1 DER UMZUG ALS WILLKOMMENER NEUANFANG.....	176
7.2.2 DER UMZUG ALS BESCHRÄNKUNG.....	185
7.2.3 RESÜMEE.....	188

7.3 DAS BETREUTE SENIORENWOHNEN.....	191
7.3.1 AKTUELLE UND ANTIZIPIERTE BEDEUTUNGSZUSCHREIBUNGEN.....	191
7.3.2 ALTER(N) IM BETREUTEN SENIORENWOHNEN.....	199
7.3.3 RESÜMEE.....	200
8. ZUSAMMENFASSUNG.....	203
9. DANKSAGUNGEN.....	208
10. LITERATUR.....	209

1. Einleitung

1.1 Einführung

Das Alter(n) wird nicht mehr nur unter biologischen Gesichtspunkten betrachtet, sondern neben der Betonung seiner kulturellen und gesellschaftlichen Konstruiertheit wird die *individuelle* Ausgestaltung dieser Lebensphase seitens der älteren Menschen als höchst bedeutungsvoll und notwendig thematisiert.¹ „Jeder ist seines Glückes Schmied“, ließe sich als gültiger Leitgedanke unserer dynamischen, individualisierten Gesellschaft auch auf die Phase des Alter(n)s übertragen. Will der ältere Mensch nicht den Anschluss verpassen, so muss er in Bewegung bleiben und eine ausdauernde Bereitschaft zur Veränderung zeigen. Oder mit dem Soziologen Richard Sennett gesprochen: „Wer sich nicht bewegt, ist draußen.“²

Damit sind ältere Menschen vor eine Herausforderung gestellt: Es wird ihnen die Verantwortung übertragen, „etwas“ aus ihrem Alter zu machen, Optionen und Chancen zu ergreifen, Ressourcen zu nutzen und die Fäden für ein „produktives Alter(n)“ in die Hand zu nehmen.³ Dies bietet einerseits neue Möglichkeiten und Freiräume für individuelle Interpretationen und Wertausrichtungen. Andererseits kann ein derarti-

¹ Die „älteren Menschen“ von denen hier die Rede ist, haben gemein, dass sie sich in ihrer nacherwerblichen Phase befinden und älter als 65 Jahre sind. Darüber hinaus wird absichtlich keine weitere Unterteilung in 3. oder 4. Lebensalter oder in „junge Alte“ und „alte Alte“ vorgenommen, um eine künstliche Zweiteilung und die damit einhergehende Gefahr, die Vielgestaltigkeit des Alters zu verkennen, zu vermeiden (vgl. Klie (2014), S. 22). Die Bezeichnung „ältere Menschen“ ist relativ und variabel, im Gegensatz zu „alte Menschen“, die absolut, statisch und mit negativen Assoziationen verbunden ist (vgl. Jones (2006), S. 89). Darüber hinaus soll hier angemerkt werden, dass die Frage, was Alter(n) letztlich ist, offen ist: „Bilder und Begriffe, Bedeutungen und Bewertungen des Alters entwickeln sich [...] im offenen Horizont kultureller Perspektiven, Praktiken und Aushandlungen. [...] Was immer ein biologischer Alterungsprozess sein mag, die kulturellen Antworten darauf sind unerschöpflich.“ (Zimmermann (2011), S. 76).

² Sennett (2000), S. 115.

³ Vgl. Rosenmayr (1996), S.23; Schmoll (2002), S.7; Pott (2007), S. 153.

ger Appell an Aktivität, Kompetenz und Flexibilität fast schon als Zwang wirken. Permanent Elan und Energie bereitstellen zu müssen, kann erschöpfen und die mannigfaltigen Möglichkeiten bei der Gestaltung des Alters können in Überforderung und Verunsicherung münden.⁴

In diesem Kontext wird seit kurzem von wissenschaftlicher Seite besonders den Erzählungen von älteren Menschen Aufmerksamkeit geschenkt. Das Erzählen bietet einerseits angesichts der dargelegten gegenwärtigen Anforderungen Orientierung bei der individuellen Sinnsuche und ist eine vielversprechende Möglichkeit zur subjektiven Identitätskonstruktion. Nicht nur vergangene Erfahrungen und Ereignisse können im Licht der Gegenwart immer wieder neu beleuchtet und interpretiert werden, sondern auch das Hier-und-Jetzt und die eigene Zukunft können damit gestaltet werden. Andererseits sind Narrationen von Älteren auch höchst interessant für Forschende, da sich in ihnen individuelle Deutungen vom Alter(n) und alltägliche Lebensweisen und Haltungen von Älteren wiederfinden lassen.

In der vorliegenden Arbeit werden narrative Identitäten von Älteren, die ins Betreute Wohnen gezogen sind, in den Fokus gestellt.

Das Betreute Seniorenwohnen wird als alternative Wohnform angesichts der Anforderungen durch den demografischen Wandel als quantitativ am bedeutungsvollsten gesehen.⁵ Es lockt mit dem Versprechen, nach einem Umzug dorthin, möglichst lange selbstständig in den eigenen vier Wänden wohnen bleiben zu können. Damit wird nicht nur einem vorherrschenden Wunsch vieler älterer Menschen nachgekommen zu Hause zu altern, sondern zugleich eine Maxime von Altenpolitik und Altenarbeit erfüllt, die exemplarisch in der Pflegeversicherung verankert ist und unter dem Stichwort „Ambulant-vor-Stationär“ zusammen gefasst werden kann.⁶

⁴ Vgl. Zimmermann (2012), S. 81f.

⁵ Etwa 2% der 65-Jährigen und älter nutzen diese Wohnform zurzeit (vgl. BMVBS (2011), S. 27).

⁶ §3 SGB XI in Udsching (2015), S. 23.

Überraschenderweise zeigte sich allerdings während des Forschungsprozess, dass das Betreute Seniorenwohnen im Vergleich zum Umzug oder eigenen Älterwerden eine untergeordnete Rolle in den Erzählungen spielte. In der Analyse wird entschlüsselt, dass dies mit einer schwerwiegenden Tatsache zusammen hängt: eine umfassende Betreuung, die auch steigende Abbauprozesse auffängt, findet in der untersuchten Wohnform nicht statt und ist auch nicht vorgesehen. Es wird deutlich, dass deswegen der Betreuungskontext nicht „erzählenswert“ ist und die Befragten wenig dazu zu sagen haben. So entpuppt sich, dass die Bezeichnung „Betreutes Wohnen“ für die untersuchte Wohnform irreführend ist. Zudem wird deutlich, dass das Konzept dieses Wohnens auf einem eindimensionalen Verständnis vom Alter(n) fußt, welches negative Erscheinungen des Älterwerdens ausblendet.

An diesem Punkt zeigt sich die Stärke des qualitativen Forschungsprogramms dieser Arbeit: durch eine offene Herangehensweise dürfen überraschende Ergebnisse zutage treten. Diese Studie zeigt, dass es lohnenswert ist, die Befragten als Experten ihrer Welt ernst zu nehmen und sie als geschätzten Teil des Forschungsprozesses zu achten.⁷ Zudem wird sie damit einem Aufruf gerecht, der sowohl in der Kulturwissenschaft Volkskunde,⁸ als auch in der Philosophie lauter wird und den der Philosoph Thomas Rentsch wie folgt auf den Punkt bringt: „Hören wir also den alten Menschen zu – sie haben etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.“⁹

⁷ Vgl. Schmidt-Lauber (2007).

⁸ Vgl. Zimmermann (2013), S.107. In dieser Arbeit wird der Einheitlichkeit wegen die Fachbezeichnung „Kulturwissenschaft Volkskunde“ gewählt (vgl. Lehmann (2007b), S. 281), obgleich auch von Europäischer Ethnologie, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft usw. gesprochen werden könnte.

⁹ Rentsch (2013), S. 173.

1.2 Positionsbestimmung

Im Folgenden wird der Platz bestimmt, den die vorliegende Arbeit mit ihrem Themenschwerpunkt sowohl in der hiesigen Forschungslandschaft der Kulturwissenschaft Volkskunde als auch in den USA einnimmt.

Zunächst gilt es festzuhalten, dass sich diese Studie einreihen lässt in den Bereich der gegenwartsbezogenen volkskundlichen Alterskulturforschung. Diese nimmt aktuelle Aspekte und Fragestellungen im Zusammenhang mit dem Alter(n) in den Blick.

Seit den 1970er Jahren entwickelte sich in der Kulturwissenschaft Volkskunde die moderne Alterskulturforschung parallel zum Kurswechsel im Fach, der die Fokussierung auf die „[...] kulturellen Praxen der Individuen und ihrer sozialen Lebenswelten“¹⁰ als vorrangigen Forschungsbereich hervorbrachte.¹¹ Als Gründungsvater der modernen Alterskulturforschung wird der Volkskundler Rudolf Schenda genannt,¹² der 1972 mit seiner Monografie „Das Elend der alten Leute“ die Gründe für die missliche Lage alter Menschen als Randgruppe in unserer Gesellschaft untersuchte. Dabei war ihm primär die Aufklärung der Jüngeren wichtig.¹³

Empirische Forschungen in der Alterskulturforschung, wie es die vorliegende Arbeit darstellt, wurden nur nach und nach im Fach angegangen.¹⁴ Einige sollen nachfolgend dargestellt werden:

Karin Szadkowski unternahm eine Feldforschung im Bereich der „Butterfahrten“ und veröffentlichte diese 2000 mit ihrer Dissertation.¹⁵ Der Volkskundler Friedemann Schmoll publizierte den Sammelband „Grauzone“¹⁶ im Jahr 2002, der Ergebnisse studentischer Feldforschun-

¹⁰ Kaschuba (1999), S. 93.

¹¹ Vgl. Kaschuba (1999), S. 93f.

¹² Vgl. Otto (2013), S. 53.

¹³ Vgl. Schenda (1972).

¹⁴ Vgl. Otto (2013), S. 53f.

¹⁵ Vgl. Szadkowski (2000).

¹⁶ Vgl. Schmoll (2002).

gen enthält. Die Bandbreite der Themen reicht von der Beschäftigung mit dem Übergang von der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand¹⁷, ältere Menschen und deren Umgang mit der Zeit,¹⁸ bis zu der Beziehung von Menschen zu ihren Gegenständen im Pflegeheim.¹⁹ Im Jahr 2005 erschien unter dem Kulturwissenschaftler Stefan Beck ebenfalls ein Sammelband, der Ergebnisse von studentischen Feldforschungen aufzeigt.²⁰ Im kulturwissenschaftlichen Jahrbuch „Moderne“, das 2012 in Graz publiziert wurde und auch einige kulturwissenschaftliche Beiträge enthält, macht die Kulturwissenschaftlerin Rebecca Niederhauser mit ihrem Beitrag anhand von Interviewausschnitten deutlich, dass Alter als kulturelle Variable zu begreifen sei und ein Altersbegriff im Plural gedacht werden müsse.²¹

Der Sammelband „Altern in unserer Zeit“ von 2013 hält Ergebnisse von einem interdisziplinären Forschungsprojekt bereit, das sich Altersbildern in öffentlichen Diskursen zuwendet. Darin finden sich gerontologische und philosophische Betrachtungen, aber auch empirisch-kulturwissenschaftliche Arbeiten.²²

Jüngst wiederum erschien der Sammelband „Kulturen des Alterns“²³, der Beiträge mit kulturwissenschaftlicher Ausrichtung enthält, wobei einige davon sich auch auf empirische Forschungen stützen.²⁴

Einige Themen wurden, wie eben gezeigt, in der deutschen Alterskulturforschung empirisch angegangen – dem Feld des Betreuten Seniorenwohnen wurde sich bisher noch nicht zugewandt.

Dies stellt sich anders dar, wenn man den Blick in die USA wirft und feststellt, dass dort bereits einige Geisteswissenschaftler Aspekte des Betreuten Seniorenwohnens („assisted living“) untersucht haben:

¹⁷ Vgl. Schamberger-Lang (2002).

¹⁸ Vgl. Jaster (2002).

¹⁹ Vgl. Drautz, Bruckschen (2002).

²⁰ Vgl. Beck (2005).

²¹ Vgl. Niederhauser (2012).

²² Vgl. Rentsch, Zimmermann, Kruse (2013).

²³ Vgl. Zimmermann, Kruse, Rentsch (2016).

²⁴ Vgl. z.B. Grebe (2016); Quart (2016); Schönwald (2016).

Die Kulturanthropologin Jacquelyne Beth Frank unternahm eine achtzehnmonatige Feldstudie, um der Frage nachzugehen, ob das Ideal in solchen Anlagen alt zu werden und wohnen bleiben zu können, was die Seniorenbetreuungsindustrie propagiere, mit der Realität übereinstimme. Sie führt Interviews und wertet diese „anthropologisch“²⁵ aus.

Ein Forschungsteam aus Kulturanthropologie, Soziologie und Sozialarbeit veröffentlichte 2009 eine umfassende und tiefgreifende Ethnografie von sechs amerikanischen Betreuungsanlagen.²⁶ Über einen Zeitraum von fünf Jahren wurden über 370 ethnografische Interviews mit Bewohnenden, Familienangehörigen und Personal geführt und nach der „grounded theory“ ausgewertet. Viele Stunden der teilnehmenden Beobachtung ergänzen die Forschung mit dem Ziel, in das Betreute Seniorenwohnen einzutauchen, um diese Welt für das Außen zu öffnen. Sie stellen exemplarisch sechs Bewohnerinnen aus jeweils einer Anlage vor und beschreiben differenziert und dicht den betreffenden Fall und die Anlage.

Jüngst veröffentlichte online die Anthropologin Brittany Marie Chilton ihre Masterarbeit, wo sie sich mittels einer Feldforschung und der Analyse ihrer Interviews nach Schlüsselwörtern der Frage zuwendet, inwiefern das Betreute Seniorenwohnen als Zuhause kreiert werden kann und welche Faktoren dabei hindern oder helfen.²⁷

In den US-amerikanischen Kommunikationswissenschaften untersuchte Heather Seipke mittels qualitativen Interviews, inwiefern für Frauen im Betreuten Seniorenwohnen das Aufrechterhalten von Aufgaben aus der „feminine sphere“ (Haushaltstätigkeiten, Versorgung von Kindern) im Zusammenhang mit dem Selbst stehen.²⁸ Sie wertet ihr Material nach konzeptionellen und analytischen Kategorien aus.²⁹

²⁵ Es wird nicht näher bestimmt, welche Analysemethode verwendet wird (vgl. Frank (2001), S. 7).

²⁶ Vgl. Eckert et al. (2009).

²⁷ Vgl. Chilton (2015).

²⁸ Vgl. Seipke (2008).

²⁹ Vgl. ebd., S. 135.

In der US-amerikanischen Gerontologie gibt es zahlreiche empirische Beiträge, die das Betreute Seniorenwohnen zum Thema machen. Die Bandbreite an durchgeführten Untersuchungen reicht von Untersuchungen zu Umzugsgründen,³⁰ zu Aspekten, die die Lebensqualität in den Anlagen beeinflussen,³¹ über das Eruiere von Umständen, die dazu führen könnten, dass so lange wie möglich dort gewohnt werden kann,³² bis zu der Frage, wie ein Lebensende im Betreuten Seniorenwohnen erlebt und gemanagt wird.³³

Bei der Vielfalt der US-amerikanischen Studien ist jedoch zu erwähnen, dass zum einen Anlagen in den Blick genommen werden, sogenannte CCRC (Continuing Care Retirement Communities), die sich primär an ein wohlhabendes Publikum richten und in denen die Betroffenen verschiedene Stufen der Versorgung einkaufen können, also sowohl das assisted living als auch eine Vollpflege bis zum Tod. Zum anderen nehmen Untersuchungen ausschließlich das assisted living in den Blick, welches auch unabhängig von CCRCs als Anlageform existiert. Jedoch ist hierbei essentiell, dass dieses assisted living meist ein Publikum adressiert, welches starke Einschränkungen aufweist. So bieten die Anlagen eine 24-Stunden-Betreuung, regelmäßige, gemeinsame Mahlzeiten, Körperpflege und das Verabreichen von Medikamenten. Damit unterscheiden sie sich deutlich von vielen Konzeptionen in Deutschland und maßgeblich von der Anlage, die in der vorliegenden Arbeit eine Rolle spielt.³⁴

So ist eine Übertragung der Ergebnisse auf diese Studie kaum möglich, da die Voraussetzungen doch erheblich abweichen.³⁵

Es muss konstatiert werden, dass die Forschungslage in Deutschland zum Betreuten Seniorenwohnen mager ausfällt. Abgesehen von einigen

³⁰ Vgl. Sheehan, Karasik (1995); Sherwood et al. (1997).

³¹ Vgl. Ball et al. (2000).

³² Vgl. Ball et al. (2004).

³³ Vgl. Ball et al. (2014).

³⁴ Vgl. Kap. 2.

³⁵ Vgl. Bernsteiner, Boggatz (2015).

quantitativen, schriftlichen Befragungen,³⁶ ist die größte und bekannteste Studie in Deutschland zum Betreuten Seniorenwohnen Winfried Saups „Augsburger Längsschnittstudie“.³⁷ Der Ökogerontologe veröffentlichte 2001 und 2003 zwei Bände, die Umzugsgründe in, Hoffnungen an und Erfahrungen mit dem Betreuten Seniorenwohnen von über 170 Befragten illustrieren. Die Studie ist auf Repräsentativität ausgelegt. Eine Darstellung von subjektiven Sichtweisen, Einstellungen und Haltungen zum Betreuten Seniorenwohnen in ihrer Varianz und Tiefe ist nicht zu finden. Saups Monografien bleiben in dieser Form jedoch bis heute singulär in Deutschland, im Gegensatz zu der ansonsten sehr starken ökogerontologischen Beschäftigung mit dem Thema „Wohnen im Alter“.³⁸

Somit kann abschließend die Relevanz der vorliegenden Arbeit unterstrichen werden: Eine kulturwissenschaftliche, mikroperspektivische Studie, die Narrationen im Betreuten Seniorenwohnens offenlegt und analysiert, schließt eine vorhandene Lücke in der bisherigen Forschung.

1.3 Fragestellungen und Vorgehen

Die aufgezeigten fehlenden Kenntnisse in der Forschungslandschaft führen zu unterschiedlichen Fragestellungen, die in dieser Arbeit behandelt werden. Es können zwei zentrale Fragebereiche heraus gestellt werden:

Erstens geht es in einem explorativen Sinne um die Ermittlung der subjektiven Deutungen und Perspektiven der befragten Personen. Es wird herausgearbeitet, welche Rolle für ältere Menschen der Betreuungskontext spielt und welche Erwartungen an Gegenwart und Zukunft sowie an das eigene Älterwerden damit verknüpft sind. Von Interesse ist ebenso, wie der Umzug in diese Wohnform bewertet und lebensgeschichtlich

³⁶ Vgl. Schweikart, Wessel (1995); Kremer-Preiss (1999); Engel, Engels (2000).

³⁷ Vgl. Saup (2001); (2003).

³⁸ Vgl. Kapitel 3.2, wo explizit relevantes ökogerontologisches Wissen für diese Arbeit aufbereitet wird.

eingeordnet wird. Dies berührt eine heikle Debatte in der ökologischen Gerontologie, der Wissenschaft, die sich maßgeblich mit Fragen zum Wohnen im Alter beschäftigt. Dort wird Umzügen im Alter eher eine Skepsis entgegen gebracht. Es wird auf Risiken für „die Identität“ verwiesen.

Daran knüpft der zweite zentrale Fragebereich dieser Arbeit an, der die Dar- und Herstellung von narrativen Identitäten behandelt. Es wird untersucht, wie über den Umzug und das Betreute Seniorenwohnen gesprochen wird und wie sich dabei die Erzählenden positionieren. Ob tatsächlich „Brüche“ der Identität thematisiert werden interessiert, aber auch ob Versuche zu verzeichnen sind, Kontinuität und Stabilität erzählerisch zu erlangen. Dieses Interesse beruht auf einer weiteren Debatte in der Gerontologie, die das Ausbilden einer kohärenten, stabilen, sogenannten „Altersidentität“ als notwendig für ein gutes Leben im Alter behandelt. Nicht zuletzt kennt auch der Volksmund die Redewendung: „Einen alten Baum versetzt man nicht.“ Die vorliegende Studie geht diesen Annahmen und Vorbehalten auf den Grund.

Um diesen Fragestellungen gerecht zu werden, wird ein qualitativer Forschungsansatz gewählt, der den Fokus auf die „konkrete Mündlichkeit“³⁹ setzt und Narrationen analysiert.

Um einen differenzierten und profunden Zugang zu erhalten, werden von zwanzig geführten Interviews mit zehn Frauen⁴⁰ zunächst vier Fälle unter den Gesichtspunkten narrative Tiefe und Ausführlichkeit sowie maximaler Kontrast zueinander ausgewählt. Diese werden akribisch hermeneutisch aufgeschlüsselt mithilfe der Methode „Rekonstruktion narrativer Identität“⁴¹, die sich vorzüglich eignet, sowohl subjektive Deutungen zu rekonstruieren als auch das Herstellen von situativen Identitäten beim Erzählen aufzuzeigen. Dies geschieht unter der Prä-

³⁹ Rentsch (2013), S. 173.

⁴⁰ Es ist eine nicht intendierte Situation, dass am Ende nur Interviews mit Frauen in diese Studie einfließen können. Daher werden in dieser Arbeit auch keine geschlechtsspezifischen Aspekte des Alter(n)s behandelt. Vgl. auch Kap. 5.2.2.

⁴¹ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a).

misse, dass Fälle durch solch eine minutiöse Analyse „[...] zu einer charakteristischen Momentaufnahme von Kultur und Gesellschaft“⁴² werden können, die aussagekräftiger sind als großflächige Beschreibungen.⁴³

Im Anschluss folgen dann eine Öffnung des Blicks und eine Übertragung der Erkenntnisse aus den Fällen auf das restliche, erhobene Material. Dies erfolgt zum Zweck der weiteren Illustrierung der Heterogenität der subjektiven Deutungen und Perspektiven der Erzählerinnen bezüglich der Topoi Umzug und Betreutes Wohnen und trägt letztlich dazu bei, die bisherigen wenigen Forschungskenntnisse zu erweitern.

⁴² Kaschuba (1999), S. 220.

⁴³ Vgl. ebd.

1.4 Aufbau der Arbeit

Bevor ich mich dem Forschungsfeld und der leitenden Forschungsperspektive zuwende, soll am Ende dieses Kapitels der Aufbau dieser Arbeit beschrieben werden. Dadurch wird ein Überblick über die Argumentationsfolge und den behandelten Inhalt gegeben. Im Folgenden werden die einzelnen Kapitel und Unterkapitel kurz diesbezüglich dargestellt. Innerhalb der Arbeit wird dann zu Beginn eines jeden Kapitels der nachfolgende Inhalt erläutert.

◆ 1. Einleitung

In der Einführung (1.1) wird auf die Relevanz von Narrationen für ältere Menschen bei deren Sinnsuche und Vergegenwärtigung in Anbetracht unserer dynamischen Gesellschaft mit ihren vielfältigen und unübersichtlichen Angeboten bezüglich des Alter(n)s hingewiesen. Für Forschende wiederum stellt die Analyse von Narrationen einen bedeutsamen Zugang zu den Lebenswelten von älteren Menschen dar und wird als derjenige erachtet, der ihnen gerecht wird. Anschließend wird der relevante Forschungsstand für diese Arbeit erörtert und dargestellt, dass hinsichtlich des Betreuten Wohnens noch Forschungsbedarf besteht (1.2). Davon ausgehend werden die zwei zentralen Fragebereiche vorgestellt und die gewählte methodische Vorgehensweise knapp begründet (1.3).

◆ 2. Das Betreute Seniorenwohnen

Dieses Kapitel stellt die untersuchte Wohnform vor mit ihren Möglichkeiten und Grenzen. Der Lesende wird dabei mit dem Feld vertraut gemacht und wissenswerte Kenntnisse bezüglich des Wohnkonzepts für das Alter(n) werden vermittelt.

◆ 3. Wohnen(bleiben) und Umziehen

Da das Betreute Seniorenwohnen bisher keine Beachtung in der Kulturwissenschaft Volkskunde erfuhr, wird hier generell erörtert, inwiefern sich das Fach bislang dem Thema „Wohnen“ gewidmet hat. Dabei wird

ferner deutlich, dass dem Phänomen „Umzug“ kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde (3.1). Aufgrund dieser wenigen Kenntnisse fällt der Blick auf die Gerontologie (3.2). Es wird deutlich, dass sich dort eindringlich mit dem Wohnen und Umziehen im Alter auseinandergesetzt wird. Die immense Bindung an die vertraute Umgebung wird als identitätsstiftend betrachtet. Deshalb wird auf die Gefahr für die Identität durch einen Umzug verwiesen. In einem abschließenden Resümee werden die wichtigsten Ergebnisse des Kapitels dargestellt und vor allem der herrschende normative Identitätsbegriff in der Gerontologie hinterfragt (3.3).

◆ 4. Narrationen und Positionierungen

Dieses Kapitel umfasst die Erörterung der maßgeblichen theoretischen Annahmen, welche die vorliegende Studie mitbestimmen. Zunächst wird die leitende Forschungsperspektive vorgestellt, die eine Verschränkung aus Kulturwissenschaft Volkskunde und der Narrativen Gerontologie darstellt (4.1). Es wird herausgearbeitet, dass ältere Menschen durch kontextabhängige, wandelbare Erzählungen ihr Selbstbild dar- und herstellen. Die Analyse dieser narrativen Identität liegt im Fokus dieser Arbeit. Im anschließenden Unterkapitel (4.2) wird zunächst erörtert, dass der Begriff Identität eine lange und komplexe wissenschaftliche Debatte mit sich bringt, die nicht weiter ausgeführt werden kann. Vielmehr interessiert eine Subdebatte, in der es um „Altersidentitäten“ geht. Dabei werden einige widersprüchliche Konzepte vorgestellt und es wird betont, dass mithilfe einer Konzeption, welches Alter(n) nicht in den Vordergrund stellt, narrative Identitäten von älteren Menschen analysiert werden. Diese Konzeption „Rekonstruktion narrativer Identität“ wird sogleich vorgestellt (4.3) und eines seiner hauptsächlichen Analyserwerkzeuge, das Konzept der „Positionierung“, ausführlich erklärt (4.4). Das Kapitel findet seinen Abschluss mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse (4.5).

◆ 5. Methodisches Vorgehen

Dieses Kapitel dient der Veranschaulichung der leitenden Methoden. Dabei werden zunächst die für diese Arbeit angewandten Grundlagen qualitativen Forschens dargelegt (5.1). Sodann wende ich mich der Darstellung des Forschungsfelds zu (5.2.1) und erörtere meine spezielle Rolle im Feld und den sich daraus ergebenden Zugang (5.2.2), um schließlich das methodische Vorgehen zu erläutern. Hier wird auf die Art der Interviews, die Atmosphäre und die Interviewpartnerinnen eingegangen (5.2.3). Dann folgt die Darstellung der einzelnen Schritte der Analyse des Materials (5.3).

◆ 6. Empirische Fallanalysen

Dieses Kapitel illustriert zunächst die vier minutiös analysierten Fälle: Frau Engel (6.1), Frau Schiller (6.2), Frau König (6.3) sowie Frau Winter (6.4). Die Narrationsanalyse orientiert sich an fünf Themen: Erzählungen zum Umzug, zur aktuellen Situation, zum Betreuten Seniorenwohnen, zum Älterwerden und zur Zukunft. Dabei werden zwei Erkenntnisinteressen verfolgt: Erstens sollen narrative Identitäten rekonstruiert werden und zweitens eine erste Annäherung an die subjektiven Haltungen zu den fünf Themenfeldern und das etwaige Auftauchen von Masternarrativen untersucht werden.

Die Darstellung folgt einer klaren Strategie, was in den Überschriften ersichtlich wird, die im ersten Teil identisch sind und im zweiten Teil eine jeweils spezifische Aussage der jeweiligen Person bereit halten. Jeder Fall wird mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Positionierungen abgeschlossen.

◆ 7. Ergebnisse

Im ersten Unterkapitel werden die Erkenntnisse aus der Analyse der vier Fälle hinsichtlich deren narrativen Identität mit den theoretischen Annahmen zur Identitätsbildung im Alter abgeglichen. Zudem werden erste Antworten auf die Frage, welchen Stellenwert der Umzug für die Erzählerinnen hat, vorgestellt (7.1). Anschließend wende ich mich noch

einmal konkret den Themen Umzug (7.2) und Betreutes Wohnen (7.3) zu. Hierbei werden die Erkenntnisse aus den vier Fallanalysen verglichen und erweitert mit dem restlichen Material.

In den jeweiligen Resümees dieser Unterkapitel (7.2.3 und 7.3.3) finden sich die entscheidenden Ergebnisse dieser Studie. Hier werden mögliche Antworten auf die originären Fragestellungen dieser Arbeit gegeben und kritische Reflexionen angestellt.

◆ 8. Zusammenfassung

Dieses Kapitel stellt noch einmal die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse und Ergebnisse dieser Arbeit überblicksartig dar.

2. Das Betreute Seniorenwohnen

Im Folgenden soll die Wohnform des Betreuten Seniorenwohnens in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt werden.

Zunächst kann generell festgestellt werden, dass Betreutes Seniorenwohnen ganz unterschiedlich definiert wird. Allein beim Begriff herrscht bei der in Deutschland seit Ende der 1980er Jahren populär gewordenen Wohnform⁴⁴ keine Einigkeit. Betreutes Seniorenwohnen nennt sich manchmal auch „Service Wohnen“ oder „Wohnen mit Service“, je nach Anbieter.⁴⁵ Auch juristisch gibt es keine allgemeingültige Definition, es kursieren vielmehr vielzählige Auffassungen davon.⁴⁶ In Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen wird versucht durch die Schaffung von Gütesiegeln, Klarheit in die vielfältigen Angebote zu bringen. Nach ihnen wird als festgesetztes, gemeinsames Ziel des Betreuten Wohnens die selbstständige Lebensführung in eigenem Haushalt, in vertrauter Umgebung mit einem Angebot an bedarfsgerechten Unterstützungsleistungen angeführt.⁴⁷

Seit 2006 existiert die DIN 77800, die Betreutes Wohnen von der Wohnform „Heim“ abgrenzt: „Betreutes Wohnen unterscheidet sich vom Heim wesentlich durch die Gewährleistung größtmöglicher Wahlfreiheit bei Leistungen und Leistungsanbietern für den Nutzer/Bewohner. Nur die sog. Grundleistungen sind von den Bewohnern verpflichtend zu nehmen.“⁴⁸ Damit wurde erstmals ein Referenzdokument für Nutzende und Anbietende gleichermaßen mit Mindestanforderungen geschaffen.⁴⁹ Un-

⁴⁴ Vgl. Saup (2001), S. 12; Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. (1994), S. 136.

⁴⁵ Die Verfasserin entscheidet sich in der vorliegenden Arbeit für „Betreutes Seniorenwohnen“ und verwendet dies durchgängig.

⁴⁶ Vgl. Michel, Schlüter (2012).

⁴⁷ Vgl. <http://www.kvjs.de/soziales/senioren/qualitaetssiegel-betreutes-wohnen-fuer-senioren.html>, <http://www.kuratorium-nrw.de/qualitaetssiegel.php>, <http://www.stiftung-betreutes-wohnen.de> (Zugriff: 29.05.17).

⁴⁸ Michel, Schlüter (2012), S. 2.

⁴⁹ Vgl. Michel, Schlüter (2012), S. 9.

ter den sogenannten Grundleistungen wird folgendes verstanden: eine barrierearme Wohnung mit einem Notrufsystem und der Möglichkeit zusätzliche Dienstleistungen wie regelmäßige Mahlzeiten, Unterstützung im Haushalt und ähnliche Leistungen, welche die Alltagsbewältigung erleichtern, in Anspruch nehmen zu können. Die Bewohnenden schließen oft neben einem Mietvertrag auch noch einen sogenannten Betreuungsvertrag ab, der die genauen Leistungen umschreibt. Für die Grundversorgung muss eine Grundpauschale bezahlt werden; die zusätzlichen Leistungen werden nur im Bedarfsfall abgerechnet.⁵⁰ Betreutes Wohnen verbindet demnach meist die Leistungen eines Bauträgers (z.B. Wohnungsbaugesellschaft) mit denen eines Betreuungsträgers (z.B. Wohlfahrtsverband). Wie in den Gütesiegeln deutlich wird, steht eine längst mögliche, selbstständige Haushaltsführung und implizit eine Vermeidung von einer Heimunterbringung im Vordergrund.⁵¹ Welche Angebote nun unterstützend und förderlich auf die Erhaltung der Selbstständigkeit wirken, liegt im Ermessensbereich des jeweiligen betreibenden Unternehmens. In der Praxis variieren die inhaltlichen Leistungen enorm. Während es Wohnanlagen oder Seniorenresidenzen mit betreuten Wohnungen gibt, die stark auf gemeinschaftliche Aktivitäten bauen und eine breite Angebotspalette anbieten, gibt es auch solche ohne weitere Angebote, außer den sogenannten Grundleistungen. Auch die Begrifflichkeit „betreut“ ist irreführend, denn eigentlich gilt das Motto „so wenig betreut wie möglich“ – in Deutschland existiert zwar in den Anlagen meist ein 24-Stunden-Notdienst, jedoch eher selten ein Betreuungsdienst rund um die Uhr.⁵² Der Notdienst kommt tatsächlich nur bei einem akuten, medizinischen Notfall zum Einsatz. Der Betreuungsdienst wäre auch in anderen Situationen zuständig, wie zum Beispiel Unterstützung bei der Medikamenteneinnahme zu bieten.

⁵⁰ Vgl. Kremer-Preiss (2001), S. 6.

⁵¹ Vgl. Kremer-Preiss (2001), S. 7.

⁵² Vgl. Kapitel 1.2.

Im Vergleich zu anderen Ländern lässt sich feststellen, dass in den meisten europäischen Ländern und in den USA ebenso Formen von Betreutem Seniorenwohnen existieren, jedoch auch hier die Umsetzung enorm variiert. So gibt es beispielsweise in Finnland und Großbritannien eine Unterteilung des Betreuten Seniorenwohnens nach Grad des Unterstützungsbedarfs („sheltered housing“ und „very sheltered housing“ in Großbritannien).⁵³ In den USA richten sich so genannte CCRCs (Continuing Care Retirement Community) an ein wohlhabendes Publikum, das individuell Unterstützungspakete einkaufen kann, ähnlich den hiesigen Seniorenresidenzen. Es existieren auch Komplexe mit assisted living, die jedoch meist einen gesundheitlich stark eingeschränkten Personenkreis betreffen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Betreute Wohnen in Deutschland eine recht unbestimmte und unübersichtliche Wohnform für das Alter(n) darstellt. Einigkeit scheint bei der vorherrschenden Leitvorstellung zu bestehen, dass es auf die Aufrechterhaltung von Autonomie und Selbstständigkeit ankommt.

Im nächsten Kapitel wird noch einmal ein Schritt zurück getreten in der Perspektive, um den Blick zu weiten und um die Grundlagen für diese Arbeit vollends zu klären: Dem Wohnen und Umziehen wird aus kulturwissenschaftlicher, aber auch ökogerontologischer Sicht Beachtung geschenkt.

⁵³ Vgl. Stula (2012).

3. Wohnen(bleiben) und Umziehen

Nachfolgend wird aufgezeigt, dass in der Kulturwissenschaft Volkskunde zwar dem Thema „Wohnen“ bereits viele Forschungen gewidmet wurden, jedoch kaum bezogen auf ältere Menschen oder auf das Phänomen des Umziehens. Aus diesem Grund wird anschließend ein Blick auf die ökologische Gerontologie geworfen, die seit vielen Jahren rege zu den Themen Wohnen und Umziehen im Alter forscht. Den Abschluss dieses Kapitels bildet ein Resümee.

3.1 Kulturwissenschaftliche Perspektive

Das Wohnen als Konglomerat aus Verhaltensweisen und Mustern, Objektivationen, Normen und Werten ist kulturell geprägt und damit auch im Interesse einer Kulturwissenschaft Volkskunde. Besonders das Gebiet des historischen Wohnens und Wirtschaftens ist intensiv bearbeitet worden, jedoch meist verstärkt bezogen auf Objekte, wie Haus oder Mobiliar.⁵⁴ Recht groß ist die Anzahl an kulturwissenschaftlichen, empirischen Gegenwartsarbeiten zum Wohnen, die in kleinen Befragungen und Analysen Einzelfälle exemplarisch darstellen und den Fokus auf die Objekte des Wohnens und deren Gebrauch und Bedeutung lenken.⁵⁵ Der Volkskundler Gottfried Korff beobachtet diesbezüglich: „In Dingen [...] werden Gedanken materialisiert, in Dingen gewinnen Ideen und Perspektiven Gestalt. In Dingen werden Gefühle, Überzeugungen und Gruppenemotionen nach außen gekehrt.“⁵⁶ Von weiterem Interesse sind Forschungen, die Zusammenhänge zwischen Wohnweisen und be-

⁵⁴ Vgl. Mohrmann (1994) deren Artikel einen Überblick über die volkskundliche Forschungsgeschichte zum Wohnen, aber auch zu den dort angewandten Quellen und Methoden sowie einen Überblick über aktuelle Problemfelder gibt.

⁵⁵ Vgl. z.B. Tränkle (1972); Schenk (1984); Mohrmann (1991); Katschnig-Fasch (1998); Marcoux (2001); Wichmann (2012); Depner (2015).

⁵⁶ Korff (1991), S. 47.

stimmten Milieus bzw. Sozialisationen untersuchen und regionalen Differenzierungen nachgehen.⁵⁷

Die Volkskundlerin Ruth Mohrmann beschreibt, dass das Wohnen zu den alltäglichen und nach Befriedigung verlangenden Bedürfnissen gehöre und beinahe mit allen Lebensbereichen des Menschen verbunden sei.⁵⁸ Jedoch fehle nach wie vor eine verbindliche Definition des Begriffs „Wohnen“ in der Volkskunde.⁵⁹

Ein umfassender volkskundlicher Definitionsversuch des Wohnens stammt aus Margit Tränkles empirischer Forschung im Jahr 1970:

„Zum Wohnen gehören bestimmte traditionell und gewohnheitsmäßig geübte Verhaltensweisen, die Wohnbräuche; ebenso gehört der sinnvoll und schön gestaltete Objektbereich dazu; darüber hinaus regeln Normen und Werte das Wohnverhalten, für das symbolische Darstellungsformen entwickelt werden, zu denen auch unter anderem Einrichtungsobjekte zählen. Die kulturelle Prägung des Wohnens erfasst also nicht nur die Gestaltung des Objektbereichs, sondern ebenso sind die Wohn-tätigkeiten als kulturelle Verhaltensweisen zu interpretieren und die Wohnattitüden von historisch geprägten Ideen und Werten abzuleiten. Je nach den unterschiedlichen Wertesystemen und Verhaltensmustern von einzelnen Gruppen, Schichten oder Gesellschaften nimmt die Wohnkultur spezifische Formen an.“⁶⁰

Die Kulturanthropologin Anamaria Depner konstatiert in ihrer Forschung zu Umzügen in ein Altenheim über vierzig Jahre später Ähnliches und unterstreicht dabei den Handlungsaspekt bezogen auf Dinge: „Wohnraum ist somit als Ergebnis der Handlung ‘Wohnen’ in Bezug auf das Wohninventar zu sehen.“⁶¹

Die Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Katschnig-Fasch entwirft in ihren Überlegungen zum Wohnen in ihrer Habilitationsschrift „Möblierter

⁵⁷ Vgl. Tränkle (1972); Bourdieu (1982); Mohrmann (1994), S. 136.

⁵⁸ Vgl. Mohrmann (1994), S. 124.

⁵⁹ Vgl. ebd. (1994), S. 124.

⁶⁰ Tränkle (1972), S. 14, Herv. i. O.

⁶¹ ebd. (2015), S. 56.

Sinn“ eine weitere doppelte Perspektive: Sie beschreibt die Art wie gewohnt wird, auch als Reaktion um „lebensweltlichen Unsicherheiten zu entrinnen“⁶² und betont, dass sich aktuelle gesellschaftlich-kulturelle Umbrüche und Zustände nirgends so dicht und konkret ausdrücken wie in Wohnformen.

So intensiv das Wohnen in der Kulturwissenschaft Volkskunde bisher erforscht wurde, so überrascht es, dass der Umzug als „Alltagsphänomen schlechthin“⁶³, bisher wenig Beachtung als volkskundliches Thema geschenkt wurde, wie der Volkskundler Michael Simon feststellt.

In der kanadischen Forschung ist die Studie vom Kulturanthropologen Jean-Sébastien Marcoux zu finden, der Personen, die kurz vor einem Umzug standen, begleitete. Er ging der Frage nach, inwiefern Erinnerung, materieller Kultur und Mobilität zusammen hingen.⁶⁴ Er findet heraus, dass das Aussortieren von Dingen symbolisch für das Aussortieren von Beziehungen und Erinnerungen werde. So folge daraus für die Bedeutung des Umziehens: „Moving becomes a means to reshuffle relationships and memories by bringing them back into consciousness, by making them explicit and for deciding which ones to reinforce, which ones to abandon or put on hold. It allows people to keep track of their relationships and memories, keep a map of these and transform this map. In other words, moving allows people to order their relation and memories.“⁶⁵ Damit betont Marcoux den chancenreichen Aspekt für die Individuen bei einem Umzug.

Wie oben bereits erwähnt, untersuchte Anamaria Depner in ihrer Dissertation die Bedeutung materieller Kultur bei Umzügen in ein Altenheim. Depner stellt einen „Bruch mit Dingen“⁶⁶ und deren Umwertung bis zur Entwertung fest. Sie äußert, dass Umzüge sowohl auf Dinge als auch auf Personen destabilisierend wirken. Es folge daraus, dass Perso-

⁶² Katschnig-Fasch (1998), S. 19.

⁶³ Simon (2005), S. 20.

⁶⁴ Vgl. Marcoux (2001), S. 70.

⁶⁵ Marcoux (2001), S. 83.

⁶⁶ Depner (2015), S. 218.

nen einen größeren Wunsch nach Zugehörigkeit entwickeln. Außerdem geht sie davon aus, dass Umzüge nicht nur selbst eine Veränderung darstellen, sondern dass gerade bei älteren Menschen eine Veränderung beispielsweise im gesundheitlichen Bereich vorangegangen sei.⁶⁷

Darüber hinaus fällt tatsächlich eine gewisse Nichtbeachtung von Umzügen in der Kulturwissenschaft Volkskunde auf. So schweift der Blick auf die ökologische Gerontologie, die sowohl dem Wohnen als auch dem Umziehen verstärkt Aufmerksamkeit schenkt.

3.2 Der ökogerontologische Ansatz

Die „ökologische Gerontologie“ (Ökogerontologie) oder auch im englischsprachigen Raum als „Environmental Gerontology/Psychology“ bezeichnet, schenkt Fragen zum Topos „Wohnen im Alter“ ihre Aufmerksamkeit⁶⁸ und befasst sich explizit mit den „[...] reziproken Beziehungen von alternden Personen und deren räumlich-sozialen Umwelten.“⁶⁹ Claßen und Kollegen erweitern dieses Verständnis von der Ökogerontologie in ihrem Werk „Umwelten des Alterns“ noch um technische und mediale Umweltaspekte, die mitgedacht werden müssen⁷⁰ und betonen, „[...] dass Altern in besonderer Weise von den Ressourcen und Begrenzungen der jeweils gegebenen Umweltbedingungen, speziell dem räumlich-dinglichen Kontext, abhängt.“⁷¹ „Gelingendes“ oder auch „konstruktives“ Altern wird aus dem Blickwinkel der Ökogerontologie somit entscheidend durch Interaktionen mit bzw. Voraussetzungen in der Umwelt bestimmt.⁷²

⁶⁷ Vgl. Depner (2015), S. 62.

⁶⁸ Vgl. z.B. Saup (1993); Oswald (1996); Wahl, Mollenkopf, Oswald (1999); Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann (2012); Claßen et al. (2014).

⁶⁹ Vgl. Wahl, Mollenkopf, Oswald (1999), S. 9.

⁷⁰ Vgl. Claßen et al. (2014), S. 15f.

⁷¹ Claßen et al. (2014), S. 14.

⁷² Vgl. Saup (1991).

Eine interdisziplinäre Herangehensweise wird als erstrebenswert gesehen,⁷³ jedoch kann eine deutliche psychologische Akzentuierung festgestellt werden.⁷⁴

Das Forschungsinteresse wird sowohl als grundlagenorientiert als auch anwendungsbezogen verstanden und es besteht der Anspruch, durch eine starke empirisch-quantifizierende Ausrichtung möglichst allgemeingültige Aussagen und Theorien mit hohem Generalisierungsgrad zu entwerfen.⁷⁵ Die *Erklärung* von Person-Umwelt-Interaktionen steht im Fokus und dafür werden entsprechende Modelle entwickelt.⁷⁶

3.2.1 Die Bedeutung des Wohnens

Als geltender Konsens unter den Ökogerontologen ist zu nennen, dass es sich beim Wohnen um den wichtigsten Alltagsbereich älterer Menschen handele, weil die Wohnung derjenige Ort sei, wo die meiste Zeit des Tages verbracht werde. „Alltag im Alter heißt vor allem Wohnalltag.“⁷⁷ Der Ökogerontologe Winfried Saup beschreibt, dass der Aktionsradius der älteren Menschen kleiner werde, die selbstständige Lebensführung und das subjektive Wohlbefinden an Bedeutung gewinnen und die Wohnung oder das Haus zu den wichtigsten räumlich-sozialen Kontexten für ältere Menschen werden.⁷⁸ Der Verhaltensstrom Wohnen werde langsamer, ältere Menschen benötigen mehr Zeit für Wohntätigkeiten.⁷⁹

Besonders der US-amerikanische Gerontologe und Psychologe M. Powell Lawton und Kollegen entwickelten in den 1970er Jahren erstmals eine

⁷³ Vgl. Wahl (2004), S. 15. Neuerdings wird jedoch kritisiert, dass ein interdisziplinärer Blick in der Gerontologie zum einen kaum vorhanden sei, zum anderen nicht ausreiche, stattdessen erfolgt der Ruf nach Transdisziplinarität (Vgl. Künemund (2015); Zimmermann (2015)).

⁷⁴ Vgl. Wahl, Heyl (2015).

⁷⁵ Vgl. Saup (1993), S. 21; Wahl, Heyl (2015).

⁷⁶ Einen Überblick über die diversen Modelle ist z.B. bei Oswald (1996), Claßen et al. (2014) zu finden.

⁷⁷ Saup (1993), S. 18; vgl. auch Wahl, Mollenkopf, Oswald (1999), S. 9.

⁷⁸ Vgl. Saup (1993), S. 18.

⁷⁹ Vgl. Saup (2003), S. 23.

„Wohntheorie“, die breite Zustimmung erhielt und die ihren Einfluss bis nach Deutschland hatte.⁸⁰ Lawton und Mitarbeiter betonten in dem entworfenen Modell, dass das Verhalten im Alter aus einer Reziprozität zwischen persönlichen Kompetenzen und räumlich-sozialen Umweltanforderungen entstehe. Daraus folge zum Beispiel, dass altersbedingte Kompetenzverluste im Zusammenspiel mit nachteiligen Wohnbedingungen zu einer Risikokonstellation für Autonomie und Wohlbefinden werden könne.⁸¹ Starke Umweltanforderungen können dazu führen, dass ältere Menschen negative Gefühlszustände erleben. Andererseits können schon kleine Veränderungen in der Umwelt dazu führen, dass sich das Verhalten und Erleben von älteren Menschen mit Kompetenzeinbußen positiv verändern könne.⁸² Lawtons theoretischer Ansatz zur Beziehung zwischen Mensch und Umwelt war bahnbrechend in der Gerontologie und Ausgangspunkt für viele weitere Forschungen. Kritisiert wurde jedoch rasch, dass der alternde Mensch zu wenig als individuell und aktiv handelnder gesehen wurde.⁸³ Nachfolgende Untersuchungen nahmen dementsprechend diese Kritik auf und entwickelten Lawtons Modell weiter.⁸⁴

Der Gerontologe Frank Oswald resümiert, dass bei den früheren klassischen Theorien die funktionale (Wohn-) Umwelt im Vordergrund gestanden habe.⁸⁵ Er konstatiert weiter: „Wohnen oder Wohnung bedeutet nicht nur räumlich-dingliche Barriere und Ressource, Gefahrenquelle und Unterstützung, sie bedeutet nicht nur Anregungsquelle und Gestaltungsfeld, sie bedeutet auch Autonomie, soziale Bindung, Geborgenheit, Vertrautheit oder biographische Verankerung und ist erst damit Ausdruck von Identität und Individualität [...]“⁸⁶ Neuerdings werden ver-

⁸⁰ Vgl. Wahl (2005), S. 133.

⁸¹ Vgl. Wahl (2005), S. 132.

⁸² Vgl. Saup (1993), S. 35.

⁸³ Vgl. Saup (1993), S. 36.

⁸⁴ Ausführlich beispielsweise bei Saup (1993); Oswald (1996).

⁸⁵ Vgl. Oswald (1996), S. 66f.

⁸⁶ Oswald (1996), S. 68; vgl. auch Rubinstein (1990), S. 145; Peter (2009), S. 69; Oswald (2010), S. 172.

schiedene Prozesse in einem Rahmenmodell des Person-Umwelt-Austauschs (Agency & Belonging) zusammengefasst. Dabei werden zwei Prozessklassen unterschieden: erstens die erlebensbezogenen Prozesse (belonging), welche die Bewertung eines Raumes und die Bindung daran beschreiben, zweitens die verhaltensbezogenen Prozesse (agency), wohinter sich Aneignung, Nutzung und Auseinandersetzung mit dem Raum verbergen. Diese Prozesse haben Konsequenzen in der Entwicklung im Altersverlauf. So sei davon auszugehen, dass die erlebensbezogenen Prozesse zur Aufrechterhaltung von Identität verantwortlich seien. Agency-Prozesse hingegen beeinflussen maßgeblich die Autonomie im Alter.⁸⁷ In diesem Zusammenspiel vermuten Claßen und Kollegen auch Auswirkungen auf das subjektive Wohlbefinden.⁸⁸

Gerontologen betonen immer wieder die vertraute Wohnumgebung als überaus wichtig für ältere Menschen und untermauern deren verbreitetes Bestreben so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden wohnen zu bleiben.⁸⁹

Dieses zu beobachtende Anliegen älterer Menschen und der Fakt, dass das private Wohnen auch die am größten verbreitete Wohnform im Alter ist,⁹⁰ wird in der Ökogerontologie dem Phänomen „aging in place“ zugeschrieben.⁹¹ Lawton beschreibt, dass „aging in place“ den Vorgang repräsentiere zwischen dem alternden Individuum und seiner Umgebung, die beide einem Wandel unterliegen und dabei allein die physische Verortung des Individuums eine Konstante darstelle.⁹² Ältere ziehen ungern um, was an deren Bindung an ihre Umgebung liege, welches unter dem Stichwort „place attachment“ diskutiert wird. Der Anthropologe Robert Rubinstein und die Psychologin Patricia Parmelee äußern dazu: „At-

⁸⁷ Vgl. Claßen et al. (2014), S. 22f.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 24.

⁸⁹ Vgl. Deutscher Bundestag (1998), S. 99; Motel-Klingenbiel (2005), S.126; Oswald, Rowles (2007), S. 129.

⁹⁰ Über 92% der über 65-Jährigen wohnt in Privathaushalten (vgl. BMVBS (2011), S. 27).

⁹¹ Vgl. Lawton (1990).

⁹² Vgl. Lawton (1990), S. 288.

tachment to place is a set of feelings about a geographic location that emotionally binds a person to that place as a function of its role as a setting for experience [...].”⁹³ Die Bindung an die Wohnumwelt stärke das Selbst.⁹⁴ Die Autoren vertreten weiterhin die Ansicht, dass „[...] place attachment is a more energized, compelling, or vivid affectual state born of one’s linking significant life events, key developmental themes, or identity processes with a particular environment“⁹⁵ Oswald und Kollegen vermuten, dass in „[...] jahrelangen Austauschprozessen objektive Umweltaspekte so stark verinnerlicht werden, dass die alternde Person gewissermaßen mit diesen untrennbar `verwächst`, d.h. dass Handlungs- und Erlebensroutinen sowie Automatismen auftreten und dass Umwelt zur Materie gewordene Biografie werden kann.“⁹⁶ Unter dem Stichwort „Umweltidentität“ wird eine untrennbare Einheit von Person und Umwelt verstanden, was besonders virulent werde im Alter. Die Frage: „Wer bin ich?“ werde nicht zuletzt durch Bestimmungen der eigenen Person im Verhältnis zur Umwelt konstituiert.⁹⁷

Gerontologen verweisen in diesem Zusammenhang gerne nach wie vor auf die Ergebnisse einer über dreißigjährigen Feldforschung:⁹⁸

Der Geograf und Gerontologe Graham D. Rowles begleitete 1983 in einer kleinen Gemeinde im Appalachen-Gebirge in den USA während drei Jahre 15 Personen zwischen 62 bis 91 Jahre und dokumentierte dies unter anderem in 800 Stunden aufgenommener Interviews, Tagebücher zu Raum- und Zeitaktivitäten, Fotografien und Bestandsaufnahmen zu persönlichem Eigentum.⁹⁹ Er stellte fest, dass ältere Menschen ihre Umwelterfahrungen immer vor dem Hintergrund einer starken Eingebundenheit in das Umfeld sehen und ordnen. Rowles entwickelte aus

⁹³ Rubinstein, Parmelee (1992), S. 139. Vgl. auch Oswald (1996), S. 75; Shenk (2004), S. 159.

⁹⁴ Vgl. Rubinstein, Parmelee (1992), S. 140.

⁹⁵ Rubinstein, Parmelee (1992), S. 142.

⁹⁶ Oswald (2010), S. 171.

⁹⁷ Vgl. Claßen et al. (2014), S. 34.

⁹⁸ Vgl. Wahl (2005), S. 132; Oswald (1996), S. 76.

⁹⁹ Vgl. Rowles (1983), S. 301.

seiner Forschung das Konzept von „insideness“ und beschrieb, dass es drei Formen dieser „insideness“¹⁰⁰ gebe, die eine Bindung an einen Ort begünstigen: „physical insideness“, „social insideness“ und „autobiographical insideness“.¹⁰¹ Die „physical insideness“ oder „räumlich-dingliche Verinnerlichung“¹⁰² umschreibt das Kennen von und die Gewöhnung an die physische Umwelt.¹⁰³ Beispielsweise das genaue Wissen, welche Inhalte welche Küchenschubladen haben oder das routinierte Anheben des Fußes vor einer Stufe zum Garten. Die „social insideness“ oder „soziale Verinnerlichung“¹⁰⁴ meint die Integration in einem sozialen Umfeld mit Nachbarn und Freunden oder auch im kleinen Kreise mit der Familie innerhalb der eigenen Wohnung, wo feste Normen existieren, die zum Beispiel den Stammsitzplatz der Mutter bestimmen.¹⁰⁵

Als wichtigste Verinnerlichung benennt Rowles die „autobiographical insideness“. Sie werde normalerweise für selbstverständlich erachtet und umschreibt all die erinnerten Orte des bisherigen Lebens, die mit Bedeutung bedacht werden. „Autobiographical insideness embraces not only the place of the present but also a series of remembered places, of which the drab contemporary setting is but a remnant.“¹⁰⁶ Oswald meint dazu: „[...] nach vielen Jahren in derselben Wohnumgebung wird die räumlich-dingliche Wohnumwelt zur Arena der eigenen Biographie. Räume können zu Erinnerungslandschaften von Abschnitten des eigenen Lebens werden.“¹⁰⁷ Die autobiografische Verinnerlichung sei nach Rowles diejenige, die am schwierigsten wiederhergestellt werden könne, wenn das eigene Zuhause, beispielsweise durch einen Umzug, verlassen werde.¹⁰⁸ Dies liege darin begründet, dass an dem neuen Ort erst ein Reservoir voller neuer, bedeutungsvoller Ereignisse für das Selbst ent-

¹⁰⁰ Oswald übersetzt dies mit „Verinnerlichung“ (vgl. Oswald (1996), S. 76).

¹⁰¹ Vgl. Rowles (1983), S. 302f.

¹⁰² Oswald (1996), S. 76.

¹⁰³ Vgl. Rowles (1983), S. 302.

¹⁰⁴ Oswald (1996), S. 78.

¹⁰⁵ Vgl. Rowles (1983), S. 302.

¹⁰⁶ Rowles (1983), S. 303.

¹⁰⁷ Oswald (1996), S. 77.

¹⁰⁸ Vgl. Rowles (1983), S. 310.

stehen müsse.¹⁰⁹ Rowles betont weiter, dass Bilder unseres Selbst und das Gefühl einer Identität mit dem Älterwerden untrennbar mit den Plätzen in unserem Leben verflochten seien. Die Bindung an das eigene Zuhause werde genährt durch die Ansammlung von Artefakten und Erinnerungen. Außerdem sei für Ältere das Zuhause die bleibende Konstante in einer Welt, die von Verlusten gekennzeichnet sei.¹¹⁰

Darüber hinaus verweist Rowles auf die Bedeutung des visuellen Umfelds und sogenannte „surveillance zones“. Diese Beobachtungszonen umschließen all diejenigen Bereiche, die von der Wohnung aus durch Türen und Fenster zu sehen sind. Rowles unterstreicht die Wichtigkeit für ältere Menschen zu sehen und gesehen zu werden.¹¹¹ Diese Zonen ermöglichen älteren Menschen eine Verbindung zur Außenwelt aufrechtzuerhalten, vor allem, wenn der Mobilitätskreis kleiner werde. Rowles gibt zu bedenken, dass sich mit seiner Forschung, die im ländlichen Gebiet durchgeführt wurde, nicht klären lasse, ob die Ergebnisse für alle älteren Menschen gelte, kontextunabhängig, also auch im urbanen Umfeld und unabhängig von deren sozialem Milieu. Jedoch ist er überzeugt, dass die „surveillance zones“ älteren Menschen die Möglichkeit geben, Kontinuität und andauernde Partizipation zu erhalten.¹¹²

Eine „Verwebung“ von älteren Menschen mit dem eigenen Zuhause und der nahen Umgebung ist von ökogerontologischer Seite unbestritten. Dies erkläre, wieso nur die Vorstellung von einem Umzug als Bedrohung der Identität empfunden werden könne.¹¹³ „Aging in place“ sei daher zu einem regelrechten Mantra geworden, weil dahinter der tiefe Glaube stecke, dass ältere Personen, gerade wenn es ihnen physisch schlechter gehe, zu Hause besser aufgehoben seien. Die Vorzüge des

¹⁰⁹ Rowles (1983), (1993).

¹¹⁰ Rowles (1993), S. 66.

¹¹¹ Vgl. Rowles (1983), S. 307; Friedrich (1998).

¹¹² Vgl. Rowles (1983), S. 311.

¹¹³ Vgl. Oswald (2010), S. 171.

„Zu-Hause-Wohnenbleibens“ werden im scharfen Kontrast zu den Nachteilen eines Umzugs gezeichnet.¹¹⁴

3.2.2 Risiko: Umzug

Obwohl die meisten älteren Menschen in ihren Wohnungen bleiben wollen, drängt sich die Frage, ob sie bleiben oder umziehen sollen beim Älterwerden immer mehr auf. Früher oder später kommen die meisten älteren Menschen an den Punkt an dem sie sich fragen, wo sie zukünftig wohnen möchten bzw. auch können. Nicht nur gesundheitliche, sondern auch finanzielle Abwägungen erhalten dabei Bedeutung. So sind Fragen zum Umzug in der gerontologischen Forschung differenziert erforscht worden und die Gerontologie kann seit ihrem Entstehen eine lange Reihe an Veröffentlichungen vorweisen.

Im Folgenden werden die wichtigsten Erkenntnisse für diesen Kontext vorgestellt:

Zunächst wird konstatiert, dass in früheren Lebensphasen Menschen häufiger umziehen, als nach der Erwerbszeit. Die Mehrheit der älteren Menschen bleibe tatsächlich nach ihrem Ruhestand dort wohnen, wo sie sowieso schon wohne. Jedoch sei zugleich eine wachsende Zahl an Älteren zu verzeichnen, die noch einmal umziehen. Hierbei handele es sich aber meistens um die relativ gesunden und wohlhabenden jüngeren Alten.¹¹⁵ Überwiegend finden Umzüge innerhalb der bekannten Gemeinde statt.¹¹⁶ Aber die Zahl an Umzügen mit größerer Distanz nehme auch kontinuierlich zu.¹¹⁷

In den ökogerontologischen Forschungen zeigt sich ein großes Spektrum an Gründen, aus denen ältere Menschen noch einmal umziehen. Es ist hier von „Push-“ oder „Pull-“ Faktoren die Rede. So können „Push-“ Faktoren entstehen, wenn die aktuelle Wohnung angesichts ih-

¹¹⁴ Vgl. Rowles (1993), S. 65.

¹¹⁵ Vgl. Oswald, Rowles (2007), S. 144.

¹¹⁶ Vgl. Oswald et al. (2002).

¹¹⁷ Vgl. Longino (2004).

rer Größe und Ausstattung oder ihres Umfelds nicht mehr den psychischen und physischen Bedürfnissen entspricht. Als „Pull-“ Faktoren wiederum werden Aspekte genannt, die im Vergleich zur derzeitigen Wohnung anreizend wirken, wie beispielsweise eine bessere Infrastruktur, größere Nähe zur Familie oder eine altersgerechte Ausstattung der neuen Wohnung.¹¹⁸ In seltenen Fällen entscheide nur ein „Push-“ oder „Pull-“ Faktor darüber, ob ein Umzug getätigt werde. Meistens sei es eine Mischung aus mehreren Faktoren.¹¹⁹ Andere Ansätze unterscheiden zwischen Grund- und Wachstumsmotiven als ausschlaggebend für einen Umzug. Grundmotive fokussieren auf die Aufrechterhaltung von Autonomie, Wachstumsmotive richten sich auf Entwicklungswünsche oder Realisierung von Wohnvorstellungen.¹²⁰ Der Geograf und Gerontologe Stephen M. Golant stellte vor nicht allzu langer Zeit seine Theorie zur „Residential Normalcy“ vor, wobei er postuliert, dass Umzüge ein Mittel darstellen können, um Wohnnormalität wiederherzustellen. Dies sei der Fall, wenn Gefühle der Unkontrollierbarkeit und Inkompetenz beim Wohnen festgestellt würden.¹²¹

Oswald und Rowles unterstreichen, dass auch die „Umzugserfahrung“ von älteren Menschen maßgeblich entscheidend sei. Wenn im bisherigen Leben nur wenig oder sogar noch nie umgezogen worden sei, dann dauere der Prozess der Identifikation mit der neuen Umgebung viel länger und könne sehr stressig sein. Sie meinen weiter: „Some elders experience great difficulty adapting to a new setting even after a lengthy period of residence.“¹²²

Nur eine kleine Zahl an Älteren ist von einem Umzug in ein Altenheim betroffen. Die Gerontologie hat aber bereits mit ihren ersten Forschungstätigkeiten diesen Umzügen außerordentliche Aufmerksamkeit gewidmet und zumeist eine Verlust-Perspektive eingenommen. Dies

¹¹⁸ Vgl. Carlson et al. (1998); Oswald, Rowles (2007).

¹¹⁹ Vgl. Oswald, Rowles (2007), S. 134.

¹²⁰ Vgl. Carp, Carp (1984).

¹²¹ Vgl. Golant (2011).

¹²² Oswald, Rowles (2007), S. 141.

liegt unter anderem daran, dass bereits früh erschreckende Ergebnisse generiert wurden unter dem Begriff „Relokationstrauma“¹²³. Dabei stellten Forschende fest, dass eine Übersiedlung in ein Altenheim eine Risikosituation darstelle, welche den physischen und psychischen Gesundheitszustand negativ beeinflussen könne, den sozialen Status verschlechtere und größere Einsamkeit hervorrufen könne, so dass letztlich eine schnellere Sterblichkeit auftreten könne.¹²⁴ Diese Erkenntnisse konnten nur nach und nach durch anschließende Studien etwas aufgebrochen und revidiert werden. Einzelne Forschungen heben hervor, dass die Umzugssituation in ein Altenheim entspannt werden könne, wenn die Betroffenen mehr Zeit hätten, sich auf solch einen Umzug vorzubereiten und ihnen ein gewisses Maß an Kontrolle zugesprochen werde.¹²⁵ Eine derartige Vorbereitung gestaltet sich jedoch schwierig für diejenigen, die oft plötzlich nach einer gesundheitlichen Verschlechterung oder direkt nach einem Aufenthalt im Krankenhaus in ein Heim untergebracht werden müssen. Ökogerontologisch betrachtet, stellen Umzüge in ein Altenheim für die betroffenen älteren Menschen eine besonders schwierige Herausforderung dar.

Umzüge in das Betreute Seniorenwohnen sind von Ökogerontologen nur vereinzelt untersucht worden. In den USA sind da John A. Krout et al. zu nennen, die eine Längsschnittstudie in einem CCRC (Continuing Care Retirement Community) durchführten. Dabei kommen sie zu dem Ergebnis: „[...] a core set of reasons for moving to and selecting a CCRC can be identified. These reasons are multidimensional, involving a desire to meet existing needs for appropriate housing, social interaction, and recreational opportunities and to ensure that future needs for care will be met with minimal burden to family.“¹²⁶ Jedoch ist zu beachten, dass sich diese Institutionen primär an wohlhabende, ältere Menschen rich-

¹²³ Wahl (2005), S. 131.

¹²⁴ Vgl. Lieberman et al. (1968); vgl. auch Saup (1984).

¹²⁵ Vgl. Oswald, Rowles (2007).

¹²⁶ Krout et al. (2002), S. 253.

ten, ähnlich wie viele Seniorenresidenzen oder Wohnstifte in Deutschland.¹²⁷

Von deutscher ökogerontologischer Seite existiert eine große Studie von Winfried Saup. Laut ihm führt meist das Motiv der Krisenvorsorge zu einem Umzug. Barrierefreies Wohnen, größerer Wohnungskomfort oder mehr soziale Kontakte stellen eher Nebengründe dar.¹²⁸ Bei dieser Studie stellte sich in der ersten Befragungsrunde auch heraus, dass eine beachtliche Zahl der älteren Menschen, 96%, falsche Erwartungen an ihre neue Umgebung hatten und unter anderem hofften, bis zu ihrem Tod im Betreuten Wohnen bleiben zu können, auch mit höchsten physischen oder psychischen Einschränkungen. Drei Jahre später waren noch 79% dieser Auffassung. Saup kommt dennoch zu dem Schluss bei der zweiten Befragungswelle im Jahr 2003, dass die Mehrheit der Befragten recht zufrieden ist, weshalb über 75% nach drei Jahren einen Umzug in das Betreute Seniorenwohnen weiter empfehlen würden.¹²⁹ Dies läge vor allem am sozialen Miteinander und Kontakten in der Hausgemeinschaft.¹³⁰

Die Ökogerontologen weisen darauf hin, dass mit der größer werdenden Mobilität generell in den westlichen Gesellschaften Umzüge älterer Menschen besonders von nachrückenden Alterskohorten geläufiger werden.¹³¹

Die Ökogerontologen Oswald und Rowles betonen die tragende Rolle von der bewussten Auseinandersetzung mit und Antizipationen von möglichen Umzügen um ein Trauma zu umgehen.¹³² Zudem schlagen sie konkrete Interventionen in Form von Umzugsbegleitern vor, die helfen, diesen Wechsel zu bewältigen.¹³³

¹²⁷ Vgl. das in Kapitel 1.2 angeführte Problem, dass die Ausrichtung der US-amerikanischen Anlagen kaum auf die deutschen übertragen werden kann.

¹²⁸ Vgl. Saup (2001), S. 7f.; S.66.

¹²⁹ Vgl. Saup (2003), S. 6; S. 19.

¹³⁰ Vgl. ebd. S. 19.

¹³¹ Vgl. Oswald, Rowles (2007), S.144.

¹³² Vgl. ebd., S. 145.

¹³³ Vgl. ebd., S. 146; Oswald (2012), S.571.

3.3 Resümee

Wohnen wird aus kulturwissenschaftlicher Perspektive als eine gesellschaftlich und kulturell geprägte Handlung betrachtet, wobei Objekten eine besondere Rolle zugeschrieben wird. Das Wohnen wird prinzipiell als bedeutungsvoll für den Einzelnen und als Ausdruck aktueller gesellschaftlich-kultureller Entwicklungen erachtet. Dem Wohnen im Alter wird bislang kaum Aufmerksamkeit geschenkt.

Anders verhält es sich in der Ökogerontologie. Hier wird dem Wohnen im Alter ein außerordentlicher und wachsender Stellenwert beigemessen, weil ältere Menschen ihren alltäglichen Radius sukzessive verkleinern. Das Gros der Zeit wird im eigenen Zuhause verbracht. Ökogerontologen schreiben dem Wohnen einen anreizenden und unterstützenden Sinn zu. Darüber hinaus wird die enge Verbindung zwischen Subjekt und Umwelt betont. Die Wohnung wird als wichtige Konstante betrachtet, die Kontinuität vermittelt im Kontrast zu den äußeren Veränderungen der Welt sowie altersbedingten, persönlichen Veränderungen. Ökogerontologen unterstreichen den Stellenwert der langjährig vertrauten eigenen vier Wänden und weisen auf deren hohen Rang für die Identität. Es wird von einer Einheit zwischen Person und Umwelt gesprochen, die durch einen Umzug nur schwierig wieder hergestellt werden könne. Dementsprechend wird Umzügen meist Argwohn und Skepsis entgegengebracht und dabei auf Risiken für Wohlbefinden und Identität verwiesen. Bei Umzügen in institutionalisierte Wohnformen ist mitunter sogar die Rede von traumatischen Erfahrungen, die eintreten könnten.

Auffällig ist, dass dieser Sichtweise ein traditioneller Identitätsbegriff aus der Psychoanalyse zugrunde zu liegen scheint. Dabei wird Identität als Syntheseleistung einer Person betrachtet, diverse Erfahrungen zu integrieren. Neue Erfahrungen müssen mit alten Erfahrungen übereingebracht werden, ohne dabei das Gefühl von Kontinuität und Kohärenz im Sinne von innerer Einheit zu verlieren. Diese Vorstellung von Identität bezieht sich auf ein So-Sein und So-Bleiben. Problematisch ist, dass

diese substanzifizierende Auffassung von Identität das Gewinnen oder Verlieren, die Integration oder Rejektion von Erfahrungen zum Kriterium macht für „normal“ oder „pathologisch“.¹³⁴ Dies erklärt den erhobenen Zeigefinger der Ökogerontologen, wenn es um das Umziehen von älteren Menschen geht, denn eine gelingende Integration der neuen Erfahrungen wird als schwierig erachtet und ein Misslingen könnte folglich zu einer Fragmentierung der Identität führen und psychische und physische Belastungen nach sich ziehen.

Diese Perspektive wird im nächsten Kapitel hinterfragt und verworfen. Zugleich bleibt aber von Belang, wie die Deutungen der befragten Frauen mit den Ergebnissen der Ökogerontologie zusammenpassen und inwiefern tatsächlich Veränderungen oder gar Brüche hinsichtlich des Umzugs thematisiert werden. Auch interessiert, wie auf die vorherige, lang bewohnte Umgebung Bezug genommen wird und welche Stellung diese in der Gegenwart einnimmt. Bevor jedoch diese Fragen im empirischen Teil angegangen werden, erfolgt noch die Vorstellung der leitenden, theoretischen Ansätze.

¹³⁴ Vgl. Frey, Hausser (1987), S. 7.

4. Narrationen und Positionierungen

Dieses Kapitel stellt den theoretischen Kern dieser Arbeit vor. Dabei wird zunächst herausgearbeitet, welche fruchtbaren Parallelen in den Ansätzen aus der Kulturwissenschaft Volkskunde und der Narrativen Gerontologie zu entdecken sind. Essentielle Erkenntnisse werden daraus für diese Studie abgeleitet und es wird betont, dass die Untersuchung der „narrativen Identität“ zentral ist. Dafür wird klar herausgearbeitet, dass der Begriff der Identität aus postmoderner Sicht weniger mit Statik als vielmehr mit Bewegung und Prozessen zu tun hat. Weiter werden ausgewählte Ausführungen zu einer sogenannte „Altersidentität“ dargestellt und kritisch hinterfragt. Sodann erfolgt die Vorstellung der Konzeption „Rekonstruktion narrativer Identität“, das sich vor allem mit seinem Analysewerkzeug, dem Konzept der Positionierung, eignet, subjektive Identitätsarbeit beim Erzählen zu identifizieren.

4.1 Zur leitenden Forschungsperspektive

Die Forschungsperspektive dieser Arbeit besteht aus einer Melange von Einflüssen aus der Kulturwissenschaft Volkskunde und der Narrativen Gerontologie. Zunächst ist festzuhalten, dass diese Arbeit sich für das alltägliche Erzählen interessiert. Zu beachten dabei ist aber, wie der Volkskundler Rudolf Schenda deutlich ausführt, dass mit alltäglichem Erzählen nicht „die Langeweile des Unveränderten“ gemeint ist, sondern genau genommen das interessiert, was den Alltag durchbricht.¹³⁵ „Alltägliches Erzählen ist [...] das Erzählen vom Nicht-Alltäglichen.“¹³⁶

Der Kulturwissenschaftler Harm-Peer Zimmermann beschreibt, dass seit einigen Jahren so genannte „kleine Erzählungen“ in der Kulturwissenschaft Volkskunde Aufmerksamkeit erhalten. Im Zuge des postmodernen Denkens habe ein „narrativistic turn“ stattgefunden, der eine

¹³⁵ Vgl. Schenda (1993), S. 49.

¹³⁶ Schenda (1993), S. 49.

Abkehr von den „großen Geschichten“ hin zu den kleinen mit sich bringe.¹³⁷ Dabei stehe der einzelne Mensch im Mittelpunkt mit seiner inkohärenten Biografie, der keine homogene Lebensgeschichte mehr erzählen könne.¹³⁸ Stattdessen erweisen sich nach Zimmermann lebensgeschichtliche Erzählungen im Sinne Michel Foucaults als „narrative Formen“, mit deren Hilfe der Mensch sich „[...] darstellt und entwirft, sich vergisst oder verleugnet angesichts seines Schicksals, lebendig und sterblich zu sein.“¹³⁹ Auch der Volkskundler Albrecht Lehmann unterstreicht im Sinne einer volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Bewusstseinsanalyse die Bedeutung des persönlichen Erfahrens der eigenen und der großen Geschichte.¹⁴⁰ Hier lassen sich deutliche Parallelen zu der Narrativen Gerontologie aufspüren: Dort fällt der Blick auf die subjektiven Erfahrungen, die ältere Menschen in ihren Erzählungen ausbreiten. „Narrative gerontology provides a lens through which to see the storied nature of aging.“¹⁴¹ Das Leben wird hier als Erzählung begriffen („life as story“¹⁴²). Die Narrative Gerontologie hat ihre Wurzeln in der sozialwissenschaftlichen Biografieforschung und der narrativen Psychologie.¹⁴³

In letzter Zeit, so wird festgestellt, habe das Interesse an einer Narrativen Gerontologie zugenommen, was bestimmt sei durch den postmodernen Wandel in westlichen Gesellschaften, wo Altern als individuelle, biografische Aufgabe gesehen werde.¹⁴⁴ Dabei werde das Subjekt mit großer Unsicherheit konfrontiert bei der Suche nach und Entwerfen von Sinn und Bedeutung, denn ein Rückgriff auf verlässliche Rahmen sei nicht mehr möglich. Hier sei nun die Narrative Gerontologie aufmerksam geworden und schenke dem individuellen Suchen von Sinn älterer

¹³⁷ Vgl. Zimmermann (2005), S. 119.

¹³⁸ Vgl. ebd., S. 136.

¹³⁹ Vgl. ebd., S. 142.

¹⁴⁰ Vgl. Lehmann (2007b), S. 271.

¹⁴¹ Kenyon, Randall (2001), xi.

¹⁴² Vgl. Kenyon, Randall (2001), S. 3.

¹⁴³ Vgl. Amrhein, Backes (2008), S. 384.

¹⁴⁴ Vgl. Laceulle, Baars (2014), S. 35.

Menschen in ihren Lebensgeschichten größte Beachtung.¹⁴⁵ Auch einer der bekanntesten Gerontologen, James E. Birren, liefert eine Erklärung für das wachsende Interesse an Autobiografien und persönlichen Narrationen: „In this period of greater efficiency in the activities of life and expansion of the scientific study of life, something was minimized. What was neglected was the exploration of the personal experiences and interpretations of growing up and growing old.“¹⁴⁶

Die Gerontologen Gary Kenyon und William Randall beschreiben fünf Annahmen, die wesentlich für die Narrative Gerontologie seien:¹⁴⁷

1. Menschen seien sowohl Geschichtenerzähler als auch Geschichtenhörer. Kenyon und Randall gehen davon aus, dass Menschen als Geschichten existieren, als „biographical beings“¹⁴⁸. Sie denken, fühlen und handeln auf der Basis von Geschichten. Sie kreieren sich selbst im Alterungsprozess durch Geschichten.

2. Das Leben und die Lebensgeschichte („lifestories“) bestünden aus Fakten („facticity“) und Möglichkeiten („possibilities“). Die Fakten meinen die sozialen und strukturellen Rahmenbedingungen der Lebensgeschichte. Unter Möglichkeiten verstehen Kenyon und Randall die inneren Aspekte des Lebens, welche umerzählt und verändert werden können („restorying“). So kann beispielsweise ein Erzählender nicht die Tatsache in seiner Lebensgeschichte verändern, dass er eine Ausbildung abgebrochen hat. Sehr wohl könnten aber Gedanken und Gefühle, die dabei aktuell waren, über die Lebensjahre hinweg verändert und umerzählt werden.

3. Menschen erfahren ihre Lebensgeschichte aus zwei Zeiten heraus. Zunächst sei da die „clock time“, die messbare, kalendarische Zeit. Dar-

¹⁴⁵ Vgl. Laceulle, Baars (2014).

¹⁴⁶ Birren (2001), vii.

¹⁴⁷ Vgl. Kenyon, Randall (2001), S. 4ff. Die deutsche Übersetzung von „story“ kann sowohl Geschichte als auch Erzählung meinen, weshalb hier nicht weiter differenziert wird.

¹⁴⁸ Kenyon, Randall (2001), S. 4.

über hinaus existiere die „storytime“, was eine innere und subjektive Zeit meine und welche helfe, Themen und Ereignisse aus dem Leben nach Bedeutung zu sortieren. Die storytime sei maßgeblich beeinflusst von den Fakten und Möglichkeiten der Lebensgeschichte.

4. Lebensgeschichten seien beeinflusst von vier Dimensionen: der zwischenmenschlichen, persönlichen, soziokulturellen und sozialstrukturellen.

5. Lebensgeschichten seien paradox, da sie einzigartig und undurchsichtig seien. Sie seien auf der einen Seite höchst persönlich und auf der anderen Seite extrem sozial und zwischenmenschlich kontextualisiert. Obwohl durch Kommunikation viel über das Eigene und den Anderen gelernt werden könne, sei die volle Wahrheit niemals erreichbar.

Kenyon und Randall gehen davon aus, dass alle Annahmen über das Altern auf Narrationen beruhen, dass Objektivität diesbezüglich nicht existiere und dass alles Wissen letztendlich metaphorisch, historisch und kontextabhängig sei.

Forschende, die sich mit dem Thema Alter(n) beschäftigen, bringen wiederum ihre eigenen Lebensgeschichten automatisch mit ein und dies sei auch wichtig für die Entwicklung von Theorien zum Altern.¹⁴⁹

Kenyon und Randall betonen ferner unter Bezug auf den Philosophen Hans Gadamer, dass ihr Ansatz darauf beruhe, dass das Selbstverständliche und eigene Vorannahmen reflexiv hinterfragt werden müssen.¹⁵⁰

Die Narrative Gerontologie bietet somit eine vermittelnde Perspektive an zwischen der hermeneutischen Rekonstruktion subjektiver Bedeutung in der erzählten Lebensgeschichte und der Erkenntnis, dass subjektive Narrationen stets kreiert und sozial bestimmt sind.¹⁵¹ Zudem geht sie

¹⁴⁹ Vgl. ebd. S. 9.

¹⁵⁰ Vgl. Kenyon, Randall (2001), S. 11.

¹⁵¹ Vgl. Graefe (2013).

davon aus, dass erzählte Erfahrungen ebenso kreativ und wandelbar seien und Erzählung eben keine homologe Abbildung von Erfahrung sei.¹⁵²

Hier soll erneut eine Verbindungslinie zurück zur Kulturwissenschaft Volkskunde und zu Albrecht Lehmann gezogen werden, der maßgeblich die kulturwissenschaftliche Erzählforschung geprägt habe.¹⁵³ Er entwarf differenzierte Gedanken zur Bedeutung von Erfahrungen in der Erzählforschung. Ihm zufolge drückt alles, was wir erzählen, Erfahrungen aus. Er schreibt weiterhin: „Alle unsere Erfahrungen ereignen sich in Situationen. Und zwar in Situationen, die von den Teilnehmern aus gesehen einen Anfang und ein Ende haben und die ganzheitlich erlebt - erfahren - werden. Situationen sind, was für die volkskundliche Erzählforschung besonders wichtig ist, ‚kontextuelle Ganzheiten‘, zu denen außer Menschen und einer Umgebung auch Stimmungsqualitäten gehören; vor allem Stimmungen und Atmosphären, die die Situationen überformen [...]“¹⁵⁴ Auch er macht deutlich, dass erzählte Erfahrungen nur begrenzt als Wahrheiten gesehen werden können, da sie immer subjektiven Deutungen unterliegen.¹⁵⁵ Lehmann bezieht sich weiterhin auf den Historiker Reinhart Koselleck nach dem die Lebensgeschichte nicht nur der Deutung der subjektiven und sozialen Erfahrungen der Vergangenheit unterliege, sondern sie sei auch das Maß für Zukunftserwartungen. „Unsere Hoffnungen an die Zukunft sind Projektionen unserer lebensgeschichtlichen Erfahrungen.“¹⁵⁶ Darüber hinaus macht Lehmann deutlich, dass die einzelne Person aus der Vielzahl an Geschichten, die sie angesammelt habe, immer wieder auswähle und aussiebe. Das Leben in seiner Komplexität könne ohne Reduktion nicht erzählend rekonstruiert werden.¹⁵⁷ Ferner müsse von einer weitgehenden Überein-

¹⁵² Vgl. Gubrium (2001), S. 19.

¹⁵³ Vgl. Schmidt-Lauber, Hengartner (2005), S. 9.

¹⁵⁴ Lehmann (2007a), S. 9.

¹⁵⁵ Vgl. Lehmann (1983), S. 35, 39f.; (2007a), S. 11f.

¹⁵⁶ Lehmann (2007b), S. 274.

¹⁵⁷ Vgl. Lehmann (1983), S. 22.

stimmung zwischen Selbstreflexion und Selbstthematisierung, von Denken und Erzählen, ausgegangen werden.¹⁵⁸ Nach Lehmann ist noch eine weitere Komponente in einer Erzählung relevant, nämlich das Milieu, in dem sich der Erzählende bewege oder bewegt habe.¹⁵⁹ Lehmann ergänzt außerdem die persönlichen Erfahrungen um die Erfahrungen aus „zweiter Hand“, die sich aus der Rezeption von Medien konstituieren und die sich mit den ersteren vermischen.¹⁶⁰ Der Volkskundler Friedemann Schmoll verweist in Bezug auf das Alter(n) darauf, dass gerade im öffentlichen Gespräch zwei ambivalente Redeweisen kursieren, die sich um Verklärung und Verachtung ranken: „Da sind einerseits die Schreckbilder institutionalisierter Altenentsorgung, solche der Resignation und Einsamkeit, des Verlusts von Selbstbestimmung und solche der Entmündigung, Botschaften von Verfall und Hinabdämmern, Bilder der unaufhaltsamen Aussonderung aus Gesellschaften, in denen Jugend die Norm diktiert. Auf der anderen Seite wird mit pädagogischen Engelszungen das Versprechen verkündet, es läge doch nur an einem selbst, den letzten Lebensabschnitt als sinnvoll und glücklich zu erfahren. Die in der Regel gutsituierten Menschen, die in den Sonder-Senioren-Beilagen der Tageszeitungen über die wahlweise "neuen", "jungen" oder "wilden" Alten als Leitfigur einer närrischen Revolte gegen das Alter ausgestellt werden, leugnen alles, was an einen bejahrten Zustand erinnern könnte. Sie gehen mit der Zeit, sind dynamisch, mitten im Leben. [...]“.¹⁶¹ Hier findet sich erneut eine Überschneidung mit dem Ansatz der Narrativen Gerontologie: Dort wird immer wieder auf die Wirkung von sogenannten „Masternarrativen“ als belangvoll für lebensgeschichtliche Narrationen verwiesen.¹⁶² Da der Alterungsprozess nicht nur als biologisch determiniert betrachtet werden könne, sondern als normativer-kultureller Prozess („aged by culture“¹⁶³), spielen Masternarrative vom

¹⁵⁸ Vgl. Lehmann (2007b), S. 275.

¹⁵⁹ Vgl. ebd. (2007b), S. 274.

¹⁶⁰ Vgl. Lehmann (2007a), S. 36.

¹⁶¹ Schmoll (2002), S. 7.

¹⁶² Vgl. Medeiros de (2004); Laceulle, Baars (2014).

¹⁶³ Vgl. Gulette (2004).

Alter(n) eine enorme Rolle. Ähnlich wie Schmoll, stellen die niederländischen Geisteswissenschaftler Laceulle und Baars fest, dass diese meist stereotypisierenden und erniedrigenden Masternarrative in zwei paradoxe Richtungen gingen: Entweder rankten sie sich um den Verfall oder den Erfolg, um dem Abbau ausgeliefert seiend oder diesem die Stirn bietend. Diese Masternarrative seien höchst ambivalent, denn auf der einen Seite seien sie essentiell um Bedeutung und Sinn in Lebensgeschichten zu bringen. Auf der anderen Seite können sie aber auch einengend und beklemmend wirken.¹⁶⁴

Jedenfalls wird kritisiert, dass Narrationen von Älteren zu oft als authentische Alterserzählungen interpretiert werden, anstatt den darin wirkenden Anteil von Masternarrativen mitzudenken bzw. sie sogar als Wiedererzählungen von Masternarrativen zu betrachten.¹⁶⁵ Laceulle und Baars plädieren für eine verschränkende Perspektive, die Narrationen als wichtig für die individuelle Sinnstiftung betrachte und zugleich aber auch nicht vergesse, dass das individuelle Altern stark beeinflusst sei von Masternarrativen, die auf negativen Erscheinungen basieren. Ähnlich argumentiert die Gerontologin Kate de Medeiros: „[...] the realm of personal narratives and the aging self must be considered within the larger context of the overriding cultural ideals, master narratives, and disciplinary perspectives from which the aging self is viewed and understood.”¹⁶⁶

So lässt sich aus dem Zusammenspiel der Erkenntnisse aus narrativer Gerontologie und Kulturwissenschaft Volkskunde folgendes zusammenfassen: Wenn der Mensch als Geschichte existiert und alles, was er erzählt, auf seinen Erfahrungen beruht, wenn er versteht, wer er geworden ist im Rahmen von Geschichten, die er, situationsbedingt, in unterschiedlichen Formen konstruiert und erzählt, wenn er sich inszeniert nicht nur durch was er erzählt, sondern auch im Akt des Erzählens

¹⁶⁴ Vgl. Laceulle, Baars (2014), S. 36.

¹⁶⁵ Vgl. Hazan, Raz (1997), S. 267.

¹⁶⁶ Medeiros de (2005), S. 11.

selbst, dann geht es letztlich um die Dar- und Herstellung eines Selbstbildes, einer „narrativen Identität“. Diese „narrative Identität“ liegt im Zentrum dieser Arbeit.

4.2 Altersidentitäten

Identität ist uns in der Alltagssprache geläufig, aber die Konturen sind unscharf und die Verwendung ist heterogen. Die Soziologin Bernadette Müller erhält in ihrer qualitativen Stichprobe, mit der Frage an die Interviewten, was sie unter Identität verstünden, vielfältige Antworten. Am häufigsten werde genannt „so wie ich bin“, oft fielen dazu aber auch die Begriffe „Persönlichkeit“, „Identifikation“, „Individualität“ und „Selbstfindung“.¹⁶⁷ Der Soziologe Heinz Abels konstatiert wiederum, dass das Individuum mit dem Begriff „Identität“ die Überzeugung verbinde, dass es im Kern und prinzipiell in allen Situationen „sich gleich sei“ und nach festen Regeln handle. Tatsächlich ist im lateinischen Ursprung des Wortes „Identität“ „idem“ vorhanden, was so viel bedeutet wie „derselbe“ oder „dasselbe“.¹⁶⁸

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Identität steht in einer langen theoriegeschichtlichen Tradition und weist viele Facetten auf.¹⁶⁹ Eine einheitliche Definition des Begriffs existiert, ganz wie in der Alltagssprache, nicht. Identität kann sich an die Innenperspektive mit der Frage „Wer bin ich?“ richten bis hin zu „Wie sehen mich die anderen?“, der Außenperspektive.¹⁷⁰

Das Erkenntnisinteresse der Identitätsforschung kann sich für die Merkmale interessieren, die für ein Individuum oder eine Gruppe substantiell sind, um zu einer Selbstbeschreibung zu gelangen und zu erkennen wie sich diese Merkmale bilden und verändern. Es kann aber

¹⁶⁷ Vgl. Müller (2010), S. 134f.

¹⁶⁸ Vgl. Abels (2010), S. 244.

¹⁶⁹ Einen Überblick über die verschiedenen Identitätstheorien wird hier nicht gegeben. Ausführliche Darstellungen bieten beispielsweise Eickelpasch, Rademacher (2004); Abels (2010); Jörrissen (2010).

¹⁷⁰ Vgl. Abels (2010), S. 245; Fuchs (2015), S. 70.

auch nach der Funktion von Identität fragen und nach den Prozessen, die damit zusammenhängen. Im Gesamten kann unterschieden werden zwischen der Auseinandersetzung mit dem Gefüge Identität und der Analyse seiner Inhalte.¹⁷¹

Einem postmodernen Verständnis von Identität entspricht die konsequente Hinterfragung der klassischen Auffassung von Identität als ontologische Kategorie, als Vorstellung von einem unveränderlichen „Kern“ des Subjekts, als etwas, was Kohärenz im Sinne von innerer, harmonischen Einheit oder Kontinuität einer Person bilden oder garantieren könnte.¹⁷² Stattdessen wird gefragt nach der alltäglichen Identitätsarbeit, die den Subjekten helfe, ein Verständnis von sich selbst zu finden und zu entwerfen um den ständigen, wechselnden Anforderungen unserer Gesellschaft zu entsprechen.¹⁷³ Der Sozialpsychologe Heiner Keupp geht mit Rückgriff auf das Konzept der „Salutogenese“ des Soziologen Aaron Antonovsky¹⁷⁴ davon aus, dass es dem Subjekt bei den divergierenden Identitätsanforderungen darum geht, ein Gefühl des Sinnhaften, des Verstehbaren und der Gestaltbarkeit zu erlangen. Dieses Gefühl von Kohärenz, das auf Prozesshaftigkeit beruhe, weise eine offene Struktur auf, wobei das Subjekt auch scheinbar widersprüchliche Fragmente verknüpfen könne.¹⁷⁵

Gemein ist den postmodernen Auffassungen von Identität, dass „Identitätsentwicklung *natürlich* ein prozesshaftes Geschehen ist, das *natürlich* in intensivem Austausch mit der sozialen Umgebung, dem *alter*, dem anderen, geschieht, und das *natürlich* unabschließbar ist.“¹⁷⁶

Interessanterweise hat sich seit einiger Zeit eine Subdebatte in der Identitätsforschung entwickelt, die erwähnenswert für die vorliegende

¹⁷¹ Vgl. Fuchs (2015), S. 70ff.

¹⁷² Als „klassischer“ Vertreter gilt Erik H. Erikson (1902-1994), etwa mit seinem Werk „Identität und Lebenszyklus“ (1994).

¹⁷³ Vgl. Keupp (1997).

¹⁷⁴ Vgl. Franke (1997).

¹⁷⁵ Vgl. Keupp (2002), S. 267.

¹⁷⁶ Kraus (2002), S. 159. Herv. i. O.

Arbeit ist. Dabei wird diskutiert, inwiefern Menschen im Alter eine spezifische Identität entwickeln, eine so genannte *Altersidentität*.

Eine Auswahl der Studien, die sich dem Phänomen der Altersidentität widmen, soll hier vorgestellt werden. Der Begriff Altersidentität kann sich auf zweierlei beziehen. Erstens auf eine Identität, die sich auf die Erfahrungen des fortgeschrittenen Alters bezieht und zweitens auf die Art und Weise, wie Identität im Alter überhaupt bewirkt wird.

Oft werde untersucht, inwiefern ältere Menschen eine „altersgemäße“ Identität ausbilden (sollen) und oft wird auch betont, von welcher großen Bedeutung eine stabile und kohärente Identität für ein „gelingendes“ Leben im Alter sei.¹⁷⁷

Der Versuch, ein eingehendes Konzept von Altersidentität zu bieten, findet sich bei den Psychologen Manfred Diehl und Hans-Werner Wahl wieder, die eine psychogerontologische Perspektive einnehmen und das Modell vom „Bewusstsein über altersbedingte Veränderungen“ (Awareness of Age-Related Change, kurz: AARC) entwerfen.¹⁷⁸ Das AARC Modell bezieht sich zunächst auf alle Erfahrungen, die einer Person bewusst machen, dass bestimmte Verhaltensweisen, Erfahrungs- und Leistungsgrade zurückzuführen sind auf das eigene Älterwerden. Diese Erfahrungen werden zum einen bestimmt durch innerliche Aspekte (wie z.B. subjektive Gefühle bezogen auf verminderte Kapazität) und zum anderen durch äußerliche Aspekte (wie z.B. Reaktionen von anderen oder sozial-strukturelle Bedingungen). Von höchster Bedeutung sei die Tatsache, dass die älteren Menschen sich bewusst seien über ihre altersbedingten Veränderungen, sei es in den Bereichen Gesundheit, kognitive und emotionale Funktionen, soziale Beziehungen, Lebensstil sowie Engagement und dass sie dies auch zumindest ein Stück weit verbalisieren könnten. Nach Diehl und Wahl bietet dieses Konzept die Möglichkeit der Bewusstwerdung von positiven Veränderungen durch das eige-

¹⁷⁷ Vgl. Graefe (2010), S. 34.

¹⁷⁸ Vgl. Diehl, Wahl (2010).

ne Älterwerden und somit ein Aufbrechen von dem sonst eher vorherrschenden negativen Blick auf altersbedingte Veränderungen.¹⁷⁹ „[...] we propose that the AARC, in general, is not a neutral experience but tends to be associated with a negative or positive valence. This creates the possibility that awareness of positive age-related changes may serve as motivational force for continued development into very old age and as an important counterbalancing factor to perceived negative age-related changes.“¹⁸⁰ Die von Diehl und Wahl konstatierte Voraussetzung der Reflexion und Verbalisierung kann jedoch nicht für alle Menschen im Alter als gleichermaßen möglich vorausgesetzt werden und muss daher kritisch betrachtet werden.

Auch soziologische oder sozialgerontologische Untersuchungen zur Altersidentität untersuchen inwiefern das Alter(n) auf das Selbst Auswirkungen hat:

Ein schon als klassisch geltender Ansatz stammt von Sharon Kaufman, die in ihrer Studie „The Ageless Self“ die These entwirft, dass neue Erfahrungen ständig in die Identität integriert werden, so dass die älteren Menschen sich als Einheit verstünden. Demnach könnten sie sich als zeitlos und nicht alternd verstehen. Trotz körperlicher Veränderungen bestehe ein gleichbleibendes, inneres „altersloses Selbst“ über die Zeit hinweg weiter.¹⁸¹

Das Konzept „Maske des Alterns“ von Mike Featherstone und Mike Hepworth beschreibt dagegen, dass ältere Menschen ihr Äußeres als irreführende Maske verstünden, worunter sich ein eigentlich jugendliches Selbst verberge.¹⁸²

Zu erwähnen ist noch das Konzept der „Maskerade“ von Simon Biggs, welches wiederum im Gegensatz zur „Maske des Alterns“ besagt, dass ältere Menschen mit ihrem eigentlich reifen Selbst regelrecht von der

¹⁷⁹ Vgl. ebd. (2010), S. 342.

¹⁸⁰ Ebd. (2010), S. 342.

¹⁸¹ Vgl. Kaufman (1986), S. 187.

¹⁸² Vgl. Featherstone, Hepworth (1991).

Gesellschaft und deren Jungendlichkeitswahn dazu gezwungen werden, ein jüngeres äußeres Erscheinungsbild zu entwerfen, um sich vor Altersfeindlichkeiten zu schützen und sich eine stabile Identität zu bewahren.¹⁸³

Diese Ansätze postulieren ein Konzept von Identität, das diese als in sich kohärent und beständig betrachtet. Dem gegenüber stehen Ansätze, die diese Stabilität und Kohärenz von Identität infrage stellen:

Jüngst stellten der Soziologe Kurt Lüscher und die Philosophin und Pädagogin Miriam Haller Ambivalenz als Schlüsselbegriff bei der Identitätsbildung im Alter vor. Sie formulieren die Hypothese, dass sich bei den Prozessen der Identitätsbildungen im Alter, Vorstellungen und Erfahrungen von Differenzen und Gemeinsamkeiten verbinden, Erinnerungen und gegenwärtiges Leben in Spannung zueinander stünden und Ambivalenzen erzeugen. Ausdruck erfahre dies in Narrationen durch ein Hin-und-Her, Innehalten, Zögern und Schwanken zwischen entgegengesetzten Polen, was die Autoren unter dem Begriff des „Vazillierens“ fassen.¹⁸⁴

Ähnliches konstatiert der Sprachwissenschaftlicher Neal Norrick, ausgehend von seiner empirischen Interviewanalyse mit Älteren. Diese seien sehr bemüht, multiple Identitäten in nur einer Erzählung darzulegen. Das Entwerfen einer kohärenten Identität sei eben nicht zwingendes Ziel, sondern nach Norrick, sei vielmehr ein ständiges Pendeln zwischen gegenwärtigem und vergangenem Ich festzustellen. Gerade die Erfahrung von zunehmenden Einschränkungen in der Gegenwart könne beispielsweise Distanz zu diesem Ich und eher eine Orientierung an einem früheren Ich auslösen. Norrick weist darauf hin, dass die Identitätsbildung für ältere Menschen ein komplexerer Prozess sei als für jüngere, aufgrund der längeren Lebenszeit und damit einhergehenden Fülle an Erfahrungen.¹⁸⁵

¹⁸³ Vgl. Biggs (1997); (2004).

¹⁸⁴ Vgl. Lüscher, Haller (2016), S. 7.

¹⁸⁵ Vgl. Norrick (2009), S. 924f.

Die Soziologin Stefanie Graefe vermutet, dass im Gegensatz zur Bildung von schlüssigen Altersidentitäten eher die verschiedenen Aspekte der Identität im Alter neu austariert werden, was aber ein Prozess ist, der sowieso das gesamte Leben stattfindet.¹⁸⁶ Sie gibt den kritischen Hinweis, dass es letztlich eine normative Annahme sei, die individuelle Herstellung einer kohärenten, altersspezifischen Identität notwendig werden zu lassen. Sie hinterfragt, wie es generell zu rechtfertigen sei, das Alter überhaupt als eine Identitätskategorie zu behandeln. Sie weist vielmehr auf die Wichtigkeit hin, zu untersuchen, wie ältere Menschen Komplexitäten im Alltag aushandeln und deuten, ohne Vorannahmen, welcher Rang dem Alter als Identitätsdimension generell zukäme.¹⁸⁷

Der Ansatz der „Rekonstruktion narrativer Identität“, der in dieser Arbeit höchste Bedeutung erhält, bietet die Möglichkeit, die Prozesshaftigkeit und Wandelbarkeit von Selbstdeutungen älterer Personen in Erzählungen sichtbar zu machen. Er wird im Folgenden ausgeführt.

4.3 Narrative Identität als Kernkonzeption

Mit der oben beschriebenen Dynamisierung postmoderner Identitätskonzepte wird zugleich ein aufkommendes Bedürfnis in den Sozialwissenschaften nach empirisch gesättigten Theorien geweckt und somit eine Loslösung von den theorieüberfrachteten Identitätsdiskursen in Gang gesetzt. Die Frage nach Anwendung der neuen Identitätskonzeptionen in der Praxis kommt auf und unterschiedliche Konzeptionen von „narrativer Identität“ erfahren Popularität.¹⁸⁸ Die vorliegende Arbeit stützt sich besonders auf eine Konzeption, die von der Psychologin Gabriele Lucius-Hoene und dem Psychologen und Sprachwissenschaftler Arnulf Deppermann entwickelt wurde. Sie nehmen darin auch Ansätze von Keupp auf, der Identität als sozial konstruiert bestimmt und

¹⁸⁶ Vgl. Graefe (2010), S. 44.

¹⁸⁷ Vgl. ebd. (2010), S. 40.

¹⁸⁸ Vgl. Ricoeur (1991); Widdershoven (1993); Crossley (2000); Keupp (2002).

Sprache als das zentrale Medium der Identitätsarbeit begreift.¹⁸⁹ Lucius-Hoene und Deppermann sehen Identität als permanent veränderlich und verstehen sie als sprachlich-symbolische Struktur, mit deren Hilfe sich Individuen selbst zu verstehen versuchen und verständlich machen wollen. Narrative Identität entstehe unmittelbar in „[...] *sprachlichen Praktiken alltäglicher Erzählungen*.“¹⁹⁰ Lucius-Hoene und Deppermann beschreiben narrative Identität als eine situierte, in einer autobiografischen Erzählung her- und dargestellte. Mit der Unterscheidung von Darstellung und Herstellung der Identität machen die Autoren deutlich, dass Identitätsaspekte vom Erzählenden sowohl direkt zum Ausdruck gebracht werden können als auch in der Erzählung erst konstruiert werden können.¹⁹¹ „Autobiografisches Erzählen lässt sich also als situierte und interaktive Arbeit an der Identität verstehen.“¹⁹² Lucius-Hoene präzisiert dies noch weiter und stellt fest, dass narrative Identität „[...] die Art und Weise [ist], wie Menschen in Erzählungen sich selbst als Protagonisten oder Akteure erscheinen lassen und für sich und den Hörer Sinn zu stiften suchen. Sie ist personaler Fluchtpunkt und Zusammenschau der narrativen und interpretativen Praktiken, mit denen die Erzählenden zusammen mit ihren Zuhörenden ihre Erfahrungen aufbereiten, kommunikativ verhandeln und für die Erfordernisse der Situation nutzen.“¹⁹³ Typisch für das Erzählen sei das doppelte Ich: Der Erzählende deutet auf das Ich in der Geschichte und zugleich modelliert er das Ich in der konkreten Erzählsituation in Hinblick auf die Zuhörenden.¹⁹⁴

Dieser Ansatz der narrativen Identität stammt aus der diskursiven Psychologie, Konversationsanalyse und Soziolinguistik. Lucius-Hoene betont, wie mit ihrer Auffassung von Identität jeglicher Bestimmung

¹⁸⁹ Vgl. Keupp (2002), S. 69.

¹⁹⁰ Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 55. Herv. i. O.

¹⁹¹ Vgl. ebd. S. 56.

¹⁹² Ebd. S. 56.

¹⁹³ Lucius-Hoene (2010), S. 155.

¹⁹⁴ Vgl. ebd. S. 155.

derselben als ontologischer Kategorie eine Absage erteilt werde: „Identitäten sind `identity-in-talk`, keine Attribute oder Besitzstände von Menschen, etwas, das in ihrer Persönlichkeit eingebaut oder angehängt ist, sondern etwas, das sie in der Interaktion mit anderen lokal herstellen und einsetzen, um ihren sozialen Raum zu beanspruchen und sich anderen und sich selbst zu erklären.“¹⁹⁵ Lucius-Hoene und Deppermann betonen, dass damit auch einhergehe, dass narrative Identität nicht Fragen nach der Wahrheit oder Authentizität der autobiografischen Erzählungen beantworten könne oder möchte. Der Anspruch an die Erzählung als Wiedergabe eines vergangenen Geschehens kann nicht gehalten werden.¹⁹⁶ Erzählungen unterliegen bereits einer Distanz zu dem originär erlebten und sind somit kreative Modelle unseres Verständnisses von unserer Welt auf der Folie unserer Erwartungen und Erfahrungen. So werden als performative Leistungen neue Wirklichkeiten geschaffen durch die Art und Weise, wie die Erzählenden darstellerische, inszenierende und modalisierende sprachliche Maßnahmen verwenden.¹⁹⁷ Lucius-Hoene wirft in diesem Kontext eine wichtige Frage auf, nämlich inwiefern dann überhaupt das Gesagte eine über die Erzählsituation hinaus weitertragende Bedeutung haben könne, wenn es doch situativ entstehe und im Dialog ausgehandelt werde? Sie beantwortet dies wie folgt: „Für die lokale interaktive Konstruktion von Identität greifen Erzähler auf sprachliche Ressourcen zurück, die sie im Laufe ihres Lebens und ihrer Kommunikationserfahrungen erworben haben und deren Verfügbarkeit eine transssituationale Bedeutung hat.“¹⁹⁸ Lucius-Hoene verweist auf narrative Muster, an die sich der Erzählende erinnere, weil sie zu seinem Sozialisationsprozess gehören. Über die Lebenszeit werden familiäre Erzählstrategien, gender- und altersspezifische Gruppennarrative, berufsbezogene und über Massenmedien ver-

¹⁹⁵ Vgl. ebd. S. 155f.

¹⁹⁶ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 91; Lucius-Hoene (2010), S. 156; vgl. Kap. 4.1.

¹⁹⁷ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 29; Lucius-Hoene (2010), S. 160.

¹⁹⁸ Lucius-Hoene (2010), S. 161.

breitete Muster in dem subjektiven Erfahrungsschatz eingelagert. Menschen lernen, welche davon angemessen und passend für welche Situation sind und erinnern sich, welche von Erfolg gekrönt seien.

Für die Rekonstruktion narrativer Identität gelte es diese Muster aufzuspüren und ihren Einsatz und ihre Adaption durch den Erzählenden herauszufiltern.¹⁹⁹

Des Weiteren bestimmen Lucius-Hoene und Deppermann drei Dimensionen, in die sich narrative Identität in autobiografischen Texten manifestieren könne:²⁰⁰

1. Die temporale Dimension beschreibe die Art, wie die Erzählenden bestimmte Ereignisse aus ihrem Leben als bedeutsam herausheben und sie gestalten, wie zwischen ihnen Kontinuität und Kohärenz erzeugt werde, wie autobiografische Zeit erfahren werde und wie die Erzählenden ihr damaliges Sein heute bewerten und dieses Gewordensein begründen.

2. Die soziale Dimension umschließe Positionierungsaktivitäten²⁰¹ der Person, die Herstellung von sozialer und materieller Weltbeschreibungen und die Einbindung von kulturellen Normen und Mustern in den Erzählungen.

3. Die selbstbezügliche Dimension der narrativen Identität stimule die reflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Person. So werden selbstbezügliche Aussagen und Charakterisierungen oft explizit oder implizit in den Erzählungen gemacht. Damit könne ein autoepistemischer Prozess in Gang gebracht werden und ein Akt der interaktiven Bewältigung stattfinden.

Zusammenfassend kann die narrative Identität im Interview gesehen werden als „[...] aktueller Vollzug der Selbstherstellung, der mit Hilfe se-

¹⁹⁹ Vgl. Lucius-Hoene (2010), S. 161ff.

²⁰⁰ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 56-75.

²⁰¹ Gerade die Positionierungsaktivitäten sind für den Kontext der vorliegenden Arbeit von wichtiger Bedeutung und werden deshalb in 4.4. noch einmal dargestellt.

dimentierter und routinierter Wissensbestände und reflexiver Bemühung bewerkstelligt wird. Sie umfasst, wie der Erzähler in der aktuellen Situation sich selbst auf dem Hintergrund seiner biografischen Erfahrung zu verstehen sucht und als was für eine Person mit welcher Art von Lebensgeschichte verstanden werden will.“²⁰²

Weiter oben wurde im Zuge der Darstellung der drei Dimensionen von Identität bereits von Positionierungsaktivitäten in der sozialen Dimension gesprochen. Dem liegt ein differenziertes Konzept zugrunde, das eine so verstandene narrative Identität in autobiografischen Texten herauszuarbeiten hilft.

4.4 Positionierungen

Dem theoretischen Ansatz der narrativen Identität muss jedoch ein methodisches Konzept zur Seite gestellt werden, das es in der Praxis schafft, Identitäten in narrativen Interaktionen einzufangen. Hier wird nun das Konzept der Positionierung relevant.²⁰³ Es („positioning“ im Englischen) hat seine Wurzeln in der „discursive psychology“, geht zurück auf die Psychologin Wendy Hollway und wurde weiter entwickelt von dem Philosoph Rom Harré und dem Psychologen Luk van Langenhove.²⁰⁴ Für die Analyse von Erzählungen als sehr ergiebige Heuristik wurde das Konzept von dem Psychologen Michael Bamberg, dem Anthropologen Stanton Wortham und Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann zur Anwendung gebracht.²⁰⁵ Diese Arbeit bezieht sich besonders auf die Ausführungen von Lucius-Hoene und Deppermann, die das originär an Dialogen entwickelte Positionierungskonzept auf autobiografische Erzähltexte übertrugen.

Als Positionierung benennen Lucius-Hoene und Deppermann „[...] denjenigen Aspekt der Sprachhandlung, mit denen Interaktanten sich so-

²⁰² Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 90.

²⁰³ Vgl. Deppermann (2013).

²⁰⁴ Vgl. Hollway (1984); Harré, Langenhove van (1999).

²⁰⁵ Vgl. Bamberg (1997); Wortham (2000); Lucius-Hoene, Deppermann (2004a; 2004b).

ziale Positionen und Identitäten zuweisen.“²⁰⁶ Dabei ist zu unterscheiden zwischen *Selbstpositionierung* und *Fremdpositionierung*. *Selbstpositionierung* meint Zuschreibungen der Erzählenden zur eigenen Person, eben die Einnahme einer bestimmten Position im sozialen Raum mit der Absicht von den Zuhörenden auf eine bestimmte Art und Weise verstanden zu werden. *Fremdpositionierung* wiederum umschreibt, wie Erzählende die Hörenden und andere sehen, indem entsprechende Zuweisungen vorgenommen werden. Jeder Positionierungsakt des Sprechenden seiner selbst oder des Interaktanten hat gleichzeitig immer Wirkung auf den Sprechenden oder auf den anderen. Selbst- und Fremdpositionierung sind demnach miteinander verknüpft. Positionierungsakte können auf persönliche Attribute oder Motive zielen, soziale Rollen zuschreiben oder Ansprüche bestimmen sowie als „moralische Positionierungen“ auf eine moralische Ordnung deuten. Positionierungen können direkt, indirekt, explizit und implizit ablaufen. Sie sind Dar- und Herstellung von Identität zugleich und können sich in einer Interaktion Stück für Stück offenbaren, entwickeln und verändern.²⁰⁷ Bamberg konstatiert in diesem Zusammenhang: „Positioning analysis [...] studies how people as agentive actors position themselves - and in doing so become positioned. This model of positioning affords us the possibility of viewing identity constructions as two-fold: we are able to analyze the way referential world is constructed, with characters (such as self and others) emerging in time (then) and space (there) as prot- and antagonists or heroes and villains. Simultaneously, we are able to show how the referential world (of what the story is about) is constructed as a function of the interactive engagement, where the way the referential world is put together points to how tellers ‘want to be understood’ [...].“²⁰⁸

Es gehe bei der Positionierung darum, den Fragen nachzugehen, welchen sozialen Raum Menschen in Kommunikationen einnehmen und

²⁰⁶ Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 196.

²⁰⁷ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 196ff.; (2004b), S. 169 ff.

²⁰⁸ Bamberg (2011), S. 10.

komplementär ihrem Gegenüber zuweisen. Zugleich nehmen auch diese Interaktionspartner Positionierungen vor, so dass eine konstante diskursive Aushandlung der Selbst- und Fremdpositionierungen erfolge.²⁰⁹ Dabei werden Positionierungen nicht mit einer speziellen Klasse von sprachlichen Akten vorgenommen, sondern es sei eine Funktion arbiträrer sprachlicher Handlungen, Positionen zuzuschreiben. Lucius-Hoene und Deppermann betonen weiter, dass die Analyse von Positionierungen deshalb besonders fruchtbar sei, um latente identitätsbestimmende Aspekte herauszuarbeiten. Denn Positionierungen erfolgen gerade auch dann, wenn Erzählende ein anderes Ziel als die Selbstdarstellung haben, z.B. die Rekapitulation eines Geschehens. Dann werden Positionierungen scheinbar nebenbei und unauffällig vollzogen.²¹⁰ Positionierungen können sich sowohl auf eine vorgängig gedachte, quasi vor der Interaktion schon existierende Identität beziehen als auch auf eine aktuelle, situierte und entstehende im Gespräch, die sich dabei weiter entfaltet. Die Interaktionspartner schaffen für diese Kommunikationssituation gültige Identitäten und handeln diese weiter aus.²¹¹ Dies bedeutet, dass bei einer neuen Kommunikationssituation zum selben Thema mit denselben Interaktanten völlig neue Positionierungen vorgenommen werden können und andere Identitäten entstehen und relevant werden. Lucius-Hoene und Deppermann weisen auf die verschiedenen Ebenen einer Erzählung hin, wobei grundlegend zunächst ist, „[...] dass sich das Ich des Sprechers aufgrund des speziellen Vergangenheitsbezugs des Erzählens in ein (gegenwärtiges) erzählendes Ich (als aktueller Sprecher und Interaktionspartner) und ein (früheres) erzähltes, vergangenes Ich (als Akteur in der Geschichte) aufspaltet.“²¹² Die Ebenen sehen demzufolge so aus:²¹³

²⁰⁹ Vgl. Lucius-Hoene (2010), S. 165.

²¹⁰ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004b), S. 171.

²¹¹ Vgl. ebd., S. 172.

²¹² Ebd., S. 172.

²¹³ Vgl. ebd., S. 173 ff.

- a) Positionierungshandlungen der erzählten Figuren innerhalb der erzählten Geschichte
- b) Positionierung des erzählten Ich und anderer Personen der erzählten Geschichte durch das erzählende Ich
- c) Selbstbezügliche Positionierung des erzählenden Ich durch die Positionierung des erzählten Ich und anderer Personen der Geschichte
- d) Positionierungen zwischen erzählendem Ich und Zuhörenden

Was bedeutet dies nun im Detail?

a) Positionierungshandlungen der erzählten Figuren innerhalb der erzählten Geschichte

Das erzählte Ich und die auftauchenden Interaktionspartner in der Geschichte können explizite Positionierungshandlungen in Bezug auf sich und den Anderen vornehmen. Meist geschieht dies durch mündliche Äußerungen, die von den Erzählenden als Redebeiträge re-inszeniert werden.²¹⁴ Um dies besser nachvollziehen zu können, folgt nun ein beispielhafter Textausschnitt von Lucius-Hoene und Deppermann, wobei nicht der ursprünglichen Darstellung mit gesprächsanalytischer Auslegung gefolgt wird²¹⁵:

„Patient und Ärztin“

- 01 E ich sag und habe ich dann gesagt,
- 02 also vielleicht war es,
- 03 „Frau Doktor“, habe ich gesagt
- 04 „Sie mögen eines Tages mal eine gute Ärztin werden,
- 05 da zweifle ich gar nicht dran.
- 06 „Aber“, habe ich gesagt,
- 07 „Noch zwei Semester Psychologie studieren
- 08 damit Sie wissen, wie Sie den Patienten
- 09 einigermaßen gegenüberreten.“
- 10 (lacht) och da hat die Frau,
- 11 die war ja noch sehr jung
- 12 hat die die Tür zugeknallt
- 13 ist sie raus, ne.

²¹⁴ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a; 2004b).

²¹⁵ Vgl. ebd. 2004a, S. 203.

Nach Lucius-Hoene und Deppermann positioniert das erzählte Ich (E) sich selbst und die Ärztin mit seinen Äußerungen in re-inszenierender Art und Weise. Die Ärztin werde als sozial inkompetent²¹⁶ vom erzählten Ich dargestellt und sich selbst weise es komplementär dazu die Position eines erfahrenen Patienten zu. Auch die Ärztin führe eine Positionierungshandlung durch, indem sie die Tür zuknallt und geschlagen das Feld räumt.²¹⁷ Gleichzeitig sind in diesem Beispiel auch Positionierungen aus der Ebene b) dabei:

b) Positionierung des erzählten Ich und anderer Personen der erzählten Geschichte durch das erzählende Ich

Lucius-Hoene und Deppermann erklären, dass das erzählte Ich und andere Personen in der Geschichte auch durch bestimmte Eigenschaften, Rollen und Aktivitäten bereits von den Erzählenden positioniert werden. Dies bedeutet in dem obigen Beispiel, dass die Ärztin als „sehr jung“²¹⁸ charakterisiert wird. Das erzählte Ich erscheine hingegen als Autoritätsperson, aber auch mit Gefühl für Fairness ausgestattet.²¹⁹

Von immenser Bedeutung ist hier nun die Erkenntnis, dass beide Positionierungsformen, a) und b), eine *narrative Konstruktion des erzählenden Ich* sind. Letztlich sind die Erzählenden diejenigen, die die Fäden der Geschichte in den Händen halten und dementsprechend die Positionierungen ihrer Ichs aus der Vergangenheit in der Geschichte und die anderen auftauchenden Personen formen und agieren lassen. Die Personen aus der Geschichte, einschließlich der Erzählenden selbst, haben nicht einfach so gehandelt, wie sie es berichten, sondern sie konstruieren dies just in dem Erzählmoment. „Da er [der Erzählende, S.S.] als

²¹⁶ Vgl. „Patient und Ärztin“, Z. 7-9.

²¹⁷ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 204.

²¹⁸ „Patient und Ärztin“, Z. 11.

²¹⁹ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 204.

derjenige, der das Erlebnis gehabt und die Erfahrung gemacht hat, die Gestaltungsmacht über seine Erzählung besitzt, kann er innerhalb des Rahmens, der ihm durch seine Erinnerungsarbeit und seine kommunikativen Ziele vorgegeben ist, entscheiden, wie er die handelnden Personen einschließlich seiner selbst in der Geschichte erscheinen lassen möchte.“²²⁰ Zudem ist durch die Art, wie die Erzählenden ihr erzähltes Ich und andere Personen in der Erzählung positionieren, die Möglichkeit gegeben, Distanz oder Übereinstimmung zu deren Selbst- oder Fremdpositionierungen zu erhalten.

c) Selbstbezügliche Positionierung des erzählenden Ich durch die Positionierung des erzählten Ich und anderer Personen der Geschichte

Die eben angeführten beiden Ebenen der Positionierung haben auch Auswirkungen auf die Positionierung der Erzählenden in der Erzählzeit. Die Art und Weise, wie sie von den vergangenen Personen und Situationen sprechen und wie sie dazu Stellung nehmen, lässt wiederum Rückschlüsse auf das gegenwärtige Ich zu. So können die Erzählenden in der Zwischenzeit zum erzählten Ich Abstand gewonnen haben, was implizit durch die Art der narrativen Darstellung deutlich werden kann oder explizit durch konkretes Kommentieren. Auf gleiche Weise können sie sich aber auch mit dem erzählten Ich nach wie vor identifizieren. „Indem der Erzähler also direkt oder indirekt zu seinem erzählten Ich Stellung nimmt, sich mit ihm auseinandersetzt und es evaluiert, positioniert er sich selbst in der Gegenwart der Erzählsituation und sagt damit auch etwas über seine gegenwärtige Identität aus.“²²¹

²²⁰ Lucius-Hoene, Deppermann (2004b), S. 175.

²²¹ Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 207.

d) Positionierungen zwischen erzählendem Ich und Zuhörenden

Auf dieser Ebene kommen nun die Zuhörenden ins Spiel. Zunächst positionieren sich die Erzählenden gegenüber den Zuhörenden implizit durch die Gestaltung der Erzählung, aber auch durch ihre Haltung gegenüber der erzählten Geschichte und den darin vorkommenden Figuren, einschließlich ihrer selbst.

Die Zuhörenden können von den Erzählenden sowohl indirekt als auch explizit positioniert werden.

Durch die Art und Weise, wie das erzählende Ich die Hörerperspektive mit einbezieht, wird das Ausmaß seiner angestrebten Interaktion deutlich, sein Verlangen nach Anerkennung, Verständnis, Bewunderung oder Distanzierung von Seiten der Zuhörenden. Zugleich werden die Zuhörenden fremdpositioniert und ihnen beispielsweise angetragen, die vorgetragene Erzählung zu würdigen oder ernst zu nehmen.

Erzählende und Zuhörende können sich aber auch in der Kommunikation direkt aufeinander beziehen. Oft kommentiert das erzählende Ich aber auch Aspekte in seiner Geschichte metanarrativ und spricht so die Zuhörenden direkt an.²²²

Wieder erfolgt hier zur besseren Veranschaulichung ein Interviewausschnitt von Lucius-Hoene und Deppermann, worin ein Erzähler zwei Studentinnen die Situation in Bayern vor zwanzig Jahren erläutert:²²³

- | | | |
|----|---|---|
| 01 | E | und in Bayern ist das so, dass so irgendwie do |
| 02 | | werde so bestimmte Mensche werde wahnsinnig hofiert und |
| 03 | | andere werde also weranderscht wie in andere Bundesländer |
| 04 | | die werde total niedergemacht eh und damals |
| 05 | | war ja der eh Franz Josef au noch zu der Zeit |
| 06 | | he? Weiß net, kennt er noch oder? |
| 07 | I | ja |
| 08 | E | Ja der hat damals noch in Bayern gekönigt eh oder |
| 09 | | gekaisert eh... |

²²² Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004b), S. 178.

²²³ Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 210.

Der Erzähler positioniere sich in Zeile 1 implizit als Experte einer vergangenen bayrischen Zeit durch eine politisch-soziale Lagebeschreibung. Zugleich schreibe er den Studentinnen eine unterweisungswürdige Rolle zu. In Zeile 6 unternehme er dann eine direkte, metanarrative Adressierung der Interviewerinnen vor mit seiner Frage, ob sie „den Franz Josef noch kennen“ und positioniert sie als Spätergeborene, die eventuell von der Geschichte keine Ahnung haben und er selbst kommt damit in die Position des älteren Zeitzeugen mit Aufklärerrolle.²²⁴

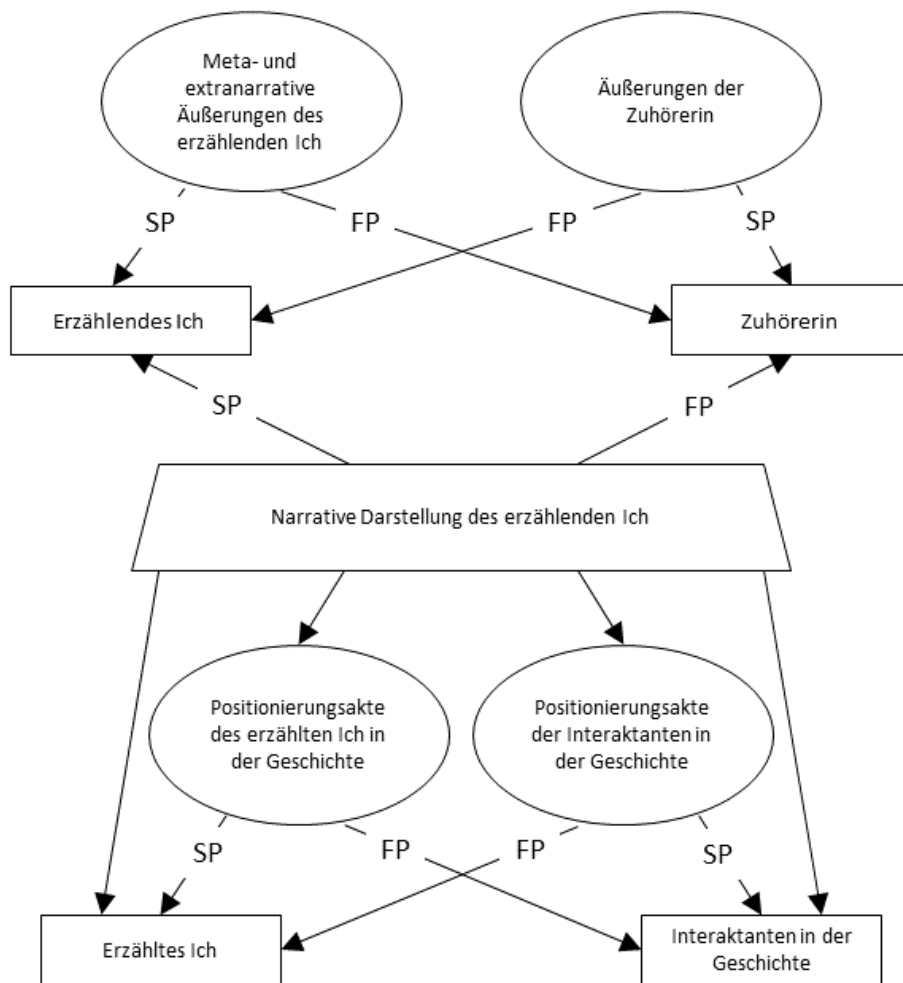
Lucius-Hoene und Deppermann schildern, dass Zuhörende auf differierende Weisen in die Darstellungen von Erzählenden involviert werden: als Verbündete, Gegenspielende oder Kontrollierende. Es können Appelle oder Provokationen in die Erzählung mit eingeflochten werden.

Einer besonderen Rolle kämen in der Erzählung Emotionen zu, die Positionierungen intensivieren, Empathie und Solidarität hervorrufen und Authentizität unterstreichen. Die Zuhörenden könne darauf wiederum reagieren und sich ebenfalls positionieren.

So entwerfen Lucius-Hoene und Deppermann ein recht komplexes Schaubild der möglichen Positionierungen in einer Erzählung, das die denkbaren Selbstpositionierungen (SP) und Fremdpositionierungen (FP) mit Pfeilen aufzeigt:²²⁵

²²⁴ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 210.

²²⁵ Lucius-Hoene, Deppermann (2004b), S. 179.



Die vielfältigen und zunächst verwirrend anmutenden Positionierungsebenen bieten in einer textanalytischen Herausarbeitung ein großes Potenzial, um den facettenreichen und durchaus divergierenden oder ambivalenten Identitäten der Erzählenden auf die Spur zu kommen. Oft stünden gerade geschichtliche Selbstpositionierungen und derzeitige, performative Selbstpositionierungen in einem beachtenswerten Spannungsfeld.²²⁶ Unterstellt werden dürfe den Erzählenden jedoch nicht, dass es sich bei den Positionierungen um „[...] absichtliche und strategisch motivierte Manöver oder um den pathologischen Befund gravierender Inkohärenzen ihrer Selbstsicht handelt.“²²⁷

²²⁶ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004b), S. 180.

²²⁷ Ebd., S. 181.

Für die vorliegende Arbeit umschreibt dieses Konzept ein Instrument zur umfassenden, empirischen Annäherung an narrative Identitäten. Hierbei schafft es dieses Konzept wie kaum ein anderes, Repräsentation und Aktion zu vereinen mit einer biografischen, individuellen Dimension.²²⁸

Die situative Flexibilität und Heterogenität von Selbsterfahrungen und -präsentationen lassen sich dadurch gut abbilden und kommen einer alltäglichen, narrativen Identitätsarbeit näher, als vereinfachende Identitätszuschreibungen.

4.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde die leitende Forschungsperspektive erläutert, die kulturwissenschaftliche und narrativ-gerontologische Ansätze miteinander vereint. Dabei liegt die besondere Betonung auf der Hinwendung zum älteren Menschen als Erzählenden. Durch Narrationen kann dieser Erlebtes und Antizipiertes ordnen und gestalten. Somit haben Erzählungen sowohl eine retrospektive als auch eine prospektive Seite. Erzählungen sind immer als selektiv, flexibel und bedeutungsoffen zu betrachten. „Erzählungen bilden die Welt nicht ab, sondern sind kreative Modelle der mimetischen Darstellungen unseres Verständnisses von ihr auf dem Hintergrund unserer Erwartungen, Erfahrungen und Bedürfnisse“²²⁹, konstatieren Lucius-Hoene und Deppermann.

Weiter wurde dargelegt, dass in den Narrationen sogenannte Masternarrative vom Alter(n), mitproduziert und konserviert von Medien, die Vorstellungen vom Alterungsprozess beeinflussen. Ferner wurden Konzepte vorgestellt, die Alter als Identitätsdimension in den Fokus nehmen und davon ausgehen, dass Menschen eine kohärente und stabile „Altersidentität“ entwickeln. Diese Modelle, die Alter per se als maßgebliche Ka-

²²⁸ Vgl. Deppermann (2013), S. 9.

²²⁹ Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 29.

tegorie bei der Identitätsbildung in den Vordergrund stellen, sind hinterfragungswürdig. Es wurde das Konzept der „narrativen Identität“ vorgestellt, welches hilft, insbesondere die Formbarkeit und Entwicklung von Selbstverständnis im Erzählen auszumachen. Hierbei wird die narrative Identität im postmodernen Sinne als situativ sowie als her- und dargestellte betrachtet. Der forschende Blick fällt darauf, wie die Erzählenden sich just in dem konkreten Moment des Erzählens mit Erfahrungen, Erinnerungen und Ansichten auseinandersetzen und wie sie diese sich und den Zuhörenden plausibel machen. Es werden die Haltungen und Positionierungen der Erzählenden zu sich, zu anderen Personen in den Geschichten und zu den Zuhörenden betrachtet. Das Ziel liegt im Verständnis für individuelle Deutungen und Handlungen, nicht in der Bildung von kausalen Erklärungen von Sachverhalten. Die Perspektive umschließt zugleich, dass jegliche Auslegung wandelbar ist und nicht nach überprüfbaren Wahrheitsgehalten sucht.

Dieser Blickwinkel schätzt die einzelnen Narrationen von älteren Personen als höchst ertragreich ein, um ihren subjektiven Sichtweisen zu begegnen. Deshalb wird im empirischen Teil eine detaillierte Darstellung von vier Fällen vorgenommen, bei der viel Raum entsteht für die verschiedenen, mitunter eigensinnigen und widersprüchlichen Aspekte einer Person.

Die dazugehörige methodische Herangehensweise wird nun detailliert dargelegt.

5. Methodisches Vorgehen

Dieses Kapitel widmet sich den methodischen Grundlagen und dem daraus resultierenden Vorgehen. Am Anfang werden Prinzipien dieser qualitativen Forschung vorgestellt. Zweitens schließt sich eine Hinwendung zum Forschungsfeld und der Datenerhebung an. Hier wird die Art des Betreuten Wohnens vorgestellt sowie meine Rolle in diesem Feld reflektiert. Dem folgen Erläuterungen zu den Interviews und den Interviewpartnerinnen. Der dritte Punkt widmet sich der Datenauswertung. Es werden der Ablauf und sieben relevante Aspekte der Analyse dargestellt, aber auch wie sich während des Forschungsprozesses ein Methodenwechsel ergab.

5.1 Grundlagen

Da sich die vorliegende Arbeit nicht auf bereits durchgeführte Studien zum Betreuten Seniorenwohnen stützen konnte und ein noch unbearbeitetes Forschungsfeld in der Kulturwissenschaft Volkskunde vorlag,²³⁰ hat sie explorativen Charakter.²³¹ Flexibles und kreatives Herangehen, ohne den Anspruch Allgemeingültigkeiten erheben zu wollen, stehen im Mittelpunkt, um das noch geschlossene Forschungsterrain zu öffnen.

Ferner ordnet sich diese Arbeit in die Reihe der qualitativen Forschungen der Kulturwissenschaft Volkskunde ein, deren Gegenstandsbereich

²³⁰ Vgl. Kap. 1.2.

²³¹ Herbert Blumer spricht von zwei Verfahrensweisen als unerlässlich für die Prüfung der empirischen sozialen Welt: Exploration und Inspektion. Mit Exploration meint er eine flexible Vorgehensweise, bei der die Forschenden anfangs den Zielpunkt der Untersuchung breit definieren können und sie im Fortgang der Untersuchung langsam einengen. Um ein genaues Bild von dem Forschungsfeld zu erlangen, können die Forschenden während des Prozesses Techniken anpassen und ändern. Dabei sei wichtig, dass die eigenen Vorstellungen ständig überprüft werden. Das Ziel der exploratorischen Forschung sei, ein Bild zu erlangen, wodurch sich in dem Untersuchungsbereich sicher und zu Hause gefühlt werde. Mit Inspektion spricht Blumer den zweiten Schritt an, die Analyse. Die analytischen Elemente, wie Schlüsselkategorien und deren Beziehungen zueinander, sollen von verschiedenen Seiten hinsichtlich ihres empirischen Gehalts geprüft werden. (vgl. Blumer (1973), S. 122-128).

die Alltagskultur ist. Kultur wird hier weniger mit Tradition, Brauch oder Bildung verknüpft, sondern vielmehr verstanden als die menschliche Praxis des Denkens, Auslegens und Handelns, die gewissen Regeln folgt, welche veränderlich sind. Der Kulturanthropologe Clifford Geertz spricht von Kultur als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“²³² worin der Mensch verstrickt sei. Die Untersuchung dieses Gewebes könne nur eine interpretierende, nach Sinn suchende, sein.²³³

Um die alltäglichen subjektiven Perspektiven, Handlungs- und Denkmuster der Akteurinnen aufspüren zu können, bedarf es einer besonderen Nähe zu ihnen.²³⁴ Dafür eignen sich qualitative Methoden, die nicht standardisierend und generalisierend vorgehen.²³⁵ Der Volkskundler Hermann Bausinger beschrieb einmal die Anwendung weicher Instrumente als charakteristisch für volkskundliches Arbeiten. Diese erschienen zunächst „[...] weniger `exakt`; sie sind nicht imstande, präzise abgegrenzte Kategorien und Datenmengen bereitzustellen. Aber sie erweisen sich manchmal [...] als `genauer`, als wirklichkeitsadäquater.“²³⁶ Harten Daten hingegen arbeiten oft mit Eindeutigkeiten, die so nicht vorliegen und riskieren Zwischenbereiche und Zwischentöne zu ignorieren.²³⁷ Qualitative Forschungsmethoden eignen sich gerade für Untersuchungsgebiete, die bisher wenig erforscht sind.²³⁸ Die Teilnehmenden an den Studien werden als Spezialisten angesehen.²³⁹ Eine Methode hierbei ist, neben beispielsweise dem Teilnehmenden Beobachten, das Führen und Auswerten von qualitativen Interviews. Dabei gibt es unterschiedliche Formen vom narrativen bis zum problemzentrierten Inter-

²³² Geertz (1991), S. 9.

²³³ Vgl. ebd.

²³⁴ Vgl. Schmidt-Lauber (2007) S. 169.

²³⁵ Vgl. Helfferich (2005), S. 19. Auf eine ausführliche Darstellung zu den Grundlagen qualitativen Forschens wird hier verzichtet. Weitergehende Ausführungen sind zu finden bei: Flick et al. (1995); Helfferich (2005); Bohnsack (2008); Flick et al. (2008); Rosenthal (2011).

²³⁶ Bausinger (1980), S. 18.

²³⁷ Vgl. ebd. (1980), S. 19.

²³⁸ Vgl. Flick et al. (2008), S. 25.

²³⁹ Vgl. Schmidt-Lauber (2007), S. 178f.

view.²⁴⁰ Helfferich macht deutlich, dass in der Forschungspraxis Mischformen immer relevanter werden.²⁴¹ Grundprinzipien während der Durchführung eines qualitativen Interviews sind Offenheit, der Umgang mit Vertrautheit und Fremdheit sowie Reflexivität.²⁴²

Ziel eines qualitativen Interviews sei dem Gegenüber eine möglichst entspannte Situation zu ermöglichen, so dass es seine Erfahrungen und Vorstellungen in gewohnter Weise zur Sprache bringen könne.²⁴³

Das Forschungsinteresse liegt im Verstehen und im Nachvollziehen der Perspektive der Anderen.²⁴⁴ Es geht darum, sich einlassen zu können auf die Heterogenität von sozialen Wirklichkeiten. Oftmals kann mit solch einem Zugang eine Vielfalt erschlossen werden, die mit quantitativen Methoden so nicht sichtbar geworden wäre.

Die vorliegende Arbeit nähert sich mit narrativ ausgerichteten Interviews dem Thema und wendet in der Analyse eine in qualitativen Studien häufig auftretende Reihenfolge an: Zunächst werden Einzelfälle analysiert und erst im zweiten Schritt werden diese Fälle verglichen, verallgemeinernd zusammengefasst und gegenüber gestellt.²⁴⁵ Bewusst wird auf eine Typenbildung, bei der ein gewisses Maß an Reduktion und glättende Einpassung Voraussetzung ist, verzichtet.

²⁴⁰ Einen Überblick bieten zum Beispiel Flick et al. (1995); Helfferich (2005); Schmidt-Lauber (2007).

²⁴¹ Vgl. Helfferich (2005), S. 30.

²⁴² Vgl. Helfferich (2005), S. 22; S. 100ff.

²⁴³ Vgl. Schmidt-Lauber (2007), S. 175.

²⁴⁴ Vgl. Helfferich (2005), S. 19.

²⁴⁵ Vgl. Flick et al. (2008), S. 23.

5.2 Forschungsfeld & Datenerhebung

5.2.1 Forschungsfeld

Feld der Forschung war eine solitäre Betreute Seniorenwohnanlage, die 2009, neu errichtet, ihren Betrieb in Frankfurt am Main aufnahm. Diese Wohnanlage umfasst insgesamt 170 barrierearme Wohnungen. Die 2- bis 3-Zimmer-Wohnungen sind zwischen ca. 45qm² bis 72 qm² groß, verfügen über einen Balkon, einen Wohn- und Essbereich, ein Badezimmer mit ebenerdiger Dusche und über ein bis zwei zusätzliche Zimmer. Zu jeder Wohnung gehört ein Keller. Alle Häuser verfügen über einen Aufzug und eine Tiefgarage. Die Wohnungen sind modern ausgestattet mit großen Fensterfronten und hellen Bodenbelägen.

Sie sind an ein 24-Stunden-Notrufsystem angeschlossen und bei Einzug wird neben dem Mietvertrag ein Betreuungsvertrag mit einer sozialen Dienstleistungsgesellschaft abgeschlossen. Die Kosten für den Betreuungsdienst sind durch Subventionierung durch den Magistrat der Stadt Frankfurt für die Mietenden gering mit einem monatlichen Eigenanteil von derzeit 24,50 € gehalten.²⁴⁶ Der Magistrat der Stadt hat einen Altenhilfeplan erstellt unter dem Titel „Partizipative Altersplanung – Entwicklung von Strukturen und Angeboten für heute und morgen“, der besonders auch das selbstbestimmte und selbstständige Leben im Alter in den Fokus setzt.²⁴⁷ So umfasst das Angebot 6000 öffentlich geförderte, betreute Seniorenwohnungen.²⁴⁸ Das Wohnen in solch einer geförderten Wohnung setzt jedoch voraus, dass der Anmietung durch das Amt für Wohnungswesen zugestimmt wird und dass die Mietenden nicht über eine festgesetzte Einkommensgrenze kommen dürfen. Hier werden somit vor allem diejenigen Älteren mit einem geringeren Ein

²⁴⁶ Vgl. <http://www.aelterwerden-in-frankfurt.de/seniorenwohnanlagen-in-frankfurt> (Zugriff: 29.05.17).

²⁴⁷ Vgl. Dezernat für Jugend und Soziales, Stadt Frankfurt (2009), Teil V, S. 21.

²⁴⁸ Vgl. Dezernat für Jugend und Soziales, Stadt Frankfurt (2006), Teil II, S. 40.

kommen unterstützt. Darüber hinaus existieren etwa 830 freifinanzierte Seniorenwohnungen.²⁴⁹

In der untersuchten Wohnanlage ist eine Begegnungsstätte integriert. Dort befindet sich das Büro des sozialen Dienstleistungsunternehmens, welches im Auftrag der Stadt die Betreuung vor Ort durchführt. Weitere Räumlichkeiten werden für Veranstaltungen genutzt. Das Angebot des Dienstleistungsunternehmens bietet den Betreuten folgendes:

regelmäßige Sprechzeiten, Beratung in medizinischen und sozialen Fragen, Hausbesuche, monatliche Veranstaltungen in der Begegnungsstätte mit Aktionen wie Gedächtnistraining, Gymnastik, Spielnachmittage, Kaffeenachmittage und Ausflüge. Eine medizinische Erstversorgung in einem Akutfall durch die Angestellten, die Zugang zu allen Wohnungen haben, wird montags bis freitags, von 08.00 bis 19.00 Uhr gewährleistet. In den Zeiten darüber hinaus und am Wochenende werden die Bewohnenden im medizinischen Notfall durch Betätigung ihres Hausnotrufs durch einen anderen Dienstleister betreut.

Die Wohnanlage bietet keine regelmäßigen Mahlzeiten, keine pflegerischen oder hygienischen Maßnahmen und auch keine Medikamentenverabreichung, wie das beispielsweise in den USA selbstverständlich ist.²⁵⁰ Sollten Bewohnende Bedarf an zusätzlichen Services haben, wie hauswirtschaftliche Dienstleistungen, Verpflegung oder Pflege, müssen sie dies extern organisieren. Es existiert kein angegliedertes Pflegeheim.

Die betreuten Wohnungen befinden sich in einem Neubaugebiet zusammen mit öffentlich geförderten und freifinanzierten Mietwohnungen sowie Reihenhäusern. Eine neugebaute Grundschule und zwei Kindertagesstätten sollen das Quartier auch attraktiv für junge Familien machen, so dass die Struktur der Bewohnenden alle Milieus und Altersgruppen umfasst.

²⁴⁹ Vgl. ebd. S. 41.

²⁵⁰ Vgl. 1.2.

Vor Ort befinden sich zwei zu Fuß erreichbare große Supermärkte, eine Drogerie, ein Ärztehaus, ein Fitness- und Rehabilitationszentrum, ein Restaurant und ein Café sowie ein Florist. In der Nähe befindet sich ein öffentlicher Park.

Das Quartier ist gut an öffentliche Verkehrsmittel wie Tram und Bus angebunden, so dass Frankfurts Stadtmitte etwa in zehn Minuten zu erreichen ist.

5.2.2 Verortung im und Zugang zum Feld

Zu dem Zeitpunkt der Feldforschung war ich beruflich tätig in der anässigen Begegnungsstätte. Meine Person war dadurch einer großen Zahl der Bewohnerschaft bekannt.

Dies erleichterte mir enorm die Suche nach Teilnehmenden für Interviews. Ich stellte mein Projekt in der Begegnungsstätte vor und machte darauf aufmerksam, dass ich Teilnehmende suche. Ich sprach aber auch willkürlich bei Veranstaltungen Personen an und fragte, wer Lust habe mit mir Gespräche zu führen. Am Ende erklärten sich zehn Frauen und ein Mann bereit, wobei der Mann mich nach dem ersten Interview wissen ließ, dass er seine Einwilligung zur Benutzung des Gesprächs zurück ziehe. Gründe nannte er nicht.

5.2.3 Durchführung der Erhebung

Die Datenerhebung fand zwischen 2011 und 2012 statt und gliederte sich in zwei Erhebungsphasen. Mit jeder Interviewpartnerin wurden zwei Interviews mit einem zeitlichen Abstand von einem Jahr geführt. Das Alter der Frauen lag zwischen 72 bis 86 Jahren beim ersten Interview. Alle Frauen lebten alleine in einer Zweizimmerwohnung. Zwei Frauen befanden sich nach einer Scheidung in einer Partnerschaft, die anderen waren alleinstehend nach einer Verwitwung oder Scheidung.

Dass sich überwiegend Frauen zur Partizipation bereit erklärten, ist vermutlich der vorwiegend weiblichen Bewohnerschaft geschuldet.²⁵¹ Hier spiegelt sich auch die grundsätzliche Tendenz der „Feminisierung des Alters“²⁵² wider: Frauen stellen aufgrund ihrer längeren Lebenserwartungen und bis dato Nachwirkungen des Krieges in der Männerwelt einen größeren Anteil in der älteren Bevölkerung dar.

Annette Niederfranke schreibt in ihrem Beitrag „Das Altern ist weiblich“, dass das demografische Altern auch in Zukunft weiblich bleibe. Ähnliches bestätigen die Ergebnisse der „Generali Altersstudie 2013.“²⁵³ Zudem nehmen nach Niederfranke ältere Frauen tendenziell stärker Kommunikations- und Bildungsangebote wahr als Männer.²⁵⁴ Dies mag ein zusätzlicher Faktor sein, wieso sich überwiegend Frauen bereit erklärten, mir von ihren Erfahrungen zu erzählen.

Die Art der Interviews lässt sich als Mischform charakterisieren: Es existieren durchaus Passagen biografischer, narrativer Art, wo die Frauen monologisch aus ihrem Leben erzählen. Zugleich können aber auch im selben Interview Abschnitte eher dialogischer Art gefunden werden, orientiert an „Erinnerungsfragen“, die ich vorher gebildet hatte. Diese Fragen sollten primär beim Stocken des Interviews oder bei zu großen Abschweifungen eingesetzt werden und an die interessierenden Themen Umzug, Seniorenbetreuung, Alltag und Zukunft erinnern. Wie sich das Interview gestaltete und ob Erinnerungsfragen zum Einsatz kamen, hing stark davon ab, ob die entsprechende Person frei erzählen konnte oder wollte. Bei Frau Groß beispielsweise musste ich stark erzählauffordernd wirken, da das Interview nur sehr schwer in Gang zu bringen und halten war. Frau Engel hingegen benötigte wenige Impulse, um frei zu erzählen. Bei allen Interviews jedoch stellte ich überwiegend offene Fragen.

²⁵¹ Vgl. auch Saup (2003), S. 113.

²⁵² Tews (1999), S. 148.

²⁵³ Vgl. Generali Zukunftsfonds (2012).

²⁵⁴ Vgl. Niederfranke (1999), S. 10f.

Mein Königsweg bestand darin, mich situativ und je nach Person flexibel zu halten und bei Bedarf nachzufragen. Manche Interviews hatten eher den Charakter eines Gesprächs oder sogar einer Plauderei, andere waren eher distanziert und kurz angebunden.²⁵⁵

Allen Interviews aus der ersten Phase war gemeinsam, dass sie mit der Erzählaufforderung eröffnet wurden, dass die Teilnehmende von ihrem Umzug erzählen möge.²⁵⁶ Das erste Interview orientierte sich meist an den Themen, die von der Erzählerin angesprochen wurden. Erinnerungsfragen kamen bei zu großen Abschweifungen als Rückführung auf die interessierenden Punkte zurück. Das zweite Interview hingegen orientierte sich an den Themen aus dem ersten Interview mit der entsprechenden Person und fokussierte dabei offen gebliebene Fragen oder Kernthemen aus dem ersten Interview. Die Interviews wurden ausschließlich in den Wohnungen der Frauen geführt. Sie dauerten in der ersten Feldphase zwischen 61 bis 160 Minuten. In der zweiten Phase dauerte das kürzeste 30 und das längste Interview 107 Minuten.

Eine asymmetrische Interviewsituation schien mir durch die Tatsache möglich, dass ich einer anderen Generation angehörte als die Frauen. Jedoch wurde nur konkret in zwei Fällen auf die bestehende Altersdifferenz von über 40 Jahren hingewiesen. So versicherte mir Frau Fuchs, dass ich mir keine Sorgen machen bräuchte, Altsein sei schon auch ganz schön, denn man werde gelassener. Oder Frau König, die mir unterstellte, dass ich mir aufgrund meines jungen Alters weniger Gedanken über den Tod machen würde. Davon abgesehen wurden keine weiteren Fremdpositionierungen meinerseits gemacht.

Insgesamt kann gesagt werden, dass die Erzählerinnen mir gegenüber sehr unvoreingenommen sprachen. So könnte in dieser Forschung vielleicht sogar die unterschiedliche Generationenzugehörigkeit als vorteilhaft gedeutet werden. Helfferich vermutet: „Je größer der geteilte ge-

²⁵⁵ Vgl. Helfferich (2005), S. 30ff.

²⁵⁶ Nur bei Frau Thim war dies nicht sofort möglich, da sie direkt bei meinem Hereinkommen anfang zu erzählen und Fotos zu zeigen.

meinsame Erfahrungshintergrund ist, desto verkürzter kann sich eine Erzählperson ausdrücken und sie wird dennoch erwarten, verstanden zu werden.“²⁵⁷ Zum Teil waren die Interviews sehr emotional und die Frauen teilten mit mir schmerzvolle Erfahrungen und größte Ängste. Sowohl Verluste von geliebten Menschen als auch Bangen vor der eigenen, kürzer werdenden Zukunft ließen einige Interviewmomente extrem bedrückend werden. Andererseits überraschten mich auch humorvolle, teils ironische, Ausführungen, die zu einer großen Heiterkeit führten. Gesamt betrachtet waren die Interviews von einer beeindruckenden Offenheit geprägt.

²⁵⁷ Helfferich (2005), S. 108.

5.2.4 Tabellarische Übersicht der Interviewpartnerinnen

Pseudonym	Alter bei 1. Interview	Früher ausgeübte Tätigkeit	Familienstand	Wohndauer vorherige Wohnung	Kinder
Frau Engel	72	Sozialpädagogin	Geschieden, in neuer Partnerschaft	26	Ja
Frau Fuchs	86	Speditionskauffrau	Verwitwet, alleinstehend	50	Ja
Frau Groß	73	Bürokauffrau	Verwitwet, alleinstehend	30	Nein
Frau König	84	Erzieherin	Verwitwet, alleinstehend	34	Ja
Frau Nowak	77	Ergotherapeutin	Verwitwet, alleinstehend	40	Ja
Frau Schiller	80	Assistentin	Verwitwet, alleinstehend	35	Ja
Frau Thim	75	Krankenschwester	Verwitwet, alleinstehend	42	Ja
Frau Vogt	72	Pädagogin	Geschieden, in neuer Partnerschaft	40	Ja
Frau Winter	74	Versicherungskauffrau	Verwitwet, alleinstehend	50	Nein
Frau Ziegler	75	Bürokauffrau	Geschieden, alleinstehend	72	Ja

5.3 Analyse

Die zwanzig Interviews wurden digital aufgezeichnet und später mit Hilfe der Software „F4“ wortwörtlich transkribiert. Passagen innerhalb der Interviews, die thematisch erheblich vom Forschungsvorhaben abschweiften, wurden in der Transkription ausgelassen und stattdessen wurde in runde Klammern das erzählte Thema gesetzt. Für eine bessere Lesbarkeit wurden beispielsweise „ähms“ weggelassen. Erzählpausen von bis zu drei Sekunden wurden wie folgt gekennzeichnet „...“. Längere Pausen, Husten, Lachen wurden im Text als solches mit runden Klammern notiert. Ich entschied mich gegen eine detailliertere Darstellung, wie es beispielweise das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem „GAT“²⁵⁸ fordert, da der Fokus auf dem Inhalt der Erzählungen lag und sprachlich-kommunikative Aspekte nur am Rande interessierten. Selbstverständlich wurden alle Personen pseudonymisiert.

Alle Interviews wurden zunächst angelehnt an die „grounded theory“²⁵⁹ kodiert und Konzepte und Kategorien gebildet mit Hilfe der MAXQDA Software.²⁶⁰ Somit hatte ich ein Kategoriensystem aus zwanzig Interviews und einen ersten Überblick über Gleichheit und Wandelbarkeit innerhalb der Narrationen einer Frau sowie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Frauen insgesamt. Zufälligerweise stieß ich nach der zweiten Auswertungsphase auf die Methode „*Rekonstruktion narrativer Identität*“²⁶¹, die ich als derart gewinnbringend für meine Fragestellungen erachtete, dass ich diese zur Anwendung bringen wollte und in Blumers explorativem Sinne den Kurs wechselte. So entschied ich mich, diejenigen Frauen herauszusuchen, die mir den umfassendsten und tiefsten Blick in ihre „Welt“ gegeben hatten und gleichzeitig maximal kontrastiv in ihren Ausführungen waren: Frau Engel, Frau Schil-

²⁵⁸ Vgl. Selting et al. (1998).

²⁵⁹ Vgl. Strauss, Corbin (1996).

²⁶⁰ Vgl. auch Schmidt (2008).

²⁶¹ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a); Kap. 4.2.

ler, Frau König und Frau Winter. Um die Narrationen thematisch einzugrenzen und den originären Fragestellungen der Studie nachzukommen, wählte ich für die Analyse Textausschnitte aus dem ersten und zweiten Interview aus, die folgende Themen behandelten:

1. Narrationen zum Umzug
2. Narrationen zur aktuellen Situation
3. Narrationen zum Betreuten Seniorenwohnen
4. Narrationen zum eigenen Älterwerden
5. Narrationen zur Zukunft

Die vier ausgewählten Fälle wurden, Satz für Satz, einer Feinanalyse unterzogen. Die Frage: „Wie wird in diesem Interviewausschnitt narrative Identität hergestellt?“ war dabei leitend. Für die Beantwortung waren die Selbst- und Fremdpositionierungen, die die Erzählerin unternahm, von immenser Bedeutung.²⁶² Ferner wurde ein thematischer Vergleich angestellt: Inwiefern können Veränderungen in den Haltungen im Verlauf vom ersten zum zweiten Interview festgestellt werden? Wo können Konstanten entdeckt werden? Außerdem sollte bei der Analyse bedacht werden, inwiefern Masternarrative auftauchen und eine Rolle spielen bei der Identitätsarbeit.

Darüber hinaus waren sieben generelle Aspekte für die Rekonstruktion der narrativen Identität tragend, die Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann, inspiriert von der Hermeneutik, der Konversationsanalyse und der Erzähltheorie, aufgestellt haben.²⁶³

1. Datenzentrierung

Die Analyse der narrativen Identität orientiert sich ausschließlich an den vorhandenen Texten und ist ein strikt empirischer Ansatz. Ziel ist die Rekonstruktion der Identität, die im Interview her- und dargestellt

²⁶² Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 321.

²⁶³ Vgl. Lucius-Hoene, Deppermann (2004a), S. 96ff.

wird und nicht eine etwa tiefer liegende psychische Realität. Die Interviews sollen in ihrer Gesamtgestalt ernst genommen werden, auch mit ihren vielleicht merkwürdig oder chaotisch erscheinenden Abschnitten und detailliert und akribisch analysiert werden.

2. Rekonstruktionshaltung

Die Forschende soll eine suspensive Haltung einnehmen und keine schnellen Interpretationen vornehmen, sondern gerade auch das Selbstverständliche hinterfragen und eine Vielzahl an Interpretationsmöglichkeiten entwickeln und abwägen. Zudem muss die subjektiv hergestellte Wirklichkeit des Erzählenden ernst genommen werden. Die Autoren warnen davor, diese Wirklichkeit zu delegitimieren und den subjektiven Wahrheitsanspruch abzustreiten.

3. Sinnhaftigkeitsunterstellung

Die Analyse der Interviews fußt auf der Prämisse, dass jedes Detail des Interviewtextes sinnhaft motiviert ist und somit seine Funktion im Gespräch hat. Hier lässt sich eine Verbindung zu Punkt 1) herstellen. Jedes Detail im Interview kann eine Lösung für ein Problem oder eine Aufgabe sein und damit ist jede Äußerung im Gespräch von Bedeutung. Bei der Interpretation gilt auch dieses, nämlich die Unterstellung, dass der Erzählende selbst seine Ausführungen für wahr und bedeutungsvoll hält. Die Interpretation sollte also eine wohlgesinnte sein.

4. Mehrebenenbetrachtung

Die Analyse soll auf den verschiedenen Ebenen der Sachverhaltsdarstellung, der Beziehungsherstellung und der Selbstdarstellung erfolgen. Hierbei sollen vor allem die sprachlich-kommunikativen Verfahren untersucht werden, wie die Erzählenden Sinn auf diesen Ebenen herstellen.²⁶⁴

²⁶⁴ Für die vorliegende Arbeit sieht die Verfasserin hier eine gewisse Einschränkung, denn eine ausführliche Untersuchung der sprachlich-kommunikativen Mittel kann und soll hier nicht vorrangig stattfinden.

5. Sequenzanalyse und Kontextualität

Die Analyse soll sequentiell, also Äußerung für Äußerung erfolgen. Darüber hinaus muss der Blick auf den Kontext gelenkt werden, in dem die Äußerung gemacht wird, da sich diese zum einen auf bereits Gesagtes beziehen kann, aber auch auf das Hier und Jetzt. Jede Äußerung bezieht sich demnach auf einen bereits existierenden Kontext und schafft gleichzeitig einen neuen.

6. Zirkularität und Kohärenz

Die Rekonstruktion narrativer Identität beruht auf der einen Seite auf einer Zirkularität zwischen Vorverständnis und Auswertungsergebnisse sowie auf der anderen Seite zwischen dem Verständnis einzelner Teile des Textes und der Fallstruktur. Die Interpretation besteht aus der Wechselwirkung von Teilen und Ganzem: Das Ganze erfährt an Kontur aufgrund seiner Teile und umgekehrt werden die Teile auf der Folie des Ganzen interpretiert. Hier gilt das Interpretationsprinzip der Kohärenz. Das bedeutet, dass die beiden Größen miteinander verknüpft sind und die eine nur sinnhaft verstanden werden kann, wenn die andere mitgedacht wird.

7. Explikativität und Argumentativität

Interpretationen von Texten sollen ausführlich erklärt und dargelegt werden. Weiterhin muss begründet werden, weshalb eine Interpretation gewählt wird und nicht eine andere.

Die quantitative Einengung auf die Analyse von vier Fällen erfährt ihre Kompensation durch einen qualitativen Ausbau. Am individuellen Fall kann das Allgemeine sichtbar und typische Vorgänge herausgearbeitet werden. Auf eine Typenbildung wurde jedoch in dieser Studie verzichtet, aufgrund der Annahme, dass dadurch das Besondere und Spezifische der Einzelfälle verloren gehen kann. Denn gerade die unterschiedlichen Konstruktionen von narrativer Identität im Zusammenhang mit dem

Betreuten Wohnen, dem Umzug, der Gegenwart, der Zukunft und dem Älterwerden waren von Interesse.

Nach Abschluss der Fallanalysen erfolgte dann erst deren Vergleich mit dem restlichen Material. Diese Synopse hatte eine doppelte Funktion: Erstens sollte in Bezug auf die übrigen Narrationen der anderen Frauen wiederkehrende Muster dechiffriert werden und letztlich eine Diskussion im Hinblick auf Ausgangsfragestellungen geführt werden. Zweitens sollte durch die Einbeziehung weiterer Narrationen dem Anspruch Rechnung getragen werden, ein möglichst heterogenes Bild der subjektiven Erfahrungen zu illustrieren.

6. Empirische Fallanalysen

In einem ersten Schritt werden die Narrationen von vier ausgewählten Frauen über den Umzug, die neue Situation bzw. aktuelles Umfeld, das Betreute Seniorenwohnen, über das Älterwerden und über die Zukunft dargestellt. Dabei wird neben den individuellen Bedeutungszuweisungen und Haltungen zu den einzelnen Themen, besonderes Augenmerk auf die vielfältigen Positionierungen gelegt. Hier interessieren zwei Punkte: Erstens wird herausgearbeitet, wie sich diese im Verlauf der Erzählung verändern oder gleich bleiben. Zweitens stellt sich die Frage nach Veränderung und Konstanz erneut bei dem Blick auf die Positionierungen im zweiten Interview, die dann abgeglichen werden mit jenen aus dem Jahr zuvor. Zugleich ist von Bedeutung, inwiefern in den Ausführungen auch Masternarrative vom Alter(n) Niederschlag erfahren und eine Rolle bei der Konstruktion der narrativen Identität spielen.

In einer Zusammenfassung im Anschluss an jeden Fall werden noch einmal die bedeutendsten Positionierungen zusammengetragen und dargelegt, inwiefern Konstanz zwischen vergangenem und erzählendem Ich zu entdecken ist, aber auch zwischen erstem und zweitem Interview.

Die Falldarstellungen bleiben nahe an den geführten Interviews und entsprechen damit einer subjektorientierten Forschung. Sie verfolgt ein hohes Maß an Transparenz des Analyseprozesses. Eine Synthese aus deskriptiver Darstellung und theoretischer Reflexion ermöglicht den Lesenden an der Erzählung selbst sowie an der Interpretation teilzuhaben. Letztlich wird damit auch deutlich, dass dieser Forschungsprozess bedeutungsoffen, höchst subjektiv und abhängig ist von der jeweiligen Lesart.

Die Darstellungsweise folgt einer einheitlichen Struktur: Zu Beginn einer jeden Fallanalyse wird die Erzählerin und Besonderheiten der zwei Treffen vorgestellt. Daran schließt sich stets die gleiche thematische Reihenfolge an, was einheitliche Überschriften ankündigen, die durch

ergänzende ausgewählte Zitate bereits Fallspezifisches andeuten. An meine Ausführungen schließen sich die Textstellen der jeweiligen Person zu dem behandelten Thema an. Diese Belege (B) werden in kleinerer Schriftgröße, mit Zeilennummern dargestellt und heben sich dadurch von dem Fließtext ab. Diese Textstellen haben ergänzenden, belegenden Charakter und sollen auch einen Eindruck von der Art und Weise des Erzählens der Person übermitteln. Sie sind jedoch fakultativ, werden also für die Verstehbarkeit des Fließtextes nicht vorausgesetzt.

6.1 Frau Engel

Zur Person und zum Interviewsetting

Frau Engel wurde 1939 in Frankfurt geboren und wohnte zuletzt über 26 Jahre in einem angesehenen Frankfurter Stadtteil in einer Altbauwohnung.

Sie hat drei Ausbildungen absolviert und war am Ende als Sozialpädagogin tätig. Frau Engel ist geschieden, lebt alleine, befindet sich jedoch in einer neuen Partnerschaft. Sie hat zwei Kinder, die in Frankfurt wohnen, zu denen sie jedoch wenig Kontakt hat. Enkelkinder hat sie keine.

Frau Engel wurde mir von einer Kollegin als potenzielle Teilnehmerin vermittelt. Als ich sie anrief, um sie danach zu fragen, willigte sie sofort ein.

Beide Interviews finden bei Frau Engel zu Hause statt. Sie ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews 72 Jahre alt. Die Atmosphären beider Interviews sind von großer Offenheit geprägt. Frau Engel bringt mir sehr viel Vertrauen entgegen, was sie am Ende des ersten Interviews auch betont, als ich mich bei ihr für das Gespräch bedanke: „Ich habe Ihnen alles ganz ehrlich erzählt.“ Als im ersten Interview zufällig zur Sprache kommt, dass ich just in dem Stadtteil wohne, in dem sie zuletzt auch wohnte und exakt sogar in unmittelbarer Nähe zu ihrem alten Haus, mutmaßt sie, dass ich so ihre Situation besonders gut nachempfinden könne.

6.1.1 Zum Umzug: „Ich wollte nie hierher.“

Auf meine Einstiegsfrage im **ersten Interview**, was Frau Engel zu ihrem Umzug einfallt, beginnt sie mit dem stark betonten Hinweis, dass sie nie in die aktuelle Wohnung ziehen wollte. Zugleich beschreibt sie, dass ihr jedoch klar gewesen sei, dass die Notwendigkeit eines Umzugs bestanden habe.²⁶⁵ Als Begründung führt sie die Lage ihrer vorherigen Wohnung im 5. Stock ohne Aufzug an²⁶⁶ und ich kann hier nur vermuten, dass die Treppen für sie als langfristig nicht mehr zu bewältigen schienen. Frau Engel steigt mit einer Positionierung des erzählten Ich ein: Sie habe den Umzug in die gegenwärtige Wohnung abgelehnt. Zugleich lacht sie aber bei dieser Ausführung,²⁶⁷ was darauf deuten könnte, dass sie zwischenzeitlich zu ihrer damaligen Haltung Distanz gewonnen hat und dadurch mir einen biografischen Veränderungsprozess vermitteln möchte.

Sie fährt fort mit einer romantisierenden Beschreibung von ihrer vorherigen Wohnung, die sie „liebte“²⁶⁸ aufgrund deren Lage mit Kultur und Leben vor der Tür²⁶⁹ und des Sonneneinfalls, den sie so nur im 5. Stock erleben konnte.²⁷⁰ Frau Engel stellt das vergangene Ich als legiert mit der alten Wohnung und dem vorherigen Umfeld dar, positioniert es ferner als aktiv und lebenslustig, für das ein kulturelles Angebot und der „Trubel“ des Lebens von Bedeutung waren. Sie fährt fort und erzählt, dass sie schon anderthalb Jahre im Voraus über ihren Auszug getrauert habe²⁷¹ und unterstreicht dadurch die intensive Beziehung zu ihrer vorherigen Wohnung. Das erzählte Ich wird von ihr als sehr stark gebunden an die alte Wohnung dargestellt und emotional bewegt aufgrund des bevorstehenden Auszugs. Durch ein anschließendes Lachen

²⁶⁵ Vgl. B1, Z. 3-5.

²⁶⁶ Vgl. B1, Z. 4.

²⁶⁷ B1, Z. 3.

²⁶⁸ B1, Z. 5.

²⁶⁹ Vgl. B1, Z. 5-6.

²⁷⁰ Vgl. B1, Z. 7-10.

²⁷¹ Vgl. B1, Z. 11-12.

darüber²⁷² lockert sie dieses Bild auf und macht dadurch deutlich, dass sie zu ihrem erzählten Ich Distanz entwickelt hat. Dann folgt erstmals die direkte Begründung für ihren Umzugswillen, nämlich 108 Treppenstufen²⁷³. Mit der Nennung der exakten Zahl der Stufen möchte sie wahrscheinlich die große Anstrengung eines Aufstiegs betonen und ihren Umzugsentschluss weiter plausibel darstellen. Sie erzählt weiter, dass sie zunächst den Vorschlag ihres Partners, in die aktuelle Wohnung zu ziehen, ablehnte und gibt dies in re-inszenierender Art auf humorvolle Weise wieder. Sie drückt ihren primären Ablehnungsgrund, die Lage der Wohnung, salopp aus und wählt die Berliner Formulierung „jwd“²⁷⁴ („janz weit draußen“) und steigert dies noch mit der extremen Begründung „da ist ja gar nix!“²⁷⁵ Diese Darstellung fungiert als erneute Positionierung des erzählten Ich, das sich gegenüber einem Umzug ablehnend verhielt sowie implizit als aktiv und auf Freizeitmöglichkeiten Wert legend. Im Anschluss inszeniert Frau Engel einen überraschenden Höhepunkt in Form einer Wendung der Geschichte, denn sie erzählt dann, dass sie, als sie in der neuen Wohnung war, nach kürzester Zeit nicht mehr der alten Wohnung nachgetrauert habe.²⁷⁶ Auch hier wählt sie wieder eine Extremformulierung²⁷⁷ und kommt zu dem kurzen Resümee, dass es „einfach gut war“²⁷⁸. So extrem stark sie zuvor den Umzug ins „Niemandland“ ablehnte, so extrem schnell legt sie ihre Trauer ab. In dieser Beschreibung des sehr schnellen Gewöhnens an die neue Situation liegt auch eine Positionierung des erzählten Ich als sehr flexibel und anpassungsfähig vor. Sie bleibt nun in ihrer Erzählung weiter in diesem positiven Modus der guten Entwicklung und untermauert dies durch zwei weitere glückliche Umstände: Erstens habe sie noch vor dem

²⁷² B1, Z. 11.

²⁷³ B1, Z. 12.

²⁷⁴ B1, Z. 15.

²⁷⁵ B1, Z. 15-16.

²⁷⁶ „einem oder zwei Tage“, B1, Z. 16.

²⁷⁷ „nix“, B1, Z. 17.

²⁷⁸ B1, Z. 18.

Umzug bei einer Veranstaltung des Bauträgers²⁷⁹ ein Ehepaar kennen gelernt, mit dem sie sich gut verstehe. Sie positioniert dieses als witzig und beschreibt es als auf gleicher Wellenlänge schwimmend.²⁸⁰ Ebenso stellt dies eine Positionierung des erzählten Ich als kontaktfreudig und humorvoll dar, was auch nach wie vor für gilt, denn Frau Engel ist immer noch mit diesem Ehepaar befreundet.²⁸¹ Dass dieses Ehepaar auch im Betreuten Seniorenwohnen lebt, gibt ihr Sicherheit und Vertrauen und letztlich hilft ihr dies bei der Eingewöhnung.²⁸² Der zweite glückliche Umstand, der ihr ebenso hilft, sich vertraut zu fühlen in der neuen Umgebung, ist die Entdeckung, dass ein alter Bekannter auch im selben Block wie sie wohnt.²⁸³ Mit dieser Person habe sie in der Vergangenheit gemeinsame Interessen geteilt²⁸⁴, wodurch sie das erzählte Ich implizit erneut als aktiv beschreibt. Und dass dieser und das Ehepaar sich für das Konzept des Betreuten Seniorenwohnens entschieden haben, bestätigt sie vermutlich in ihrer Umzugsentscheidung.

Frau Engels Erzählung zu ihrem Umzug hat einen anekdotischen, fröhlichen Charakter in einem lockeren Erzählstil. Sie inszeniert eine Art „Erfolgsgeschichte“, denn trotz anfänglicher totaler Ablehnung eines Umzugs aus ihrer geliebten Wohnung wendet sich am Ende alles zum Guten. Wie bereits erwähnt, vermittelt sie zudem, dass sie zu ihrem erzählten Ich Distanz gewonnen hat und positioniert sich gegenüber mir als zufrieden wie sich im Endeffekt der Umzug und der Start in der neuen Umgebung gestaltet haben und schließt diese Ausführung mit der positiven Bewertung: „Ja, so war das, ganz schön.“²⁸⁵

²⁷⁹ Vgl. B1, Z. 18-19. Frau Heinrich ist beim Bauträger beschäftigt. Dieses Wissen setzt sie bei mir aufgrund meiner Beschäftigung im Begegnungszentrum voraus.

²⁸⁰ Vgl. B1, Z. 21-23.

²⁸¹ Vgl. B1, Z. 23.

²⁸² Vgl. B1, Z. 23-24.

²⁸³ Vgl. B1, Z. 24-31.

²⁸⁴ Vgl. B1, Z. 25.

²⁸⁵ B1, Z. 32.

Beleg 1, Frau Engel, Interview I

1 S.S.: „Ich würde zum Einstieg Sie einmal fragen, wenn Sie zurück denken an Ihren
2 Umzug, was Ihnen dazu einfällt?“

3 Frau Engel: „Ja. Also ich wollte nie (stark betont) hierher ziehen. (lacht) Und hab, aber
4 ich wusste, ich muss umziehen, weil ich hab im 5. Stock gewohnt ohne Aufzug. Ich
5 hab die Wohnung geliebt, weil es war mitten in der Stadt, hatte alles vor der Haustür
6 und war in 7 Minuten an der Alten Oper, also alle Kultur vor der Tür und ich hatte
7 von meinem 5. Stock einen wunderbaren Blick über ganz Frankfurt. Morgens hatte
8 ich zum Frühstück Sonnenaufgang, abends hatte ich in meinem Wohnzimmer Son-
9 nenuntergang und wenn unten die Straßen schon so in Schatten waren, hatte ich
10 oben einen manchmal einen feuerflammenden Himmel. Also das fand ich ganz, ganz
11 schön. Und ich hab 1,5 Jahre getrauert, schon im Voraus, dass ich da (lacht) auszie-
12 hen musste... Weil das waren 108 Treppenstufen und meine Knie haben nicht mehr
13 so gut mitgemacht. So. Und dann hatte mein Freund, hatte den Prospekt gefunden
14 von mir, hat gesagt: `Guck doch mal, was für ein toller Grundriss und das ist doch
15 schön!` Ich habe gesagt: `Da ziehe ich doch nicht hin! Das ist ja jwd, da ist ja gar nix!`
16 Und als ich mich dann entschieden hab und nach einem oder zwei Tage hab ich über-
17 haupt nicht mehr an die alte Wohnung gedacht und nachgetrauert. Nix. Dann war's
18 einfach gut. So war der Anfang hier. Und bei dem, als die Frau Heinrich, die haben ja
19 das Konzept hier vorgestellt, da hatten wir ja unsere Wohnungen noch gar nicht zuge-
20 teilt bekommen und nicht gesehen. Da gab's einen Vortrag vorne in dem großen Saal.
21 Konnte man Fragen stellen und da waren Leute neben mir, ein Ehepaar so in meinem
22 Alter und wir haben uns so auf Anhieb gut verstanden und die gleichen Witze
23 gemacht. Sind wir ganz dick befreundet jetzt. Finde ich ganz schön. War gleich je-
24 mand hier, der mir vertraut war. Und dann noch was ganz Witziges ist passiert: ein
25 Freund, mit dem ich vor vielen, vielen Jahren mit anderen zusammen Wanderungen
26 unternommen hab und Radtouren, der aber dann in's Ostend gezogen war und war
27 kein Kontakt mehr zwischen uns. Und dann traf ich einen anderen Freund und der
28 sagte: `Der ist auch dorthin gezogen!` `Naja,` habe ich gesagt `Das ist groß hier. Wo
29 denn?` `Ja, weiß nicht, aber der hat seine Telefonnummer mitgenommen.` Und dann
30 habe ich angerufen und dann stellte sich raus, er wohnte im selben Block wie ich. Ich
31 an diesem Ende und er am anderen Ende (lacht) im gleichen Stockwerk. Auch eine
32 Zweizimmerwohnung. Ja, so war das, ganz schön...“

Im weiteren Verlauf des ersten Interviews kristallisiert sich jedoch heraus, dass ihre Erzählung zum Umzug einen Sonderstatus behält, denn bezüglich ihres neuen Umfelds bleiben diese positiven Positionierungen nicht bestehen. Frau Engels Ausführungen werden von Ambivalenzen bestimmt. Besonders ihr altes Umfeld mit Aktivitätsmöglichkeiten und alten Freunden fehlen ihr und dies zeigt, dass das erzählende Ich mit sich hadert. Im zweiten Interview gibt sie preis, dass ihre widersprüchlichen Gefühle stärker geworden sind.

6.1.2 Zur aktuellen Situation: „Es ist so zwiespältig.“

Frau Engels Narrationen zu ihrer aktuellen Situation in der neuen Wohnung und im neuen Umfeld sind von ambivalenten Positionierungen geprägt. Sie macht sowohl Ausführungen zu den von ihr empfunden Vorteilen als auch zu den Nachteilen:

Nachteile der neuen Situation

Im **ersten Interview** bestätigt mir Frau Engel deutlich,²⁸⁶ dass der Umzug ein Neuanfang für sie gewesen sei und steigert diesen noch in die Formulierung „wie ein neues Leben“²⁸⁷, was mir zunächst vermittelt, dass der Umzug einschneidend für sie gewesen sein muss. Interessant ist nun, dass zunächst eine rationale Beschreibung von den Vorteilen der neuen Wohnung folgt.²⁸⁸ In Anbetracht der vorherigen Formulierung „wie ein neues Leben“ überrascht dies oder mutet auch nicht ganz passend an, denn diese hat solch eine Tragweite, dass neben einer rationalen Seite definitiv auch emotionale Aspekte vermutet werden können. Diese bleiben zunächst einmal aus. Stattdessen positioniert sie sich im Folgenden als Glückspilz, denn sie hat genau die Wohnung bekommen, die sie wollte.²⁸⁹ Im Anschluss folgt nun die negative Seite des neuen Lebens, sie verlässt die rationale Ebene der vorherigen Beschreibungen und ihre Ausführungen werden zunehmend emotionaler. Sie beginnt aufzuzählen, was sie im Vergleich zu ihrem vorherigen Stadtteil alles vermisst. Dafür wechselt sie ins Präsens²⁹⁰ und beschreibt, dass ihr kulturelle Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung fehlen und auch soziale Kontakte in Form von Treffen mit Freunden.²⁹¹ Sie fährt fort mit den Nachteilen und erzählt, dass der weite und anstrengende Weg in die

²⁸⁶ 5x „ja“, vgl. B5, Z. 3.

²⁸⁷ B2, Z. 3.

²⁸⁸ Vgl. B2, Z. 5-8.

²⁸⁹ Vgl. B2, Z. 9-10.

²⁹⁰ Vgl. B2, Z. 13.

²⁹¹ Vgl. B2, Z. 14-19.

Stadt mit dem Fahrrad sie oft hindere noch einmal dorthin zu fahren.²⁹² In der gesamten Aufzählung der Nachteile vermittelt sich mir Frau Engel implizit als unternehmungslustig und mobil, was sie aber durch die Umstände am neuen Wohnort nicht ausleben kann, worunter sie leidet - sie positioniert sich als nunmehr eingeschränkt. Dies gilt sowohl für das erzählte Ich als auch für das erzählende Ich, was die Anwendung der Vergangenheits- als auch Präsensform zeigt.²⁹³ Als nächsten nachteiligen Aspekt nennt sie die Gestaltung und die Infrastruktur der Siedlung, die ihr nicht gefielen und nach wie vor nicht gefallen.²⁹⁴ „Da ist gar nix“²⁹⁵, wählt sie als Beschreibung der Siedlung genau wie in der Umzugserzählung. Sie empfindet die Umgebung als „steril“²⁹⁶, was für die von ihr empfundene Leblosigkeit steht. Frau Engel macht in diesen Ausführungen implizit deutlich, dass die Wohnumstände mit ihrer unternehmungslustigen und lebendigen Persönlichkeit nicht zusammen passen.

In dieser Passage werden Unstimmigkeiten zwischen den Positionierungen des vergangenen und erzählenden Ich offenbar, hervorgerufen durch die neue Umgebung.

Beleg 2, Frau Engel, Interview I

- 1 S.S.: „Ich habe mit einer Frau gesprochen, die sagte mir zum Beispiel, das war für sie,
- 2 der Umzug hierher, wie ein kompletter Neuanfang. Wie erging es Ihnen?“
- 3 Frau Engel: „Ja, ja, ja ... Ja, ja ... Wie ein neues Leben ... Ich fand, dass auch diese
- 4 Wohnung hier, also in eine ganz nagelneue Wohnung zu ziehen, das ist schon toll. Wo
- 5 man nicht renovieren muss und ich fand sie sehr schön geschnitten. Ich habe mir die-
- 6 se ausgesucht, die so durchgängig ist. Die Nachbarin hat ja eine, die nur nach dieser
- 7 Seite ist. Ein Wohnzimmer mit integrierter Küche. Das fand ich nie gut. Ich fand das
- 8 schön eine Wohnung zu wählen, wo man nach zwei Seiten einen Blick hat. Und die in
- 9 der Mitte haben nur nach da. Die hatte ich mir gewünscht und ich habe sie auch ge-
- 10 kriegt. Das war ja auch ein Glücksfall. Also ich hatte ja keinen Anspruch. Man durfte
- 11 sich wünschen, aber es gab keine Gewähr, dass der Wunsch erfüllt würde... Ja .. Was
- 12 mir ein bisschen gefehlt hat war, weil ich habe ja im M.viertel gewohnt, war so dieses,
- 13 das ist ja ein gewachsener Stadtteil und.. da ist einfach viel los. Und ich muss nicht
- 14 an allem teilnehmen, aber das Gefühl zu haben, wenn ich will, kann ich und da ist

²⁹² Vgl. B2, Z. 19-22.

²⁹³ Vgl. B2, Z. 23.

²⁹⁴ Vgl. B2, Z. 23-27.

²⁹⁵ B2, Z. 24; B1, Z. 15.

²⁹⁶ B3, Z. 24.

15 diese Apfelweinkneipe und Theaterchen und die Alte Oper ist nicht weit. Und wenn
16 ich, ich hab kein Auto, weg will, kann ich zur Konstabler, das ist auch fünf Minuten
17 zu laufen. Die Geschäfte fehlen mir nicht. Aber so die Möglichkeit oder mal kurz je-
18 manden anzurufen im Stadtteil und zu sagen: 'Gehst du mal mit in die Weinstube?'
19 Oder so, das hat mir hier am Anfang sehr gefehlt. Und der Weg in die Stadt so mit
20 dem Fahrrad, runter ist er leichter, da rollt's, aber rauf muss man schon ganz schön
21 strampeln. Also da überlege ich mir abends dann: 'Mache ich das jetzt und fahre dann
22 im Dunkeln hier hoch?' Meistens dann eher doch nicht (lacht). Das war, das habe ich
23 sehr vermisst und das fehlt mir auch ein bisschen. Und ich hatte am Anfang auch so
24 das Vorurteil: das ist ja so steril hier, da ist gar nix. Kein Kiosk, kein kleines Ge-
25 schäft... Ja die Häuser sind.. am Anfang empfand ich die ziemlich uniformiert, gerade
26 in dieser Richtung wo die Eigenheime sind. Die sind doch alle sehr ähnlich.“

Im **zweiten Interview**, ein Jahr später, stellt sich dann heraus, dass sich die negativen Gefühle im Verhältnis zu ihrem aktuellen Umfeld verstärkt haben.

Frau Engel beschreibt ihre Lage als „zwiespältig“²⁹⁷ und kündigt die Tendenz der folgenden Ausführungen damit an: Sie inszeniert einen Dialog mit „Leuten“²⁹⁸, worin das erzählende Ich seine Ambivalenz zum Ausdruck bringt und erläutert, dass es zwar von den Vorteilen der Wohnung begeistert sei, jedoch das Umfeld aufgrund fehlender Möglichkeiten als mangelhaft empfinde.²⁹⁹ Frau Engel vermisst die Freizeitmöglichkeiten und Freunde aus ihrem alten Umfeld. Sie positioniert, wie im ersten Interview, das erzählte Ich als unternehmungslustig und aktiv, was jedoch aufgrund der Umstände der aktuellen Wohnsituation gehemmt wird. Dies stimmt auch überein mit ihrer derzeitigen Haltung, was den Wechsel in das Präsens zeigt: „Das ist so das, was mir immer noch fehlt.“³⁰⁰ Frau Engel fühlt sich bedingt durch die Wohnlage „hier draußen“³⁰¹ ausgeschlossen von allen Möglichkeiten. Die Bemerkung, dass es kein brauchbares Restaurant gebe, steht symptomatisch dafür.³⁰² Sie empfindet die Siedlung als abgeschnitten vom Leben.³⁰³ Frau Engel möchte mir vermitteln, dass das Umfeld nicht zu ihrem Selbstverständ-

²⁹⁷ B3, Z. 2.

²⁹⁸ B3, Z. 2.

²⁹⁹ Vgl. B3, Z. 2-5.

³⁰⁰ B3, Z. 11.

³⁰¹ B3, Z. 12.

³⁰² Vgl. B3, Z. 12.

³⁰³ Vgl. B3, Z. 15-16.

nis passt. Als ich darauf aufmerksam mache, dass sie es so in etwa schon im ersten Interview erzählt habe, gibt sie zu, dass ihr negatives Gefühl zum Umfeld noch stärker geworden sei.³⁰⁴ Für die Beschreibung des Umfelds wählt sie exakt dasselbe Wort, „steril“³⁰⁵, wie im ersten Interview.

Frau Engel schließt ihre Ausführungen mit der Fremdpositionierung, dass ich ihre Situation sicher gut nachempfinden könne, weil ich in dem Stadtteil wohne, wo Frau Engel vorher wohnte.³⁰⁶ Sie stellt damit eine Verbindung zwischen uns her und setzt Verständnis bei mir für ihre Lage voraus.

Beleg 3, Frau Engel, Interview II

- 1 „Wie es mir ergangen ist? Das ist aber schwierig, weiß ich gar nicht, wo ich anfangen
2 soll (lange Pause) Also es ist so zwiespältig, weil wenn Leute mich fragen: ‘Gefällt’s dir
3 immer noch in deiner neuen Wohnung?’ Dann sage ich: ‘Die ist so schön und so top
4 und könnte nicht besser sein. So eine schöne Wohnung.’ Aber was ich dann anschlie-
5 ßend sage: ‘Es fehlt mir so, im M.viertel hatte ich so alles vor der Haustür. Da konnte
6 ich mal Freunde, die um die Ecke wohnten, anrufen: ‘Gehen wir mal ein Glas Wein
7 trinken?’ so spontane Sachen. Oder ich hab mich auf’s Fahrrad gesetzt und bin zur
8 alten Oper gefahren und hab geguckt, ob ich noch eine billige Restkarte kriege und
9 wenn ich keine gekriegt habe, war es auch nicht schlimm. Ich bin kein Kneipengän-
10 ger, aber einfach das Gefühl, es ist alles da und wenn ich Lust habe und wenn es sich
11 ergibt, dann kann ich.’.. Das ist so das, was mir immer noch fehlt, was ich sehr ver-
12 misse hier draußen. Auch das hier gar kein Restaurant, kein brauchbares, hier ist.
13 Mein Partner sagt immer: ‘Ach, das entsteht noch, das kommt noch.’ Und ich glaube
14 das nicht. (schweift ab zu einem Restaurantbesuch) Aber so ein nettes kleines Café
15 wie das W. oder K. im M.viertel, sowas hätte ich gerne hier draußen. Das würde das
16 einfach beleben. Ja. Das ist dann so das, was ich vermisse.“
17 S.S.: „Ja, diesen Punkt habe ich hier stehen.“
18 Frau Engel: „Habe ich das schon mal gesagt?“
19 S.S.: „Nein, ja. Sie haben es letztes Jahr angedeutet und ich habe es als Punkt aufge-
20 schrieben um zu fragen, wie es Ihnen mittlerweile damit geht.“
21 Frau Engel: „Ja, eigentlich ist es jetzt noch stärker dieses Gefühl. (lacht) Alles steril.
22 Es fehlt mir sehr. Ich fahre ja nicht extra, ich fahre schon mindestens zweimal in die
23 Stadt runter, weil ich da mein Ehrenamt mache, aber da gehe ich nicht ins Café. Es
24 wäre einfach so eine Situation, wo ich zum Beispiel mit der Frau S. hingehe, mit der
25 ich mich sehr angefreundet habe von Anfang an... Das können Sie sicher gut nachfüh-
26 len, weil Sie ja auch im M.viertel wohnen.“

³⁰⁴ Vgl. B3, Z. 21.

³⁰⁵ B3, Z. 21; B2, Z. 24.

³⁰⁶ Vgl. B3, Z. 25-26.

Vorteile der neuen Situation

Neben den soeben aufgeführten Nachteilen existieren auch einige Vorteile der neuen Umgebung, von denen Frau Engel im **ersten Interview** erzählt.

Primär verweist sie auf die geschickte Konzeption der Wohnung, die für Vieles entschädigt.³⁰⁷ Wofür sie entschädigt, lässt sie hier offen, denkbar ist eine Anspielung auf die von ihr als mangelhaft empfundene Infrastruktur. Sie unterstreicht, wie gut sie die bauliche, barrierearme Ausstattung der Wohnung empfindet und führt als veranschaulichendes Gegenbeispiel die betreute Wohnung der Schwiegermutter an.³⁰⁸ Sie erzählt weiter, wie sehr sie den Aufzug zu schätzen wisse im Vergleich zu den vielen Treppenstufen aus der alten Wohnung.³⁰⁹ Sie lacht nach diesen Ausführungen³¹⁰ und vermittelt sich dadurch als glücklich und zufrieden darüber. Des Weiteren führt sie nachdrücklich an,³¹¹ dass sie es positiv finde in einem Umfeld mit überwiegend Jüngeren zu wohnen, da lasse es sich für sie verkraften, dass in ihrem Block nur Ältere wohnen.³¹² Sie grenzt sich hier klar von der Personengruppe der Älteren ab, möchte nicht mit diesen zusammen wohnen, möchte sich nicht auf eine Stufe mit diesen stellen³¹³, denn dann fühle sie sich sofort „steinalt“³¹⁴. Frau Engel positioniert sich zum einen als „nicht alt“ und sie sieht sich eher auf der Seite der jüngeren Bewohnerschaft im Block. Zum anderen unternimmt sie eine Fremdpositionierung von Wohnformen, wo Ältere zusammen wohnen, in Form von einer negativen Stereotypisierung: Diese Menschen seien mobilitätseingeschränkt³¹⁵, mit engem und zerfalls-

³⁰⁷ Vgl. B4, Z. 1.

³⁰⁸ Vgl. B4, Z. 2-9.

³⁰⁹ Vgl. B4, Z. 10-14.

³¹⁰ Vgl. B4, Z. 11, 14.

³¹¹ 4x „sehr“, B4, Z. 14.

³¹² Vgl. B4, Z. 15-16.

³¹³ Vgl. B4, Z. 17-21.

³¹⁴ B4, Z. 20.

³¹⁵ Vgl. B4, Z. 19.

orientiertem Horizont³¹⁶ und schließlich erfolge dort die ständige Konfrontation mit dem Tod³¹⁷.

Dieses Gegenbild könnte auch ein Rückgriff auf ein Masternarrativ sein, welches sich durchweg auf die widrige Seite des Alter(n)s konzentriert und ältere Menschen als starr, festgefahren und unzulänglich beschreibt.

Frau Engel gestaltet die gesamte Passage auf humorvolle Art, was durch ihr Lachen und ihre ironische Darstellung deutlich wird.³¹⁸ Darüber hinaus verleiht sie durch diese Art der Darstellung dem Thema etwas Leichtigkeit. Dennoch wird die inhaltliche Ernsthaftigkeit ihrer Ausführungen nicht geschmälert: Das Alter(n) mit seiner negativen Seite wird auf „die Anderen“ projiziert, die zu ihrem Glück nur geringfügig in ihrem Umfeld vorhanden sind, so dass eine ständige Konfrontation mit dem Alter(n) vermieden werden kann. Mögliche positive Aspekt des Alter(n)s wie Chance auf Entwicklung und Reifung sieht sie nicht.

Beleg 4, Frau Engel, Interview I

1 „Aber die Wohnung selbst, so wie die konzipiert ist, entschädigt wirklich vieles. So toll.
2 Meine Schwiegermutter, die war im Betreuten Wohnen, die mussten wir dann am
3 Ende in ein anderes Heim umziehen, weil die hatte einen wunderbaren Blick auf den
4 Rhein. Oder war's die Mosel? Jedenfalls konnte die nicht mehr auf ihren Balkon, weil
5 da eine Schwelle war. Und die konnte auch nicht entfernt werden, wegen Regen-
6 wassergefahr. Sie konnte mit ihrem Rollstuhl kaum ins Bad, die Tür war zu eng. Und
7 war auch keine Rampe. Der Hausmeister hat dann eine Rampe gebaut. Also es nannte
8 sich Betreutes Wohnen, aber es war überhaupt nicht darauf eingerichtet. Von daher
9 finde ich das hier perfekt. Auch ich laufe überhaupt nicht die Treppen, obwohl die
10 Nachbarn sagen: 'Lauf doch die Treppen, ist doch gesund!' Weil ich 26 Jahre 108
11 Treppenstufen mehrmals am Tag rauf und runter gelaufen bin (lacht), also wirklich
12 bis zu dreimal am Tag. Und manchmal hatte ich unten etwas vergessen und bin wie-
13 der raufgedüst, als ich noch gearbeitet habe und wieder raufgerannt. Und ich finde es
14 so luxuriös den Aufzug zu benutzen. (lacht)... Und was ich sehr, sehr, sehr, sehr
15 schön finde, in unserem Block wohnen zwar nur ältere Leute, aber ringsrum wohnen
16 junge Leute mit Kindern und Familien und das finde ich schön. Das hatte ich mir im-
17 mer gewünscht. Ich habe gedacht: 'Ich will nicht im Alter in so einem Haus wohnen,
18 gibt es ja genügend, hab ich mir auch angesehen, wo nur alte Leute rumlaufen mit
19 Rollator und ach...' (stöhnt)
20 (lacht laut) Da fühle ich mich auch sofort steinalt! (lacht) Wo nur noch über Krankhei-
21 ten geredet wird und dann sieht man wer wieder gerade gestorben ist. Und ach..

³¹⁶ Vgl. B4, Z. 21-22.

³¹⁷ Vgl. B4, Z. 22.

³¹⁸ Vgl. B4, Z. 19-21.

23 (stöhnt) Nein, so hätte ich nie leben wollen. Deshalb finde ich es sehr schön hier vom
24 Konzept.“

Im **zweiten Interview** betont Frau Engel erneut in einer Passage, dass das erzählte Ich ursprünglich nicht in dieses Umfeld ziehen wollte und wiederholt damit exakt das, was sie im ersten Interview zum Ausdruck gebracht hatte.³¹⁹ Wie im Jahr zuvor lacht sie nach dieser Aussage,³²⁰ was erneut die zwischenzeitlich erlangte Distanz darstellen könnte oder auch ein Amüsieren darüber, dass sie gegen ihre eigentliche Abneigung letztlich doch umgezogen ist. Danach erzählt sie von ihrer Wohnungssuche und möchte mir vermutlich vermitteln, dass zum einen die Suche recht lange war, durch die genaue Nennung der Zeit von anderthalb Jahren, und zum anderen viele Wohnungen nicht passend waren.³²¹ Unter diesen Bedingungen und der Tatsache, dass sie auch mit körperlichen Einschränkungen, mit Rollator, bleiben könne, empfindet sie die aktuelle Wohnung als „ideal“³²² und positioniert sich als zufrieden. Interessanterweise lacht Frau Engel bei der Vorstellung einmal mit dem Rollator unterwegs sein zu müssen.³²³ Vermutlich ist ihr diese Vorstellung so fern, dass sie dieser mit Humor begegnen kann. Zudem stellt sie sich dabei als momentan mobil und unabhängig von Hilfsmitteln dar. Wie bereits im ersten Interview empfindet sie die Lage der Wohnung insofern schön und „belebend“³²⁴, dass im Umfeld Jüngere wohnen.³²⁵ Und erneut wie im ersten Interview ist sie glücklich nicht mit alten Menschen zusammen zu wohnen, was sie stark betont angibt.³²⁶ Hier zeigt sich die bekannte Selbstpositionierung aus dem ersten Interview. Das Wohnen mit „alten Leuten“³²⁷ lehnt sie als unvorstellbar für

³¹⁹ Vgl. B1.

³²⁰ Vgl. B5, Z. 1.

³²¹ Vgl. B5, Z. 3-6.

³²² B5, Z. 8.

³²³ Vgl. B5, Z. 8.

³²⁴ B5, Z. 10.

³²⁵ Vgl. B5, Z. 8-10; B4.

³²⁶ „nie im Leben“, B5, Z. 10.

³²⁷ B5, Z. 10.

sich ab: „Ich wollte nie im Leben nur mit alten Leuten zusammen wohnen.“³²⁸ Diese ähnelt der Aussage aus dem ersten Interview: „So hätte ich nie leben wollen.“³²⁹ Jedoch führt sie im zweiten Interview nicht erneut eine negative Stereotypisierung von alten Menschen aus.

Beleg 5, Frau Engel, Interview II

(Kontext: S.S. fragt, ob sich Konsequenzen aus der Unzufriedenheit mit dem Umfeld für Frau Engel ergeben)

1 „[...] Ich hatte, bevor ich hierher gezogen bin - ich wollte ja gar nicht hierher (lacht),
2 das war mir zu weit weg - hatte ich mich bei allen Wohnungsbaugenossenschaften be-
3 worben. Weiß nicht, ob ich das schon erzählt habe. Anderthalb Jahre habe ich mich
4 beworben. Weiß nicht, ob ich das schon erzählt hab. Dann habe ich diese genommen
5 hier. Ich hatte da auch Angebote bekommen. Die Wohnungen waren entweder furcht-
6 bar laut oder im 2. Stock irgendwo, ach, das hatte ich gesagt, das ich nicht noch ein-
7 mal umziehen wollte, wenn ich dann mit dem Rollator oder sowas unterwegs sein
8 muss.(lacht) Dafür ist die Wohnung hier einfach ideal. Und was ich nach wie vor
9 schön finde ist, dass hier junge Familien und Kinder und sowas alles da ist. Das finde
10 ich einfach belebend. Ich wollte nie im Leben nur mit alten Leuten zusammen woh-
11 nen.“

Festzuhalten ist, dass Frau Engels tendenzielle Haltung zum neuen Umfeld über die Zeit hinweg zwischen den zwei Interviews keine massive Änderung erfährt. Vor- und Nachteile bleiben gleich. Auffällig ist vielmehr, dass sich die Positionierungen verfestigt haben und sie ihr vorheriges Umfeld beispielsweise stärker vermisst als im Jahr zuvor. Frau Engels Ambivalenz bezüglich des neuen Umfelds bleibt somit erhalten.

³²⁸ B5, Z. 10-11.

³²⁹ B4, Z. 23.

6.1.3 Das Betreute Seniorenwohnen: „Irgendwann werde ich das annehmen.“

Zum Betreuten Seniorenwohnen äußert sich Frau Engel in beiden Interviews wenig, jedoch bleiben ihre Positionierungen dabei ähnlich.

Im **ersten Interview** findet sich eine Passage wieder, in der sie im Kontext vom eigenen Älterwerden und ihren nachlassenden Kräften bemerkt, dass das Betreute Seniorenwohnen ihr Unterstützung geben könne, die sie jedoch momentan noch gar nicht möchte.

Frau Engel stellt dar, dass sie „eigentlich kerngesund“³³⁰ sei, zählt mir gesundheitliche „Kleinigkeiten“³³¹ auf und erklärt, dass sie sich in dem Betreuten Seniorenwohnen sicher fühle.³³² Sofort hängt sie an diese Äußerung an, dass sie aber „das alles“³³³ ablehne und meint damit sowohl etwaige Einschränkungen als auch die Seniorenbetreuung, die sich darauf bezieht. Frau Engel nimmt hier eine deutliche ablehnende Position ein gegenüber Einbußen und damit natürlich auch gegenüber Hilfsangeboten der Seniorenbetreuung, die darauf abzielen.

Beleg 6, Frau Engel, Interview I

(Kontext: Erzählung vom eigenen Kräfteabbau)

1 „Ich, ich bin eigentlich kerngesund. Ich habe da jetzt zwar Grauer Star Operation ge-
2 habt, deswegen muss ich auch immer die Brille absetzen, habe noch keine neue, kann
3 mit der nicht richtig gucken (lacht, räuspert sich) und ich habe eine Inkontinenz, wo
4 ich vielleicht auch eine Operation brauche, aber das sind Kleinigkeiten. Gesundes
5 Herz und sonst auch alles gut. Und die Knie, das macht nix, weil ich ja einen Aufzug
6 habe (kichert), brauche ich mir nicht so große Sorgen zu machen. Ich fühle mich auch
7 gut aufgehoben hier. Durch die Betreuung, die sorgen ja für einen, wenn es einem
8 nicht so gut geht oder kümmern sich, wenn man nicht mehr einkaufen kann. Aber
9 huh..ich will das alles noch gar nicht!“

Im **zweiten Interview** erklärt Frau Engel, dass sie zwar das Gehirnjogging als ein Angebot des Betreuten Seniorenwohnens unregelmäßig wahrnehme, dass jedoch eigentlich die Angebote als letzte Option der

³³⁰ B6, Z. 1.

³³¹ B6, Z. 4.

³³² Vgl. B6, Z. 7-8.

³³³ B6, Z. 9.

Freizeitgestaltung für sie gelten, wenn tatsächlich nichts anderes mehr gehe.³³⁴ Hier lacht sie,³³⁵ was zeigt, wie fern ihr diese Vorstellung liegt. Freunde, die in der Stadt wohnen, zieht sie anderen Kontakten aus dem Betreuten Wohnen für Unternehmungen vor.³³⁶ Dabei nimmt sie in Kauf, dass die Treffen mit Freunden aufgrund der Entfernung seltener als früher möglich sind.³³⁷

Frau Engel möchte mir verständlich machen, dass sie sich dem Betreuungskontext mit seinen Angeboten nicht zugehörig fühlt und positioniert sich davon als unabhängig. Sie verlagert die Nutzung der Angebote in die Zukunft und fügt humorvoll lachend an, wenn sie nicht vorher gestorben sei.³³⁸ Es entsteht dabei der Eindruck, dass ihr ein vorheriges Sterben nicht unlieb wäre. Die Betreuungsangebote stellt sie für sich erst als bedeutungsvoll dar, wenn sie körperliche Defizite aufweise und einen Rollator brauche.³³⁹

Beleg 7, Frau Engel, Interview II

1 „Einmal in der Woche gehe ich zum Gehirnjogging rüber, aber das ist das Einzige, was
2 ich im Augenblick in Anspruch nehme, aber auch nicht regelmäßig. Weil ich denke:
3 'Ist toll das Angebot.' Und wenn ich mal nicht mehr so fit bin, kann ich das anneh-
4 men und gehe da gerne hin, wenn ich nichts anderes mehr machen kann. (lacht) Aber
5 sonst hab ich eigentlich meine Freunde vorwiegend in der Stadt, mit denen ich auch
6 nicht mehr so oft was machen kann, wie früher, weil die nicht mehr hier um's Eck
7 wohnen... Aber das Angebot ist gut. Irgendwann werde ich das auch annehmen, wenn
8 ich nicht vorher sterbe. (lacht) Wenn ich nur noch mit dem Rollator hier rummachen
9 kann (... lacht)“

Die Ausführungen deuten auf eine gegenwärtig untergeordnete Relevanz der Angebote der Betreuung für Frau Engel zu beiden Zeitpunkten der Interviews. Sie betont deutlich, dass sie andere Unternehmungen und Aktivitäten vorzieht. Zudem stellt sie ein klares Bedingungsgefüge her,

³³⁴ Vgl. B7, Z. 346.

³³⁵ B7, Z. 4.

³³⁶ Vgl. B7, Z. 4-5.

³³⁷ Vgl. B7, Z. 5-7.

³³⁸ Vgl. B7, Z. 7-8.

³³⁹ Vgl. B7, Z. 8.

wobei die Seniorenbetreuung für sie erst bei Unzulänglichkeiten wichtig werden könnte.

6.1.4 Das eigene Älterwerden: „Was kommt denn jetzt noch?“

An mehreren Stellen ist bereits Frau Engels Haltung zum Alter(n) angelungen: Ältere Menschen und deren Lebensweise fremdpositionierte sie negativ und Frau Engel nutzte diese Darstellung um sich davon klar abzugrenzen.³⁴⁰

Weitere Positionierungen zum eigenen Älterwerden lassen sich bei Narrationen über das Radfahren erkennen:

Im **ersten Interview** macht Frau Engel bereits aufmerksam auf ihren Kräfteabbau. Dies wird besonders deutlich bei ihrem Hobby, dem Radfahren. Die Ausübung des Hobbys erfährt jedoch im Vergleich zu früher Einschränkungen und Frau Engel macht zunächst ihrem Zorn über die Deutsche Bahn Luft und positioniert das Unternehmen als rücksichtslos gegenüber eingeschränkten Menschen.³⁴¹ Denn hier, beim Be- und Entsteigen des Zugs, wird ihr der eigene Kräfteschwund vor Augen geführt, da sie dies alleine mit Rad nicht mehr wie in früherer Weise tätigen könne.³⁴² Sie schildert, dass sie dies als sehr erschreckend, besonders auch mit Blick auf die Zukunft empfunden habe: „Was kommt denn jetzt noch?“³⁴³ Das Radfahren steht für ihre Mobilität und Unabhängigkeit und fungiert als konstante Bestätigung dieses Selbstverständnisses, denn es ist bei jedem Wetter und an jedem Tag möglich.³⁴⁴ Frau Engel befürchtet eine starke Einschränkung, sollte dies eines Tages nicht mehr gelingen. Das erzählende Ich zeigt sich diesbezüglich als

³⁴⁰ Vgl. B3; B4.

³⁴¹ Vgl. B8, Z. 5-7.

³⁴² Vgl. B8, Z. 10-12.

³⁴³ B8, Z. 17.

³⁴⁴ Vgl. B8, Z. 18-20.

höchst besorgt und sieht sich prompt im Anschluss als „behindert“³⁴⁵, falls dies eintrete.

Die gesamte Passage drückt die Ambivalenz in Frau Engels Haltung aus: Die einst selbstverständliche Positionierung als aktive Frau, wird im Hier und Jetzt brüchig, die Kräfte lassen nach. Dies führt zu starker Besorgnis des erzählenden Ich.

Beleg 8, Frau Engel, Interview I

(Kontext: Erzählung zum eigenen Älterwerden)

1 „[...] Und ich hab gemerkt, wir waren neulich auf Radtour und wir nehmen immer die
2 Fahrräder hinten auf dem Auto mit, lassen dann das Auto irgendwo stehen, machen
3 dann eine schöne Rundfahrt. Nein, manchmal keine Rundfahrt, sondern eine Weg-
4 fahrt und gucken dann, wie wir wieder zum Auto zurück kommen. Und da hatten wir
5 uns eine Strecke rausgesucht, wo ein Zug zurück fährt. Und diese Scheißzüge, ich
6 hab so einen Zorn auf die Bahn, weil die auf Leute mit Rollator, mit Kinderwagen, mit
7 schwerem Gepäck, Fahrrädern, das ist denen sowas von egal. Da haben die ihre
8 Regionalzüge, mit so engen Einstiegen und daneben ist dann noch ein Griff, wo man
9 hängen bleibt mit dem Fahrrad und dann sind dann noch drei Treppenstufen und
10 wenn dann nicht noch andere Radfahrer sind, die einem helfen, konnte ich früher, ich
11 bin immer außerhalb der Ferien gefahren, da gab es nicht so viele Radfahrer, konnte
12 ich da leicht einsteigen. Ich habe dann schnell meine Fahrradtaschen abgemacht, rein
13 geschmissen, das Rad unter den Arm genommen und bin damit die drei Treppenstu-
14 fen hoch geklettert. Und da habe ich gemerkt, ich schaffe das nicht mehr von der Kraft
15 her. Und da habe ich gedacht: `Oh Mist! Ich könnte jetzt gar nicht mehr, wenn ich das
16 wollte, so eine Radtour, vor vier Jahren ging das noch und jetzt geht das nicht mehr.`
17 Das hat mich ziemlich erschreckt, ich habe gedacht: `Was kommt denn jetzt noch?`
18 (lacht) Ja .. Und so die Vorstellung, wenn ich mal nicht mehr Radfahren kann. Ich
19 fahre jeden Tag und wenn ich nur zum L.berg fahre, ich bin jeden Tag mit dem
20 Fahrrad unterwegs, im Winter auch, wenn nicht gerade der Radweg eisverkrustet ist.
21 Denke ich: `Oh, wenn ich mal nicht mehr Radfahren kann?! Das wird aber schlimm!
22 Da fühle ich mich sehr behindert!`... Ja, das ist so in letzter Zeit mir durch den Kopf
23 gegangen...“

Im **zweiten Interview** berichtet Frau Engel erneut davon, dass sie ihren Kräfteabbau besorgt bemerke und nur schwer akzeptieren könne.³⁴⁶

Wie im ersten Interview greift sie auf die Geschichte vom Radfahren zurück und ihren Problemen beim Bahnfahren.³⁴⁷ Die Darstellung des erzählenden Ich als selbstständig, aktiv und sportlich gerät dabei ins Wanken, besonders durch den Vergleich zu früher, den sie erneut vornimmt. Frau Engel vermittelt sich hierbei direkt als trauernd und ha-

³⁴⁵ B8, Z. 22.

³⁴⁶ Vgl. B9, Z. 1-2.

³⁴⁷ Vgl. B9, Z. 7-9.

dernd.³⁴⁸ Die Unsicherheit in Bezug auf die bevorstehende Zukunft beschreibt sie mit derselben Frage wie im ersten Interview: „Was kommt denn jetzt noch?“³⁴⁹

Das Radfahren, das einst ausschließlich für Aktivität und Unabhängigkeit stand, dient in beiden Interviews der Veranschaulichung eines neuen Aspekts: dem des unvermeidlichen Alterungsprozesses mit schwindenden Kräften. Dies führt bei ihr zu Besorgnis und in den Narrationen wird in beiden Interviews ein anhaltendes Ringen damit erkennbar.

Beleg 9, Frau Engel, Interview II

1 „Ja und womit ich mich ganz schlecht nur (räuspern) anfreunden kann ist, so zu mer-
2 ken, dass meine Kraft weniger wird. Also, dass Sachen, die ich früher konnte, nicht
3 mehr gehen. Als wir jetzt unterwegs waren gestern, gab es eine S-Bahn für eine Stre-
4 cke. Wir haben die Fahrräder auf dem Auto hinten drauf und fahren irgendwo, suchen
5 uns eine schöne Strecke raus und dann auch wie wir wieder zurück kommen. Da gab
6 ´s eine S-Bahn und wir musste umsteigen in ein Zug und da war der Einstieg mit die-
7 sen Treppchen. Mein Partner hat mein Fahrrad dann hochgezogen, weil der hat Kraft,
8 nur einen kaputten Rücken und beim Aussteigen auch. Ich konnte das nicht mehr.
9 Und 2007 habe ich das Fahrrad unter den Arm geklemmt. Und da denke ich oft, wir
10 verbringen ja immer die Wochenende zusammen und früher habe ich auch noch wäh-
11 rend der Woche noch für mich so Ausflüge gemacht mit dem Fahrrad. Ich könnte das
12 gar nicht mehr, weil ich in diese blöden Züge nicht reinkomme! Da trauer ich... Oder
13 hadere auch. Und denke, was kommt denn jetzt noch?“ (lacht)

Es zeigt sich in ihren Ausführungen zum Älterwerden ein Vaszillieren zwischen Ängsten, Ablehnung und Resignation.³⁵⁰ Dem Alter(n) kann sie keine positiven Errungenschaften abgewinnen. Frau Engels Haltung zum Älterwerden ist konstant defizitorientiert. Dafür spricht auch ihre Anwendung eines Masternarrativs, welches ältere Menschen negativ beschreibt.³⁵¹

³⁴⁸ Vgl. B9, Z. 12-13.

³⁴⁹ B9, Z. 13.

³⁵⁰ Vgl. Lüscher, Haller (2016); Kap. 4.2.

³⁵¹ Vgl. B4.

6.1.5 Der Blick nach vorne: „Wie wird die Zeit sein, bis ich sterbe?“

Narrationen zur eigenen Zukunft finden in Frau Engels Fall ausschließlich Platz im Zusammenhang mit der Situation der Schwiegermutter, die sich in einem Pflegeheim befindet. Dabei kommt Frau Engel ins Erzählen, auch über ihre eigenen Vorstellungen:

Im **ersten Interview** stellt sie die Schwiegermutter als kränklich, mit engem Horizont und dem Verfall ausgesetzt dar.³⁵² Zugleich bewirkt dies bei ihr ein Nachdenken über das eigene Lebensende und sie nimmt Positionierungen des erzählten und erzählenden Ich vor, pendelt hier hin und her: So stellt sie das erzählende Ich als machtlos dar, was sich in ihrer Feststellung ausdrückt: „Aber wir haben es nicht in der Hand, gell?“³⁵³ Sogleich offenbart sie aber ein Ringen des erzählten Ich, das eine Situation, wie sie von der Schwiegermutter erlebt wird, geprägt von Einschränkungen und Abbau, nicht erleben möchte.³⁵⁴ Stattdessen charakterisiert sie ihr vergangenes Ich als autonom, insofern es das Lebensende durch Verweigerung von Nahrung herbeiführen könne.³⁵⁵ „Und dann stirbt man“³⁵⁶, konstatiert sie und verweist aber bereits durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ darauf, dass sie Distanz dazu einnimmt. Demzufolge führt sie dann besorgten Zweifel darüber aus, wie selbstbestimmt „man“ überhaupt in solch einer Situation noch handeln könne, wie klar man geistig noch sei und dass auch eine Patientenverfügung nichts bringe.³⁵⁷ Auffällig ist hier die mehrfache Nutzung von „man“, die Frau Engels Versuche darstellen, Abstand von diesem Szenario zu bekommen.

Die Schwiegermutter dient als Negativbeispiel und deutlich werden in diesen Ausführungen einmal mehr Frau Engels Ambivalenzen bezüglich

³⁵² Vgl. B10, Z. 1-7.

³⁵³ B10, Z. 10.

³⁵⁴ Vgl. B10, Z. 9.

³⁵⁵ Vgl. B10, Z. 10-13.

³⁵⁶ B10, Z. 13.

³⁵⁷ Vgl. B10, Z.15-19.

ihres Älterwerdens und ihren Handlungsmöglichkeiten in der Zukunft. Einen Aufenthalt im Heim lehnt sie ab. Sie resümiert betrübt, dass sie das Zukünftige als deprimierend erlebe.³⁵⁸ Sie macht weiter deutlich, dass sie Gedanken an die Zeit, bis sie sterbe, nicht von sich schieben könne und diese ihr Sorgen bereiten.³⁵⁹ Externe Ratschläge von Freunden seien dabei nicht so leicht zu befolgen und nutzen ihr wenig.³⁶⁰ Sie empfindet sich als machtlos und alleine und unterstreicht einmal mehr, wie ambivalent sich die Situation für sie darstellt: „Ja, nicht dran denken.. Das ist aber nicht so einfach.“³⁶¹

Beleg 10, Frau Engel, Interview I

(Kontext: Erzählung von Schwiegermutter im Pflegeheim)

1 „[...] Vor vier Jahren hat sie noch, als ich den Freund kennen lernte, da hat sie noch
2 Schach gespielt und dann ging das los. Hat sie nicht mehr fern gesehen, nicht mehr
3 gelesen (prustet) Gar nix mehr. Und wenn ich das jetzt so sehe und wenn ich jetzt
4 sehe, wie sie da in ihrem Bett liegt, sie will auch gar nicht unbedingt raus, wenn wir
5 sie da rumfahren um's Haus eine Stunde, dann sagt sie immer: 'Ich kann nicht mehr.
6 Ich will in mein Bett.' Offensichtlich ist jetzt ihr Erlebniskreis so klein geworden, dass
7 sie gar nichts vermisst. Sondern sich freut, wenn Besuch kommt und wenn sie in ih-
8 rem Bett liegt und wenn Essen kommt, obwohl sie meistens nichts mehr isst. Ja, also
9 ich habe gedacht: 'Ich will so nicht leben! Hoffentlich werde ich nicht so alt!' Aber wir
10 haben es nicht in der Hand, gell? Ich habe auch gedacht: 'Es gibt ja Leute, wenn die
11 ganz geistig noch hell sind, die dann beschließen am Ende, dass sie jetzt sterben wol-
12 len und aufhören zu essen.' Habe ich gedacht: 'Ich esse so gerne, aber ich will so
13 nicht leben, ich höre dann auf zu essen.' Und dann stirbt man.. Aber sie hat gar nicht
14 mehr die Klarheit, sie überschaut das gar nicht mehr, sie könnte das gar nicht be-
15 schließen.. Und dann denke ich: 'Man kann so eine Patientenverfügung machen, dass
16 man nicht künstlich ernährt werden will oder trinken.' Aber die Pfleger dort sagen:
17 'Die haben alle keine Patientenverfügung.'.. Weil die macht man im geistig wachen
18 Zustand, wenn es einem noch gut geht und wie man sich dann fühlt, wenn man in ei-
19 nem Zustand ist, wie die Mutter, das weiß man gar nicht ... Ja. Also es ist im Moment
20 kein wenn, dann mehr, sondern (lacht), das 'Dann' ist eigentlich eher deprimierend.
21 Und wenn dann kluge Freunde sagen: 'Ja, so ist das Leben und denk nicht dran und
22 hast es eh nicht in der Hand.' Dann kommen doch so Gedanken: 'Wie wird das sein?
23 Nicht so die Angst vor dem Tod, sondern, wie wird die Zeit sein, bis ich sterbe?' Ja,
24 nicht dran denken.. Das ist aber nicht so einfach.“

Auch im **zweiten Interview** kommt Frau Engel wieder auf die Schwiegermutter zu sprechen, erzählt von deren kläglichem Zustand und fügt

³⁵⁸ Vgl. B10, Z. 20.

³⁵⁹ Vgl. B10, Z. 22-23.

³⁶⁰ Vgl. B10, Z. 20-24.

³⁶¹ B10, Z. 23-24.

an, dass sie solch einen Zustand im Heim ablehne.³⁶² Zugleich ist ihr jedoch klar, dass sie machtlos bezüglich ihrer Zukunft ist und wählt dafür dieselbe Formulierung wie im ersten Interview: „Wir haben es nicht in der Hand.“³⁶³ Wie im ersten Interview drückt sich hier die gefühlte Widersprüchlichkeit in ihren Positionierungen aus: Auf der einen Seite negiert Frau Engel solch eine Situation und auf der anderen Seite weiß sie, dass sie keine Wahl hat. „Wenn man im Schlaf sterben könnte“³⁶⁴, das sei ein Geschenk, äußert sie.³⁶⁵ Die Verwendung von „man“ deutet jedoch auf ihren Abstand zu diesem Fall und auf ihr Wissen, dass sie keinen Einfluss darauf hat.

Beleg 11, Frau Engel, Interview II

(erzählt vom gesundheitlichen Abbau der Schwiegermutter im Heim)

- 1 Frau Engel: „Also es ist sehr jämmerlich und kläglich. Ach.. (seufzt) Ich will es nicht.“
- 2 S.S.: „Hmmh.“
- 3 Frau Engel: „Aber was kann man machen? Wir haben es nicht in der Hand. ... Wenn
- 4 man einfach im Schlaf sterben könnte, (seufzt) das gibt's ja hin und wieder mal ganz
- 5 selten, das ist wirklich ein Geschenk. Finde ich. Für den Betroffenen. Für die Angehö-
- 6 rigen ist es schlimm, aber das ist ja egal.“ (lacht) (lange Pause)

Die ausgewählten Textausschnitte verdeutlichen Frau Engels besorgten und ratlosen Blick auf die eigene Zukunft. Ein Lebensende im Heim lehnt sie ab, zugleich ist sie aber alternativlos, was letztlich dazu führt, dass sie ohne Lösung auf ihre Zukunft schaut und im Konflikt zurück bleibt.

³⁶² Vgl. B11, Z. 1.

³⁶³ B11, Z. 3; B10, Z. 9-10.

³⁶⁴ B11, Z. 3-4.

³⁶⁵ Vgl. B11, Z. 5.

6.1.6 Zusammenfassung

In Frau Engels Narrationen lassen sich in beiden Interviews wiederholende Erzähllinien und Positionierungen beobachten, teilweise in übereinstimmender Wortwahl. So fällt die betonte Ablehnung des Umzugs in die aktuelle Wohnung mit deren Umgebung auf. In Frau Engels Ausführungen wird ihre Ambivalenz zwischen der schönen, barrierefreien Wohnung und dem leblosen Umfeld deutlich. Frau Engel vermisst ihre alte Umgebung. Im zweiten Interview erfährt dieses Gefühl sogar eine Steigerung. Immer wieder beschreibt sie die Vorzüge des vorherigen Wohnorts mit seinen vielfältigen Freizeitmöglichkeiten. Dort konnte sie aktiver sein und besser soziale Kontakte pflegen. Wiederholend greift sie in ihren Erzählungen auf dieses vergangene Ich zurück und nutzt dies, um ihre narrative Identität zu entwerfen. Über beide Interviews hinweg lassen sich keine Veränderungen der Vor- und Nachteile der neuen Lage feststellen.

Konstant bleibt auch ihre ausgeführte Haltung zur Seniorenbetreuung: Eine regelmäßige Nutzung von Angeboten wird weit in die Zukunft verlagert, nämlich auf den Zeitpunkt, wenn sie mindestens so eingeschränkt sei, dass sie einen Rollator benötige. Andere Unternehmungen favorisiert sie und sie möchte mir den Eindruck vermitteln, auf die Betreuung nicht angewiesen zu sein. Demnach stellt der Betreuungskontext für sie auch keine Unterstützung bei ihrer Haltung zum Alter(n) dar. Besorgt bemerkt sie ihren Kräfteabbau, den sie in beiden Interviews anhand von Ausführungen zum Bahnfahren deutlich macht. Die Crux liegt für sie darin, dass der Kontrollverlust des erzählenden Ich auf eine Abweichung vom vergangenen Ich hinweist. Ein Gefühl der Diskontinuität stellt sich ein und verursacht Furcht vorm Alter(n). In beiden Interviews kommt ihre Unsicherheit deutlich durch ihre Frage: „Was kommt denn jetzt noch?“ zum Ausdruck. Darüber hinaus wird in den Interviews erkennbar, dass sie ein defizitäres Verständnis vom Alter(n) hat. Sie reproduziert ein Masternarrativ, das alte Menschen als

immobil und mit engem Horizont beschreibt. Dies nutzt ihr letztlich auch, um sich von diesen beschriebenen Personen abzugrenzen.

Die Situation ihrer Schwiegermutter in einem Pflegeheim dient ihr in beiden Interviews, um ihre Besorgnis hinsichtlich ihrer eigenen Zukunft darzustellen. Die Schwiegermutter ist Frau Engels Negativbeispiel für ihre Zukunft. In Frau Engels Überlegungen zum Lebensende zeigen sich Ambivalenzen: Auf der einen Seite wünscht sie sich, selbst über das Ende entscheiden zu können, auf der anderen Seite weiß sie von ihrer Machtlosigkeit. So hebt sie resignierend in beiden Interviews hervor: „Wir haben es nicht in der Hand.“ Sie äußert sich bekümmert über ihre Zukunft, hat keine konkreten Pläne für den Fall der Fälle und sieht keinen Ausweg. Letztendlich verharrt sie in beiden Interviews in einer hilflosen Position.

6.2 Frau Schiller

Zur Person und zum Interviewsetting

Frau Schiller wurde 1931 in Bayern geboren und zog nach dem II. Weltkrieg nach Frankfurt, um eine Stelle als Assistentin bei einer Bank anzunehmen. Eine berufliche Ausbildung hat sie, wie sie erklärt, bedingt durch die Kriegsfolgen nicht genossen. Stattdessen bleibt sie bei dieser Tätigkeit bis zu ihrer Verrentung.

Frau Schiller heiratet, bekommt zwei Töchter und lebt viele Jahre in Frankfurt bis sie vor 35 Jahren in die hessische Kleinstadt B. nahe Frankfurt umsiedelt. Dort wohnt sie auch noch zwei Jahre nach dem Tod ihres Mannes, bevor sie ins Betreute Seniorenwohnen, wieder zurück nach Frankfurt, zieht. Frau Schillers Töchter wohnen mit ihren Familien ebenfalls in Frankfurt.

Frau Schiller hat sich bei mir gemeldet, nachdem ich mein Dissertationsprojekt bei einer Veranstaltung in der Begegnungsstätte vorgestellt habe und darauf hingewiesen habe, dass ich noch Teilnehmende suche. Sie ist bei unserem ersten Interview 80 Jahre alt.

Beide Interviews finden bei Frau Schiller zu Hause statt. Es ist auffällig, dass Frau Schiller sehr schnell und hektisch spricht, viele Sätze beginnt und nicht zu Ende führt, besonders wenn sie auf die Themen Älterwerden und Zukunft zu sprechen kommt. Angesichts dessen ist in beiden Interviews die Atmosphäre angespannt. Das zweite Interview ist im Gesamten schwieriger. Ich habe den Eindruck, dass Frau Schillers Orientierungslosigkeit besonders hinsichtlich Erzählungen zur Zukunft ausgeprägter ist. Darüber hinaus positioniert sie mich beide Male als Expertin, sicher meiner Berufstätigkeit im Begegnungszentrum geschuldet und erwartet von mir Rat und Unterstützung.

6.2.1 Zum Umzug: „Das haben meine Töchter in die Wege geleitet.“

Auf meine Einstiegsfrage im **ersten Interview**, was Frau Schiller zu ihrem Umzug einfalle, äußert sie zunächst einen Seufzer³⁶⁶, der mich darauf vorbereitet, dass die folgenden Ausführungen belasteter Natur sein könnten. So stellt sie dann heraus, dass der Umzug von ihren Töchtern initiiert worden sei. Sie positioniert ihre Töchter als aktiv und dementsprechend ihr vergangenes Ich als passiv.³⁶⁷ Sie fährt fort und erklärt mir, wo sie gewohnt habe, zuletzt alleine nach dem Tod ihres Mannes und beschreibt ihr erzähltes Ich dort als isoliert wohnend, ausschließlich mit jungen Leuten im selben Haus, was sie, da sie es im Zuge der Nachteile nennt, offensichtlich als negativ einstuft.³⁶⁸ Weiter führt sie nachteilige Beschreibungen der Wohnung an und beschreibt sich als „schwer herzkrank“³⁶⁹, was ihr dazu dient, ihren Auszug zu rechtfertigen und ihr vergangenes Ich als nicht mehr glücklich in der Wohnung zu bezeichnen, wenngleich es ihr wichtig ist, darauf hinzuweisen, dass sie vor 35 Jahren zusammen mit dem Mann sehr einverstanden mit dieser Wohnung war.³⁷⁰ Sie fährt fort und erklärt mir, dass aufgrund des Schnitts und der Bauweise der Wohnung das Wohnen für sie jüngst gesundheitlich beschwerlicher und gefährlicher geworden sei.³⁷¹ Sie führt als veranschaulichendes Beispiel einen Sturz an. Dies nutzt sie dann, um auf re-inszenierender Art und Weise, in direkter Rede, ihre Töchter zu zitieren, die ihr gesagt haben, dass sie in der dunklen Wohnung depressiv werde.³⁷² Sie positioniert ihre Töchter als ihr gegenüber diagnostizierend bezüglich ihres psychischen Zustands und zugleich fremdpositionieren die Töchter ihre Mutter in der Erzählung als labil. Sie fährt fort und vermittelt ihr erzähltes Ich als nonkonform mit der Auffassung

³⁶⁶ Vgl. B12, Z. 2.

³⁶⁷ Vgl. B12, Z. 2-3.

³⁶⁸ Vgl. B12, Z. 3-5.

³⁶⁹ B12, Z. 5-6.

³⁷⁰ Vgl. B12, Z. 7-8.

³⁷¹ Vgl. B12, 11-13.

³⁷² Vgl. B12, Z. 14.

seiner Töchter.³⁷³ Frau Schiller stellt ihre Töchter jedoch weiter als beharrlich dar und so haben ihr diese dann ihre aktuelle Wohnung organisiert.³⁷⁴ Sich selbst beschreibt sie als überaus untätig.

Nach Ausführungen zum Ablauf der Organisation und einen nochmaligen Rückblick auf die vorherige Wohnung kommt Frau Schiller zu dem Schluss, dass die Wohnung nicht mehr so richtig zu ihr gepasst habe und stellt die Frage, was sie mit so einer großen Wohnung noch hätte anfangen sollen.³⁷⁵ Dies fungiert jedoch eher als rhetorische Frage und untermauert die Entscheidung gegen die alte Wohnung. Sie fährt fort und erzählt, dass sie sich dann kurzentschlossen für die aktuelle Wohnung entschlossen haben. Auffällig ist hier, dass sie im Plural spricht, was zunächst bezeugt, dass sie die Umzugsentscheidung nicht alleine gefällt hat.³⁷⁶ So berichtigt sie sich dann sogar mitten im Satz und stellt fest, dass eine ihrer Töchter alles in die Wege geleitet habe, sogar den kompletten Umzug organisiert habe.³⁷⁷ Dann erzählt sie weiter, dass ihre Töchter federführend an dem Umzugsprozess beteiligt gewesen seien und stellt diese als sehr engagiert dar.³⁷⁸

Im Anschluss daran wechselt sie in die Gegenwart und positioniert das erzählende Ich als zufrieden mit der Konzeption und Helligkeit der Wohnung, wenn auch nicht mit der Einrichtung.³⁷⁹

Beleg 12, Frau Schiller, Interview I

- 1 S.S.: „Wenn Sie an Ihren Umzug hierher denken, was fällt Ihnen dazu ein?“
2 Frau Schiller: (seufzt) „Ja, was fällt mir ein? Also das haben meine Töchter in die Wege
3 geleitet. Ich habe in B. gewohnt, hatte da eine sehr große Wohnung, mein Mann ist
4 schon 2 Jahre tot und seitdem wohnte ich da alleine, völlig isoliert und im Haus nur
5 junge Leute mit Kindern. Die Wohnung war mir zu groß und ich bin schwer herz-
6 krank, ich habe einen Schrittmacher, ich habe eine Herzklappe und die Wohnung war
7 ziemlich dunkel, also wunderschön, wir sind vor 35 Jahren dort eingezogen, da war
8 das alles, die Bäumchen und die Sträucher alle niedlich und klein und jetzt eben, als

³⁷³ Vgl. B12, Z. 14-15.

³⁷⁴ Vgl. B12, Z. 16.

³⁷⁵ Vgl. B12, Z. 17-18.

³⁷⁶ Vgl. B12, Z. 18.

³⁷⁷ Vgl. B12, Z. 21-23.

³⁷⁸ Vgl. B12, Z. 19-23.

³⁷⁹ Vgl. B12, Z. 25-26.

9 ich dann ausge.., hat derart dunkel gemacht die Bäume sind gewuchert. Es war wun-
10 derschön grün, aber wie gesagt, die Treppe hat mich gestört, es war so eine Art Wen-
11 deltreppe, runter ins Bad, ins Gästeklo und in die Schlafräume. Und nach oben und
12 das habe ich gesundheitlich und dann war es auch gefährlich. Einmal bin ich ausge-
13 rutscht und habe mir aber Gott sei Dank nichts getan und da haben mir meine Töch-
14 ter gesagt: `Also aus der dunklen Wohnung, da wirst du depressiv!' Was ich ja nicht
15 so.. sie meinten, es wäre so, also ich habe das eigentlich selber nicht empfunden und
16 dann haben die mir diese Wohnung hier.. (Abschweifender Rückblick)
17 Also sie war ein bisschen nicht mehr und überhaupt, was sollte ich mit so einer
18 großen Wohnung? Und dann haben wir uns das angesehen und dann haben wir das
19 kurzentschlossen, hat alles meine Tochter gemacht, die hat das in die Wege geleitet,
20 die hat auch sich hier umgetan und hat mich angemeldet und hat auch hier den gan-
21 zen Umzug organisiert. Also ich habe eigentlich wenig, wenig die beiden Töchter haben
22 das mit ihren Männern gemacht und auch den Sperrmüll dann in B. sich drum ge-
23 kümmert, dass der raus kommt.
24 Jo, dann wohne ich jetzt hier seit Oktober, Mitte Oktober bin ich hier eingezogen und
25 die Wohnung ist auch schön warm, sehr komfortabel, also nicht eingerichtet, aber die
26 Kacheln und die Fenster schließen ordentlich und hell, hell ist sie. Und das ist das,
27 was mich jeden Tag freut, nachdem ich diese schicke Wohnung hatte, aber dunkel.“

Im Fortgang des Interviews wird jedoch deutlich, dass sie ihr vorheriges Umfeld doch stark vermisst. Vor allem Freizeitmöglichkeiten fehlen ihr sehr. Im **zweiten Interview** kommen leise Zweifel über ihren Umzug zur Sprache, was nachfolgend gezeigt wird.

6.2.2 Zur aktuellen Situation: „In B. war alles sorglos.“

In Frau Schillers Narrationen zum Erleben des neuen Umfelds nimmt der Vergleich mit dem vorherigen viel Platz ein.

Im **ersten Interview** erläutert Frau Schiller, dass sie in Hinblick auf den vorherigen Wohnort einiges vermisse: eine gute Anbindung an die Stadt, den Park und kulturelle Möglichkeiten wie das Theater.³⁸⁰ „Hier ist halt alles weiter“³⁸¹, stellt sie fest. Frau Schiller vermittelt sich in diesen Erläuterungen als kulturell interessiert, jedoch unglücklich über die schlechtere Anbindung an kulturelle Möglichkeiten aufgrund der Lage der aktuellen Wohnung. Als weiteren nachteiligen Punkt führt sie an, dass sie abends Angst habe, alleine mit öffentlichen Verkehrsmitteln nach Hause zu fahren und sie deshalb ein Taxi nehmen müsse.³⁸² Für einen Opernbesuch gehe das noch in Ordnung, aber für „kurz ins Theater“³⁸³ oder auch ins Museum schließt sie das aus, die Gründe erläutert sie nicht, denkbar sind auch finanzielle. So müsse sie diese Besuche am Tage machen. Im Anschluss nimmt sie überraschenderweise eine direkte Selbstpositionierung vor, die konträr zum bisher Ausgeführten steht und beschreibt sich als „nicht ängstlich“.³⁸⁴ Ihr sei noch nie etwas passiert, jedoch verunsichere sie, wenn sie „sowas lese“³⁸⁵, wobei eine Konkretisierung offen bleibt. Frau Schiller fährt fort und stellt dar, dass in B. „alles sorglos“³⁸⁶ gewesen sei und dass sie dies vermisse. Diese Generalisierung deutet auf eine Erhöhung ihres vorherigen Wohnorts. Sie macht dies im Fortgang auch daran fest, dass die Busse bis vor ihre Haustüre gefahren seien,³⁸⁷ was für sie wohl zum einen eine unkompliziertere und schnellere Anbindung an B. bedeutet haben mag

³⁸⁰ Vgl. B13, Z. 2-5.

³⁸¹ B13, Z. 5-6.

³⁸² Vgl. B13, Z. 6-8.

³⁸³ B13, Z. 9.

³⁸⁴ B13, Z. 10.

³⁸⁵ B13, Z. 12.

³⁸⁶ B13, Z. 13.

³⁸⁷ Vgl. B13, Z. 13-14.

sowie auch eine angstfreie, da der Bus sie direkt vor ihrer Tür absetzen konnte. Frau Schiller resümiert, dass sie sich an die jetzt fehlenden Möglichkeiten erst noch gewöhnen müsse.³⁸⁸

Dieser Textausschnitt verdeutlicht, dass Frau Schiller ihren vorherigen Wohnort sehr vermisst, ihn aber auch glorifiziert. Mental ist Frau Schiller an dem jetzigen Wohnort noch nicht angekommen.

Beleg 13, Frau Schiller, Interview I

(Kontext: Erzählung vom schönen Wohnen in B.)

- 1 S.S.: „Was vermissen Sie denn?“
2 Frau Schiller: „Naja, dass ich schnell in der Stadt bin, den schönen K.park, da unten
3 ist ja auch so ein Park, aber der ist natürlich nicht zu vergleichen. Und dann auch
4 kulturell. Ich brauchte nicht immer nach Frankfurt fahren, da war das K.theater, da
5 hatte ich ein Abonnement und jetzt kann ich natürlich da nicht hinfahren. Hier ist
6 halt alles weiter. Und abends, dann wenn ich ausgehe, habe ich dann doch Angst al-
7 leine heim zu fahren so mit Öffentlichen. Jedes Mal ein Taxi nehmen, wenn ich in der
8 Oper war, das habe ich jetzt schon zwei Mal gemacht, das geht ja noch. Aber wenn ich
9 mal kurz ins Theater will oder ins Museum, das muss ich halt alles am Tag machen,
10 so dass ich nicht so spät. Ich bin nicht ängstlich, mir ist noch nie was passiert ich
11 habe auch keine Angst, dass mich da einer überfällt, aber es ist halt trotzdem, wenn
12 ich sowas lese, denn denke ich, naja, das ist nicht ganz so günstig abends hier weg.
13 Das vermisste ich ein bisschen. In B. war alles sorglos. Da fuhren die Busse bis vor
14 meine Tür. Vor meinem Haus, ich bin aus dem Haus raus und da war die Bushalte-
15 stelle. Das sind halt so Sachen, da muss man sich erst dran gewöhnen.“

Auch an späterer Stelle im **ersten Interview** drückt Frau Schiller noch einmal ihr Unbehagen in der neuen Situation im Vergleich zum früheren Wohnumfeld aus. Dabei spielt sie auf das neue soziale Milieu an, das niedriger sei.³⁸⁹ Dies illustriert sie beispielhaft an Nachbarn, die sie als rücksichtslos fremdpositioniert.³⁹⁰ Das erzählende Ich grenzt sich hier von diesem Milieu ab.

Beleg 14, Frau Schiller, Interview I

- 1 „[...] Sind schon so Abstriche. Ist nicht mehr so komfortabel, nicht mehr so vornehm,
2 mal etwas geschwollen ausgedrückt. Da drüben wohnen Leute, die plärren ewig auf
3 ihrem Balkon rum.. Solche Dinge bin ich natürlich nicht gewohnt.“

³⁸⁸ Vgl. B13, Z. 15.

³⁸⁹ Vgl. B14, Z. 1-2.

³⁹⁰ Vgl. B14, Z. 2-3.

Im **zweiten Interview** kommt sie erneut auf ihren vorherigen Wohnort zu sprechen. Das erzählende Ich trauert ihm immer noch nach.³⁹¹ Sie verfällt in einen knappen Rückblick, wobei sie die Wohnung als sehr schön beschreibt. Kurz wirft sie ein, dass die Wohnung zu groß gewesen sei, zu weit weg und zu teuer.³⁹² Jedoch knüpft sie dann wieder an die positive Rückschau an, bemerkt, dass sie über 30 Jahre dort gewohnt habe und spricht dabei im Plural, vermutlich in Gedanken an ihren verstorbenen Mann.³⁹³ Der Hinweis auf die lange Wohndauer unterstreicht den Stellenwert des früheren Umfelds für sie. Sie erzählt wie im Jahr zuvor, dass sie sich an das aktuelle Umfeld noch gewöhnen müsse und vermittelt sich mir implizit als immer noch nicht angekommen und einverstanden mit dem neuen Umfeld.³⁹⁴ Um dies zu unterstreichen, hängt sie wieder einen Vorteil von ihrer alten Wohnung an, nämlich, dass die Bushaltestelle direkt vor der Tür gewesen sei und macht implizit deutlich, dass das vergangene Ich dadurch mobiler und flexibler sein konnte.³⁹⁵

Frau Schiller gibt preis, dass sie manchmal schon gedacht habe, dass sie in B. hätte wohnen bleiben sollen.³⁹⁶ Erneut kommt zur Sprache, dass sie sich in ihren Möglichkeiten eingeschränkt sieht.³⁹⁷

Beleg 15, Frau Schiller, Interview II

1 „Ich trauer immer noch B. nach. Die Wohnung war schön, aber für mich alleine nicht
2 mehr tragbar. Aber es war sehr schön. Nur 4 Wohnungen dort. Schöne Terrasse.
3 Großes Wohnzimmer. (erklärt Schnitt der Wohnung) Zu groß, zu weit weg von hier
4 und zu teuer. In B. haben wir über 30 Jahre gewohnt. Dann hier muss ich mich
5 schon dran gewöhnen... Ich bin zum Haus raus und stand an der Bushaltestelle.
6 Manchmal habe ich schon gedacht: 'Wärs du mal da wohnen geblieben.' Hier kann
7 ich doch nichts machen!"...

³⁹¹ Vgl. B15, Z. 1.

³⁹² Vgl. B15, Z. 3-4.

³⁹³ Vgl. B15, Z. 4.

³⁹⁴ Vgl. B15, Z. 4-5; B14; B13.

³⁹⁵ Vgl. B15, Z. 5; B13.

³⁹⁶ Vgl. B15, Z. 6.

³⁹⁷ Vgl. B15, Z. 6-7.

Es kann festgestellt werden, dass sich über die beiden Interviews hinweg Frau Schillers negative Haltung zum neuen Umfeld nicht verändert. Dies wird gefördert durch die unerfüllt bleibenden Hoffnungen an das Betreute Seniorenwohnen, die nun ausgeführt werden.

6.2.3 Das Betreute Seniorenwohnen: „Ich kriege keinen Kontakt.“

Frau Schillers Ausführungen zum Betreuten Wohnen beziehen sich primär auf den Umstand, dass sie bisher nicht das gewünschte Ausmaß an Kontakten erhalten hat.

Im **ersten Interview** erzählt Frau Schiller von ihrem Problem, Kontakte zu schließen, und im Kontrast dazu von ihrer Tochter, die ihr rate auf Leute zu zugehen.³⁹⁸ Frau Schiller drückt im Anschluss daran aus, dass sie nicht auf Leute zugehen könne und lässt zu diesem Zeitpunkt noch offen, welche Gründe es dafür gibt.³⁹⁹ Danach stellt sie sich als aktiv in der Kontaktsuche dar und erläutert, dass sie Veranstaltungen der Seniorenbetreuung besuche, dass sich jedoch die Kontakte zu Personen dort auf diese Veranstaltungen beschränken.⁴⁰⁰ Nun kommt Frau Schiller zum eigentlichen Grund ihrer Probleme mit der Kontaktaufnahme: Sie sorgt sich, zu belästigen.⁴⁰¹

Das erzählende Ich hat Befürchtungen, andere zu behelligen und schreckt daher vor einer direkten Kontaktaufnahme, wie es beispielsweise die Tochter vorschlägt, zurück. Frau Schiller vermittelt sich implizit als unsicher.

Sie fährt fort und erläutert, dass sie gerne Kontakt zu der jüngeren Nachbarin hätte, die sie als sympathisch fremdpositioniert, aber auch hier gelingt keine tiefere Beziehung.⁴⁰² Daraufhin drückt sie ihre Ent-

³⁹⁸ Vgl. B16, Z. 2-3.

³⁹⁹ Vgl. B16, Z. 3-4.

⁴⁰⁰ Vgl. B16, Z. 5-8.

⁴⁰¹ Vgl. B16, Z. 9-10.

⁴⁰² Vgl. B16, Z. 10-13.

täuschung aus und erläutert, dass sie gedacht habe, es würde sich „irgendwas“⁴⁰³ ergeben und erklärt mir erneut, dass es bei den Veranstaltungen bei der Seniorenbetreuung immer sehr nett sei, aber sich die Wege nach der Verabschiedung trennten. Sie könne den Personen nicht nachrennen und nach einem Treffen fragen, was sie in direkter Rede wiedergibt⁴⁰⁴ und damit die Unmöglichkeit dessen noch einmal unterstreicht. Sie zeigt sich gehemmt durch die Vorstellung, sie könnte andere bedrängen.

Sie nimmt den Bezug wieder zu dem Ratschlag ihrer Tochter auf und stellt diesen als absurd dar. Dann stellt sie ihre Antwort an die Tochter in Form von direkter Rede dar: "Du, wenn man jung ist, ist das anders, ja? Da macht man vielleicht mal sowas."⁴⁰⁵ Dann legt sie eine kurze Pause ein und wiederholt noch einmal kurz ihre Hoffnung, dass sich vielleicht ein Kontakt ergeben könnte. Und falls nicht, bestärkt sie sich mit der Bemerkung, dass sie auch gut alleine sein könne.⁴⁰⁶

Als sie mir dann ihre Beschäftigungen aufzählt, wenn sie alleine ist, Lesen und Rätselmachen, fällt ihr wieder ein, dass sie schon manches vergesse und äußert die Hoffnung, dass sich bei ihr noch nicht Alzheimer ankündige.⁴⁰⁷ Sie erzählt von einem Film über Alzheimer, den sie gesehen habe und der bei ihr Angst ausgelöst habe. Hier kommt erstmals ihre Angst vor Demenz zum Ausdruck, die besonders geschürt wird von Medien, was noch an anderer Stelle im Interview deutlich wird.⁴⁰⁸ Das erzählende Ich präsentiert sich als selbstständig und autonom, aber auch voller Angst vor dem eigenen Abbau.

Die gesamte Passage ist von Widersprüchlichkeiten geprägt: Das erzählende Ich schwankt zwischen der Hoffnung, in Kontakt mit anderen Per-

⁴⁰³ B16, Z. 14.

⁴⁰⁴ Vgl. B16, Z. 16-17.

⁴⁰⁵ B16, Z. 18-19.

⁴⁰⁶ Vgl. B16, Z. 19.

⁴⁰⁷ Vgl. B16, Z. 21.

⁴⁰⁸ Vgl. B16, Z. 21-22; B19.

sonen zu kommen und der Furcht andere Personen zu nerven.

Beleg 16, Interview I, Frau Schiller

(Kontext: Erzählung von Schwierigkeiten bei Kontaktaufnahme)

- 1 S.S.: „Würden Sie sich mehr Kontakt wünschen?“
2 Frau Schiller: „Naja, ich bin nicht sehr kontaktfreudig, das muss ich schon sagen.
3 Also meine Tochter: 'Du musst auf die Leute zugehen!' Ich kann doch nicht auf die
4 zugehen und kann sagen: 'Kommen Sie mal zu mir!' Also das muss schon irgendwie,
5 auf solchen Veranstaltungen von der Betreuung, da sind ein paar Leute, also, mit de-
6 nen. Aber auch nur bis "Also tschüss!" Die einen wohnen da drüben und da sehen wir
7 uns ja immer nur dort bei dieser, heute habe ich es versäumt, dieses Gehirnjogging
8 da. Oder Turnen donnerstags. Neulich war die Lesung da. Ja Gott sicher würde ich
9 mir, aber ich bin halt jemand, ich möchte halt nicht.. den Leuten auf die Nerven fal-
10 len. Und wer mir sympathisch ist, das ist die Nachbarin hier, aber die hat ihre Toch-
11 ter, die wohnt da drüben in dem anderen Haus, die ist den ganzen Tag weg bei ihrer
12 Tochter, weil die ein Kind hat und kümmert sich darum, die hat auch wenig Zeit, ist
13 auch etwas jünger, wesentlich jünger als ich. Es ist halt, ich weiß auch nicht. Ich
14 habe immer gedacht, es wird sich irgendwas ergeben, aber wenn ich da bin irgend et-
15 was, wie gesagt, wir gehen dann raus, alles sehr nett 'Also tschüss! bis zum nächsten
16 Mal' und das war's dann. Da kann ich doch denen net nachrennen und sagen: 'Hören
17 Sie zu, wollen wir uns nicht mal treffen?' Also wie meine Tochter sich das vorstellt.
18 Sag ich: 'Du, wenn man jung ist, ist das anders, ja? Da macht man vielleicht mal so-
19 was.' ... Wird sich vielleicht was ergeben. Aber ansonsten. Ich kann gut alleine sein.
20 Ich lese viel und mache viele Rätsel für's Gehirn aber trotzdem vergesse ich manches.
21 Aber ich hoffe, nicht, dass sich schon Alzheimer ankündigt. Habe ich mich neulich ja
22 so verrückt gemacht mit diesem Film. Das ging um Alzheimer, ja..“

Im **zweiten Interview**, ein Jahr später, kommt sie auf das Thema „Kontakte“ am Anfang des Interviews direkt zu sprechen, als sie erzählt, wie es ihr momentan so ergehe. Sie stellt dar, dass sie keinen Kontakt bekomme, obwohl sie sich bemühe. Kurz stellt sie sich laut die Frage, ob es an ihr liege.⁴⁰⁹ Dann widerspricht sie dem aber indirekt und sagt, dass sie sich nicht anbieten könne, so wie es ihre Tochter meine mit dem Ratschlag, sie solle auf die Leute zugehen.⁴¹⁰ Interessanterweise zitiert sie ihre Tochter exakt so wie im ersten Interview.⁴¹¹ Frau Schiller beschreibt, dass wenn sie einmal den Versuch starte, andere einzuladen, nichts zurück käme und fragt laut, ob das andere auch so empfinden. Es würde sie vermutlich etwas beruhigen, zu wissen, dass es nicht

⁴⁰⁹ Vgl. B17, Z. 4.

⁴¹⁰ Vgl. B17, Z. 5-7.

⁴¹¹ Vgl. B17, Z. 5; B16, Z. 3.

nur ihr so gehe.⁴¹² Sie beschreibt, dass bei einem Aufeinandertreffen mit anderen Personen, es nicht über Smalltalk hinaus ginge.⁴¹³

Beleg 17, Interview II, Frau Schiller

(Kontext: Schwierigkeiten soziale Kontakte zu bekommen)

1 „[...] Ansonsten kriege ich hier keinen Kontakt, ich gebe mir Mühe, ich habe schon
2 verschiedene Leute, die Frau B. nebenan, die ist ja ganz nett, wir haben die gleiche
3 Zeitung und die holt mir dann auch mal die Zeitung raus, wenn ich nicht da bin. Aber
4 Kontakt... liegt es vielleicht an mir? Ich weiß es nicht. Ich kann ja nicht immer.. Meine
5 Tochter sagt: `Du musst auf die Leute zugehen!` Also ich kann mich ja nicht anbie-
6 dern! Wenn ich sage: `Kommen Sie doch mal vorbei, wir können uns doch mal verab-
7 reden.` Da kommt dann kein.. die haben alle.. ich weiß nicht, ob die anderen das auch
8 so empfinden? Die sagen vielleicht das Gleiche? Am Briefkasten immer sehr nett `Gu-
9 ten Morgen` und `Schönes Wetter`, mehr aber nicht.“

Sie gehe zu einigen Veranstaltungen der Betreuung, erläutert Frau Schiller und zeigt sich hier als aktiv. Alle seien nett, aber die Kontakte gingen schlichtweg nicht darüber hinaus. Obwohl sie sogar eine Familie aus früheren Zeiten kenne, laden nicht einmal die sie ein, beklagt sich Frau Schiller.⁴¹⁴ Sie unterbreitet mir sodann ihre Theorie, dass gerade Paare niemanden brauchten.⁴¹⁵ Frau Schiller fremdpositioniert die anderen als verantwortlich dafür, dass es nicht gelingt.⁴¹⁶

Beleg 18, Interview II, Frau Schiller

1 S.S.: „Und Kontakte über die Betreuung?“
2 Frau Schiller: „Ja, da gehe ich hin und da mache ich so manches, aber die gehen
3 dann auch. Die Familie K., die wohnt da drüben, die kenne ich so ein bisschen, weil
4 die Tochter von denen und meine Tochter gingen zusammen in die Schule. Aber da..
5 die hat auch noch nicht gesagt "Kommen Sie mal". Das sind ja hier Paare, die
6 brauchen keinen. Mit Anschluss ist es hier schlecht, obwohl ich alles, was da so gebo-
7 ren wird, ich gehe zur Gymnastik donnerstags, dort sind sie alle sehr nett und dann
8 "Tschüss!" und dann gehen sie. Die wohnen alle in dem Haus da und die halten zu-
9 sammen, das habe ich so gemerkt.“

In den angeführten Textausschnitten wird deutlich, dass Frau Schillers Hoffnung, über Veranstaltungen der Seniorenbetreuung Freundschaft-

⁴¹² Vgl. B17, Z. 7-8.

⁴¹³ Vgl. B17, Z. 8-9.

⁴¹⁴ Vgl. B18, Z. 3-5.

⁴¹⁵ Vgl. B18, Z. 5-6.

⁴¹⁶ Vgl. B18, Z. 6-7.

ten zu entwickeln, enttäuscht werden. Konstant halten sich ihrer Positionierungen als initiativ und bemüht, aber betrübt. Interessanterweise lässt sie in beiden Interviews ihre Töchter konträr zu sich auftreten, um letztlich ihre Haltung zu unterstreichen und zu plausibilisieren.

6.2.4 Das eigene Älterwerden: „Als Bereicherung finde ich das Alter wirklich nicht.“

Frau Schillers empfindet das eigene Älterwerden als schwierig und da bringt sie besonders die Furcht vor Demenz zum Ausdruck. Frau Schiller nimmt Bezug zu ihrem kalendarischen Alter und positioniert sich als alt mit fast 80, jedoch ihren Gesundheitszustand als gut unter Kontrolle.⁴¹⁷ Befürchtungen äußert sie, welche Folgen eine Verschlechterung ihrer Gesundheit haben könnte: „Ob ich dann in ein Heim muss oder sowas.“⁴¹⁸ Verdrängen helfe ihr hier sowie die beruhigende Verallgemeinerung, dass es eben im Alter so sei. Auch das Anstellen eines Vergleichs mit anderen, denen es auch so gehe, hilft ihr.⁴¹⁹ Nun folgt eine längere Passage, wo Frau Schiller ihre Ambivalenzen betreffend ihres Älterwerdens darlegt: Zunächst präsentiert sie sich als noch recht autonom, denn sie könne noch alles machen, wodurch sie Kontinuität schafft. Dann nimmt sie sofort jedoch einen Vergleich zu früheren Zeiten vor, der ihr vor Augen führt, dass sie eben nicht mehr in gleicher Weise wandern und Skifahren könne.⁴²⁰ Sie kommt zu der Erkenntnis, dass manches nicht mehr gehe aufgrund ihres biologischen Alterungsprozesses, wodurch sich nun doch eher das Gefühl von Diskontinuität ausbreitet. Sie beschreibt, dass sie der physische Abbau belastet.⁴²¹

⁴¹⁷ Vgl. B19, Z. 1-2.

⁴¹⁸ B19, Z. 4.

⁴¹⁹ Vgl. B19, Z. 5-6.

⁴²⁰ Vgl. B19, Z. 6-11.

⁴²¹ Vgl. B19, Z. 12-13.

Sie resümiert dann: „Altwerden ist also wirklich nicht einfach.“⁴²² Besonders aufgrund des Abbaus, schließlich sterbe man nicht gesund.⁴²³ Das erzählende Ich vermittelt sich mir als besorgt im Hinblick auf sein Älterwerden. Gedanken über die Endlichkeit versuche es zu verscheu-chen, was bereits zuvor schon als Umgang damit genannt wurde.⁴²⁴ Der Fernseher und „irgendso ein Krimi“⁴²⁵ helfe ihr, wobei Frau Schiller darüber lacht⁴²⁶, was vermutlich zeigt, dass sie weiß, dass dies nur kurz-fristig wirkt. Auch Lesen wirke nicht ablenkend, denn nach kurzer Zeit stelle sie fest, dass ihre Gedanken abschweifen und sie sich nicht mehr richtig konzentrieren könne.⁴²⁷ Dies leitet zu ihrer nächsten Sorge über: zu ihrem nachlassenden Gedächtnis. Sie inszeniert in Form von direk-ter Rede eine Äußerung ihrer Tochter, die sagt, dass Vergessen normal sei und dass sie auch etwas vergesse.⁴²⁸ Dies zählt jedoch für Frau Schiller nicht, denn das Vergessen als junger Mensch hänge mit Un-achtsamkeit zusammen. Ihr geht es aber um Alzheimer und wieder ver-weist sie auf einen Film darüber, wodurch es ihr „himmelangst“⁴²⁹ wur-de.⁴³⁰ Die mediale Darstellung von Demenz spielen in ihren Ausführun-gen immer wieder eine Rolle, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Nun erklärt sie mir, dass sie pessimistisch veranlagt sei.⁴³¹ Der Verweis auf diese bekannte und kontinuierliche Charakterbeschreibung vermit-telt vermutlich Sicherheit. Danach rügt sie sich kurz selbst, dass sie besser dankbar sein sollte, „dass es bis jetzt noch“⁴³², endet den Satz aber nicht, der vermutlich mit „geht“ abschließbar wäre, sondern fährt

⁴²² B19, Z. 13.

⁴²³ Vgl. B19, Z. 14.

⁴²⁴ Vgl. B19, Z. 14-16.

⁴²⁵ B19, Z. 16-17.

⁴²⁶ Vgl. B19, Z. 17.

⁴²⁷ Vgl. B19, Z. 17-18.

⁴²⁸ Vgl. B19, Z. 19-20.

⁴²⁹ B19, Z. 23.

⁴³⁰ Vgl. B16, Z. 21-22.

⁴³¹ Vgl. B19, Z. 26.

⁴³² B19, Z. 27.

gemäß ihrer zuvor angeführten pessimistischen Selbstbeschreibung fort und verweist darauf, dass es nicht so bleibe.

Die gesamte Passage ist durchzogen von ambivalenten Positionierungen hinsichtlich des Alter(n)s. Auf der einen Seite vermittelt sich das erzählende Ich als alt und einverstanden mit dem kalendarischen Alter. Andererseits führen psychische und physische Abbauprozesse, vor allem im Vergleich zu Potenzialen mit dem vergangenen Ich, zu angstvollen und besorgten Positionierungen. Frau Schiller pendelt zwischen verschiedenen Identitäten. So vermittelt sie das vergangene Ich beispielsweise als sportlich aktiv Ski fahrend. Das aktuelle Ich hingegen kann nicht mehr stundenlang wandern und ist besorgt beim Blick auf eine Zukunft, die nicht gefeit vor Krankheiten ist, insbesondere vor Demenz. Frau Schiller ist im Dilemma, denn sie schwankt zwischen dem Bedürfnis sich nicht mit dem Alter(n) auseinander zu setzen und dem gleichzeitigen Wissen, dass sich eine Konfrontation damit nicht vermeiden lässt. Festzuhalten ist, dass sie verunsichert ist und dass sie in dem Alter(n) keinen Gewinn sieht.

Beleg 19, Frau Schiller, Interview I

1 „Ich denke jetzt ich bin zwar alt, ich bin 80.. mit der ganzen Herzgeschichte, das ha-
2 ben wir im Griff, da bin ich ja jetzt sehr gut, Herzschrittmacher. So lange es so noch
3 geht. Aber wenn ich mal irgend was habe, ich habe halt Angst, dass wenn es mir mal
4 schlechter geht, was ich dann mache. Ob ich dann in ein Heim muss oder sowas. Aber
5 das schiebe ich dann immer von mir, aber ich meine, das ist halt das Alter. Da stehe
6 ich wohl nicht alleine. Aber andererseits kann ich deswegen noch nicht, kann ja noch
7 alles machen. Natürlich nicht mehr so toll, ich kann nicht mehr stundenlang wandern
8 so wie früher, morgen fahre ich zum Beispiel da nach S. (Ausflug von Betreuung).. So-
9 was kann ich dann schonmal machen. Aber so wie früher, dass wir uns zum Wandern
10 getroffen haben und 4 Stunden lang gelaufen sind oder bei unseren Freunden in der
11 Schweiz Skifahren. Meine Ski habe ich verschenkt. Das geht halt manches nicht
12 mehr. Und das ist so, was einem dann so einen Stich gibt. Denkst so: „Nach und nach
13 wird alles weniger“.. Ja...Altwerden ist also wirklich nicht einfach.. Weil man sich ja
14 sagt, es bleibt nicht so. Man stirbt ja nicht gesund. Dann denke ich mir mit 80, wie alt
15 wirst du werden? Mein Mann war 82. Und dann kommen dann solche Gedanken, die
16 verscheuche ich dann. Dann mache ich den Fernseher an und gucke irgendso ein Kri-
17 mi. (lacht) Oder lese was. Aber dann merke ich, ich lese und lese und denke ganz an
18 was anderes. Ich kann mich nicht mehr so richtig konzentrieren, mein Gedächtnis
19 lässt ein bisschen nach. Naja, das ist aber.. Jeder sagt: `Das ist normal! Und wir ver-
20 gessen auch was! Was meinst du was wir alles vergessen`, sagt dann meine Tochter.
21 Das ist ja was anderes. Wenn man als junger Mensch was vergisst, dann ist das
22 Schusseligkeit oder Unkonzentriertheit aber da kam neulich abends so ein Film über
23 Alzheimer mir ist Himmelangst geworden und solche Sachen, die machen einen schon

24 fertig, aber man kann nicht einfach man kann's nicht einfach wegschieben oder igno-
25 rieren, das geht nicht. Das sind Sachen, die passieren können, aber es ist natürlich
26 so, ich bin so veranlagt, ich denke mir immer das Schlimmste aus. Anstatt dass ich
27 dankbar bin, dass es bis jetzt noch.. Aber es bleibt nicht so!“

Im **zweiten Interview** findet sich diese Haltung zum Älterwerden bestätigt. Ein Interviewausschnitt illustriert Frau Schillers Furcht vor Demenz :

Durch Vergleiche mit dem früheren Zustand muss Frau Schiller konstatieren, dass sie jetzt mehr vergesse.⁴³³ Das Gefühl des Kontrollverlusts stellt sich ein. Sie kämpft mithilfe von Rätselmachen gegen ihren Abbau an. Jedoch muss sie Erfolglosigkeit feststellen.⁴³⁴ Bestärkt in dieser Wahrnehmung wird Frau Schiller von ihren Töchtern, die sie auf ihre Vergesslichkeit hinweisen. Frau Schiller gibt dies auf re-inszenierender Art wieder, was die Brisanz unterstreicht.⁴³⁵ Sie äußert die hoffnungsvolle Vermutung, dass sie selbst verantwortlich sei, nicht richtig hinhöre oder schlecht konzentriert sei, was offensichtlich leichter zu ertragen wäre, als tatsächlich demente Erscheinungen. Auf meine Nachfrage hin, ob ihr das Angst mache, führt sie bejahend an, dass das besonders durch „Demenz-Geschichten“ verstärkt werde.⁴³⁶ Unklar ist, worauf sie sich dabei konkret bezieht, offensichtlich handelt es sich dabei aber um negative, angstmachende Ausführungen zu Demenz, denn sie erläutert: „Das macht mich fix und fertig.“⁴³⁷ Wie im ersten Interview beruft sie sich auf Medien, die bei ihr als Auslöser für eine wachsende Furcht vor Demenz verantwortlich sind.⁴³⁸

Der Kulturwissenschaftler Welf-Gerrit Otto spricht von einer steigenden medialen Inszenierung von Demenz seit den 1990er Jahren. Dabei werde sie überwiegend defizitorientiert dargestellt, als bedrohliche Krankheit, die zu Persönlichkeitsverlust und zur Entmenschlichung führe, die

⁴³³ Vgl. B20, Z.1.

⁴³⁴ Vgl. B20, Z. 2-3.

⁴³⁵ Vgl. B20, Z. 3-4.

⁴³⁶ Vgl. B20, Z. 7.

⁴³⁷ B20, Z. 7-8.

⁴³⁸ Vgl. B19; B16.

es zu vermeiden gelte.⁴³⁹ Otto kommt in seiner empirischen Untersuchung von Altersratgebern zur Erkenntnis, dass ein Dreischritt in der Argumentation befolgt werde: „Die `Krankheit des Vergessens´ beraube den Betroffenen ihrer Erinnerung, damit ihrer Vergangenheit und folglich ihrer Persönlichkeit.“⁴⁴⁰ Zudem konstatiert Otto, dass die Ausrichtung unserer Gesellschaft auf Leistung und Selbstständigkeit die negative Sicht auf Demenz verstärke.⁴⁴¹

Hoffnungslos äußert Frau Schiller dann fragend, dass man dagegen nichts machen könne. Die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ weist auf ihren Versuch hin, Distanz zu der Angelegenheit zu erlangen. Die Formulierung als Frage unterstreicht ihre Ratlosigkeit.⁴⁴²

Beleg 20, Frau Schiller, Interview II

- 1 „Früher habe ich mir alles gemerkt. Aber das macht mich ein bisschen.. dass ich so
- 2 viel vergesse. Ich kämpfe dagegen an, mache jeden Tag meine Rätsel aus der Zeitung,
- 3 aber das hilft doch auch nichts. Ich vergesse trotzdem. Meine Töchter sagen immer:
- 4 `Das haben wir dir doch schon erzählt.` Ich höre vielleicht nicht richtig hin oder kon-
- 5 zentriere mich nicht richtig.“
- 6 S.S.: „Macht Ihnen das Angst?“
- 7 Frau Schiller: „Ja, dann lese ich auch noch so Geschichten mit Demenz. Das macht
- 8 mich fix und fertig. Das man z.B. in einen Raum läuft und weiß dann nicht mehr
- 9 warum. Aber da kann man sich nicht dagegen, was soll man da machen?“

Außerdem kommt sie im **zweiten Interview** erneut darauf zu sprechen, dass sie das Älterwerden mit dem bemerkten Kräfteabbau als schwierig erlebt und sie positioniert sich hier implizit als belastet.⁴⁴³ Als Grund führt sie zunächst vergleichend an, dass Probleme auftauchen, die sie früher nicht gehabt habe, auch wenn sie damit auf ihr vergangenes Ich zeigt, zu dem sie schon viel Abstand gewonnen hat, was die Verwendung von „man“ zeigt.⁴⁴⁴ Sie führt wie im ersten Interview das Wandern an, das zum einen nicht in gleicher Weise wie früher gehe und zum an-

⁴³⁹ Vgl. Otto (2013), S. 306ff.

⁴⁴⁰ Otto (2013), S. 306.

⁴⁴¹ Vgl. ebd., S. 362.

⁴⁴² Vgl. B20, Z. 19.

⁴⁴³ Vgl. B21, Z. 1-2.

⁴⁴⁴ Vgl. B21, Z. 4.

deren, dass sie im Vergleich zu anderen zurück bleibe.⁴⁴⁵ Sie schließt zunächst an, dass sie lieber alleine gehe, weil sie dann autonom handeln könne, verwirft das aber bereits im darauffolgenden Satz.⁴⁴⁶ Nun äußert sie auch noch, dass sie in ihrem vorherigen Wohnumfeld B. mobiler sein konnte und führt darüber hinaus dann noch weiter aus, dass sie ihrer Schwester mittlerweile zu langsam geworden sei.⁴⁴⁷

Frau Schiller führt multiple Vergleiche aus: zu ihrem früheren Gesundheitsstatus, zu ihrem vorherigen Wohnumfeld, zu unbestimmten Anderen und konkret zu ihrer Schwester – und bei all dem kommt sie schlechter weg und findet Bestätigung darin, dass das Alter problembe-
laden ist. Sie zeigt sich als höchst ambivalent und durch den vierfachen Vergleich wird das Gefühl von Diskontinuität ausgelöst.

Beleg 21, Interview II, Frau Schiller

- 1 Frau Schiller: „[...] Als Bereicherung finde ich das Alter wirklich nicht. Finde es nur
- 2 eine Belästigung und schwierig und problembe-
3 laden...“
- 3 S.S.: „Wieso?“
- 4 Frau Schiller: „Man hat Probleme, die man als junger Mensch nicht hat. Ich dachte
- 5 schon: „Dafür bist du jetzt wieder zu alt.“ Was unternehmen oder so. Zum Beispiel
- 6 Wandern. Das habe ich sehr gerne gemacht. Da tun nun die Beine weh. Die laufen
- 7 dann viel schneller. Dann bleibe ich zurück. Das macht mir kein Spaß. Gehe dann
- 8 lieber alleine, dann kann ich bestimmen wie. Aber das ist dann auch blöd. Als ich in
- 9 B. war, da konnte ich schon eher was machen. Da bin ich dann besser durchgefahren
- 10 mit dem Bus. Bin gelaufen und wieder zurück mit dem Bus... Meine Schwester hat
- 11 mich auch manchmal schon mitgenommen. Aber die ist so ungeduldig und wie gesagt,
- 12 gesund und sportlich. Und knallhart. Der bin ich zu langsam. Die läuft dann stunden-
- 13 lang. Die hat dann so eine Freundin, mit der sie das alles macht. Nimmt keine
- 14 Rücksicht. Es ist nicht so einfach.“

Es kann resümiert werden, dass Frau Schillers Einstellung zum Alter(n) Angst beladen und defizitorientiert ist. Die Versuche, bei denen sie sich um Akzeptanz bemüht und durch Vergleiche mit anderen Beruhigung zu stiften versucht, scheitern. Gerade der vermehrte Rückgriff auf ein vergangenes Ich, führt zu inkonsistenten Positionierungen, die Unstimmigkeiten zwischen dar- und hergestellter Identität zur Folge haben.

⁴⁴⁵ Vgl. B19.

⁴⁴⁶ Vgl. B21, Z. 7-8.

⁴⁴⁷ Vgl. B21, Z. 9-12.

6.2.5 Der Blick nach vorne: „Was mache ich dann?“

Als ich von Frau Schiller im **ersten Interview** wissen möchte, ob sie ihre Kinder zur Hilfe nehmen würde, für den von ihr angesprochenen Fall, dass es ihr schlechter gehe, verneint sie indirekt indem sie äußert, dass ihre Kinder keine Zeit hätten.⁴⁴⁸ Sie wiederholt dies noch einmal als besorgte Feststellung: „Die haben doch keine Zeit“⁴⁴⁹ und stellt laut die Frage, was sie dann mache. Sie zeigt sich ratlos und hilflos im Falle einer beeinträchtigten Zukunft. Dies geht im Fortgang so weiter und sie weiß nur, dass sie als „richtiger Pflegefall“⁴⁵⁰ in dieser Wohnung nicht bleiben könne, hat aber keine Idee, wie es dann weiter gehe und fragt darauf mich, ob sich die Seniorenbetreuung darum kümmere, dass sie irgendwo unter komme.⁴⁵¹ „Ne, oder?“⁴⁵² beantwortet sie ihre Frage selbst mit der Überlegung, dass zum Beispiel in den Ferien niemand von ihrer Familie da sei.⁴⁵³ Ihre Schwester, die sie direkt als jünger und kerngesund fremdpositioniert, sei genauso verreist wie ihre Kinder. Sie macht ihrem Ärger und Verzweiflung Luft in Form von der umgangssprachlichen Äußerung: „Da ist kein Aas“⁴⁵⁴, woraufhin sie lacht, sich entschuldigt und „kein Mensch“⁴⁵⁵ einfügt. Frau Schiller scheint ihre abwertende Formulierung unangenehm zu sein, worauf das Lachen und die Entschuldigung deuten. Sie fährt fort und bringt ihre Hilflosigkeit noch einmal direkt zum Ausdruck mit: „Was mache ich dann?“⁴⁵⁶ Sie möchte wissen, ob sie auch abends und am Wochenende anrufen könne und bezieht sich dabei wohl auf die Seniorenbetreuung.⁴⁵⁷

⁴⁴⁸ Vgl. B22, Z. 2.

⁴⁴⁹ B22, Z. 2-3.

⁴⁵⁰ B22, Z. 5.

⁴⁵¹ Vgl. B22, Z. 6-7.

⁴⁵² B22, Z. 7.

⁴⁵³ Vgl. B22, Z. 7-8.

⁴⁵⁴ B22, Z. 9.

⁴⁵⁵ B22, Z. 10.

⁴⁵⁶ B22, Z. 10.

⁴⁵⁷ Vgl. B22, Z. 10-11.

Dieser Textausschnitt verdeutlicht vor allem Frau Schillers Hilflosigkeit hinsichtlich antizipierter Unwägbarkeiten. Sie kann nicht auf ihre Familie zurück greifen, was für sie ein immenses Problem darstellt.

Beleg 22, Frau Schiller, Interview I

(Kontext: Frau Schiller hofft, dass ihr nichts Schlimmeres passiert)

- 1 S.S.: „Und würden Sie dann Ihre Kinder in Anspruch nehmen?“
2 Frau Schiller: „Naja, die haben ja keine Zeit. Die haben doch keine Zeit!? Was mache
3 ich dann? Die gehen morgens, wie gesagt, die sind beide berufstätig, haben, die eine
4 hat 3 Kinder, die andere 4. Weiß ich nicht, was ich dann mache. Dann würde ich,
5 naja, wenn ich ein richtiger Pflegefall wäre kann ich ja hier sowieso nicht wohnen blei-
6 ben. Wird dann hier auch dafür gesagt oder kümmert man sich dann darum, dass ich
7 da irgendwo unter komme? Ne, oder? Es könnte ja sein, die sind z.B. in den Ferien ist
8 kein Mensch da. Da ist meine Schwester, die ist jünger als ich und kerngesund. Da ist
9 meine Schwester verreist, da sind die Kinder.. da ist kein Aas (lacht), Entschuldigung,
10 kein Mensch da. Was mache ich dann? Da muss ich? Auch abends und am Wochen-
11 ende kann ich trotzdem anrufen, nicht?“

Auch im **zweiten Interview** bleibt der Blick auf die Zukunft besorgt.

Frau Schiller möchte von mir wissen, ob es bei der Seniorenbetreuung Möglichkeiten gebe, wenn sie feststelle, dass sie sich nicht mehr versorgen könne, und was mit Leuten geschehe, die nicht mehr können.⁴⁵⁸

Nun folgt ein kurzer Dialog, in dem ich ihr antworte, dass es auf den Grad der Beeinträchtigung ankomme, woraufhin sie erneut wissen möchte, ob die Seniorenbetreuung nicht helfen könne.⁴⁵⁹ Dieser kurze Dialog zeigt zum einen, wie sich das erzählende Ich als recht unwissend und ahnungslos zeigt in Bezug auf eine denkbar eingeschränkte Zukunft. Zugleich positioniert sie mich wie im ersten Interview als Expertin, von der sie sich Rat erhofft, vermutlich wegen meiner Tätigkeit im Begegnungszentrum.

Frau Schiller bejaht meine Frage, ob sie sich über eine Zukunft mit Beeinträchtigungen Gedanken mache und führt dies auf ihre pessimis-

⁴⁵⁸ Vgl. B23, Z. 2-3.

⁴⁵⁹ Vgl. B23, Z. 4-7.

tische Natur zurück.⁴⁶⁰ Der Verweis auf diesen Charakterzug ist bereits aus dem ersten Interview bekannt.⁴⁶¹

Frau Schiller beruhigt sich kurz mit dem Gedanken, dass sie ja ihre Töchter habe. Jedoch gesteht sie sich dann ein, dass die Töchter entweder auf Dienstreise oder im Urlaub seien.⁴⁶² Dann fällt ihr ein, dass es auch noch die Schwester gebe und muss jedoch auch da anfügen, dass die zwar schon 80 werde, jedoch noch kerngesund und viel unterwegs sei⁴⁶³ – somit auch nicht greifbar. Letztendlich kommt sie zu dem Schluss, dass jeder selbst sehen müsse, wie er das regle und beruhigt sich, dass sie ihren Haushalt noch alleine bewältige.⁴⁶⁴ Mit der Positionierung als noch kompetent schafft sie sich Handlungsmacht und das Gefühl von Kontrolle.

Beleg 23, Frau Schiller, Interview II

- 1 Frau Schiller: „Wenn ich mal merke, dass ich
- 2 mich nicht mehr versorgen kann, da gibt's bei der Betreuung keine Möglichkeiten?
- 3 Was machen die mit Leuten, die nicht mehr können? „
- 4 S.S.: „Naja, das kommt auf die Beeinträchtigungen drauf an.“
- 5 Frau Schiller: „Da können die nicht helfen?“
- 6 S.S.: „Hmh..Machen Sie sich da Gedanken drüber?“
- 7 Frau Schiller: „Ja, ich denke das ist meine, ich bin so pessimistisch eingestellt. Das ist
- 8 meine Natur. Ich denke halt, was ich dann mache. Aber dann habe ich ja immer noch
- 9 meine Töchter. Aber die sind ja ewig weg auf Dienstreise. Und dann sind sie im Ur-
- 10 laub. Also wenn ich die mal brauche, selten, dass die dann mal... Aber ich habe ja
- 11 auch noch meine Schwester. Obwohl die auch schon 80 wird. Die ist kerngesund und
- 12 die hat gar nichts. Ist sportlich, läuft jeden Tag, egal welches Wetter. Muss halt jeder
- 13 selber sehen, wie er das regelt. Aber so mein Haushalt und so weiter, mache ich alles.“

Es kann resümiert werden, dass Frau Schillers Blick auf ihre Zukunft ängstlich ist. Es fällt ihre Ratlosigkeit auf und dass sie keine Vorkehrungen für etwaige Einschränkungen getroffen zu haben scheint. Auch scheint sie sich nicht im Klaren darüber zu sein, welche Leistungen das Betreute Wohnen bietet, weshalb sie immer wieder mich befragt. Kon-

⁴⁶⁰ Vgl. B23, Z. 7.

⁴⁶¹ Vgl. B19.

⁴⁶² Vgl. B23, Z. 8-10.

⁴⁶³ Vgl. B23, Z. 10-12.

⁴⁶⁴ Vgl. B23, Z. 12-13.

stant negativ bleibt in beiden Interviews die Darstellung ihrer Familie, auf deren Unterstützung sie nicht zählen kann. Frau Schiller zeigt sich demzufolge auf sich gestellt. Im Unterschied zum ersten Interview be-ruft sie sich im darauffolgenden Jahr auf die eigenen Kompetenzen, die ihr, zumindest für den Moment, noch Sicherheit geben.

6.2.6 Zusammenfassung

In Frau Schillers Fall ist hervorzuheben, dass der Umzug in das Betreute Wohnen federführend von ihren Töchtern initiiert, entschieden und organisiert wurde. Frau Schiller beschreibt sich dabei als äußerst pas-siv. So verwundert es nicht, dass sie Probleme in der neuen Umgebung über beide Interviews hinweg zum Ausdruck bringt. Sie beschreibt, dass sie in der neuen Umgebung nicht in gewohnter Weise mobil und aktiv sein kann. Sie kommt immer wieder auf ihr altes Umfeld zu sprechen, welches sie mit seinen kulturellen Möglichkeiten vermisst. Wiederho-lend nimmt sie Bezug auf ihr vergangenes Ich und die Inkonsistenz mit ihrem gegenwärtigen Ich nimmt sie betrübt wahr. Es wird offenbar, dass Frau Schiller am aktuellen Ort nicht angekommen ist. Dazu trägt die Tatsache bei, dass die Angebote des Betreuten Wohnens nicht ihre Erwartungen erfüllen und sie sich als einsam empfindet. Obwohl sie Veranstaltungen der Seniorenbetreuung besucht, entwickeln sich dar-über hinaus keine sozialen Beziehungen. Sie zeigt sich darüber in bei-den Interviews sehr enttäuscht.

Das Thema Älterwerden erfüllt Frau Schiller mit Sorge. Sie pendelt in den Narrationen zwischen dem erzählten, aktiven Ich und dem aktuel-len, eingeschränkten Ich. Immer wieder versucht sie, sich durch das Vergleichen mit Gleichaltrigen zu beruhigen und das Alter(n) zu akzep-tieren, was jedoch nicht gelingt. Das Alter(n) als Prozess mit Möglichkei-ten der Entwicklung und Reife finden bei ihr keine Erwähnung. Beson-ders ihr nachlassendes Gedächtnis bekümmert sie massiv. In beiden Interviews beteuert sie ihre Furcht vor Demenz bzw. Alzheimer, die be-

sonders geschürt werde durch Medien, die sie konsumiere. Es scheint sich hier ein negatives Masternarrativ zu zeigen, das in dramatischen, medialen Darstellungen seinen Niederschlag findet und Demenz als bedrohliche Krankheit mit schweren Folgen wie Persönlichkeitsverlust und Dehumanisation kennzeichnet.⁴⁶⁵ Frau Schiller ist verzweifelt und schwankt in beiden Interviews zwischen Verdrängen und der Einsicht, dass sie sich nichts vormachen könne.

Der Blick auf ihre Zukunft ist ausschließlich bang: „Was mache ich dann?“ ist die zentrale Frage, die sie in den Interviews stellt. Frau Schiller ist hinsichtlich antizipierter Einschränkungen ratlos. Sie hat keine Vorkehrungen getroffen. Sie bringt zum Ausdruck, dass sie sich auf ihre Familie nicht verlassen könne. Unsicher ist sie auch, inwieweit ihr die Seniorenbetreuung helfen kann, so dass sie mich in den Interviews wiederholt um Rat fragt. Frau Schillers Hilflosigkeit bleibt in beiden Interviews bestehen. Interessanterweise sucht sie den Grund für ihre düsteren Zukunftsgedanken nicht in fehlenden Optionen, sondern in ihrer kontinuierlichen Selbstbeschreibung als pessimistisch. Diese gleichbleibende Auffassung ihrer selbst scheint, bei der empfundenen Ausweglosigkeit der Situation, etwas Beruhigung zu stiften.

⁴⁶⁵ Vgl. Otto (2013).

6.3 Frau König

Frau König wurde 1927 in Dresden geboren. Mit 19 Jahren fasst sie den Entschluss, alleine aus dem sowjetisch besetzten Dresden nach Frankfurt überzusiedeln. Ihre Eltern bleiben in Dresden. In Frankfurt ist sie dann gemäß ihrer beruflichen Ausbildung als Erzieherin tätig bis zu ihrer Rente. Dort lernt sie auch ihren zukünftigen Mann kennen, mit dem sie zwei Kinder hat.

Mit dem Eintritt in das Rentenalter zieht sie zusammen mit ihrem Mann in ein Haus mit Garten, in die hessische Kleinstadt H., um den gemeinsamen Lebensabend zu verbringen. Dort lebt sie 28 Jahre, zuletzt vier Jahre als Witwe.

Frau Königs Kinder leben mit ihren Familien in Frankfurt. Frau König hat Enkel sowie Urenkel.

Ich kenne Frau König flüchtig von Veranstaltungen in der Begegnungsstätte. Sie hat mir sofort zugesagt, für Interviews bereit zu stehen.

Frau König ist bei unserem ersten Interview 84 Jahre alt. Die Interviews mit Frau König finden in ihrem Wohnzimmer statt. Sie bietet mir bei beiden Interviews Getränke und Kekse an. Die Atmosphäre ist beide Male von großer Ruhe und Offenheit geprägt. Bereitwillig lässt sich mich an ihren Erfahrungen teilhaben.

6.3.1 Zum Umzug: „Ich hab’s nicht bereut.“

Frau König erzählt im **ersten Interview**, dass ihr nach dem Tod ihres Mannes das gemeinsame Haus mit Garten zu viel wurde. Sie positioniert ihr vergangenes Ich als überlastet und erzählt dann, dass sie dachte, sie hätte es schaffen können.⁴⁶⁶ Vermute ich als Hörerin, dass sie sich hier auf die anfallenden Tätigkeiten in ihrem Haus mit Garten bezieht, werde ich dann im Fortgang eines Besseren belehrt, denn sie erklärt dann, dass die Einsamkeit der belastende Faktor gewesen sei.⁴⁶⁷ Sie erzählt weiter, dass ihre Kinder aufgrund der Entfernung nicht ständig hätten kommen können. Frau König legt im Weiteren dar, dass ihr mit fortschreitender Zeit das Einkaufen zu beschwerlich wurde und positioniert erneut das erzählte Ich als überlastet. Daher habe sie sich entschlossen, nach Frankfurt zu ziehen. Es ist ihr wichtig zu betonen, dass niemand sie dazu gedrängt habe und sie dies selbst entschieden habe, womit sie ihr vergangenes Ich als selbstbestimmt darstellt.⁴⁶⁸ Sie begründet ferner, dass ihr Frankfurt vertraut gewesen sei, da sie dort schon einmal gelebt habe, so dass ihr der Umzug leicht fiel. Dann stellt sie den Entschluss das Haus zu verkaufen als einfach dar und bestimmt ihr vergangenes Ich dabei indirekt als einverstanden und unkompliziert.⁴⁶⁹ Hier wendet sich nun auch ihre Erzählung zum Guten und sie zieht das erste Mal eine positive Bilanz: Sie bereue ihren Entschluss nicht. Frau König zählt drei Gründe auf, die zu diesem Fazit führen: Erstens habe sie durch den Umzug besser den Tod ihres Mannes verkraftet, aufgrund weniger Erinnerungen. Zweitens seien vor Ort die Kinder, die sie beschäftigen und drittens habe sie es insgesamt viel einfacher, wobei sie offen lässt, was sie genau meint.⁴⁷⁰ Sie stellt das er-

⁴⁶⁶ Vgl. B24, Z. 3.

⁴⁶⁷ Vgl. B24, Z. 4

⁴⁶⁸ Vgl. B24, Z. 8-9.

⁴⁶⁹ Vgl. B24, Z. 11-13.

⁴⁷⁰ Vgl. B24, Z. 14-16.

zählende Ich als zufrieden und überzeugt von seinem Entschluss umgezogen zu sein dar.

Frau König lässt mich dann wissen, dass ihre Tochter diese Wohnung im Internet gefunden habe und deutet damit auf deren Unterstützung hin.⁴⁷¹ Nun unterbreitet sie mir zum zweiten Mal eine positive Bewertung des Umzugs. Jetzt führt sie jedoch drei Gründe des aktuellen Umfelds als vorteilhaft für sie an: Erstens sei in der Umgebung alles nah. Zweitens könne sie alleine einkaufen und drittens sei das Laufen für sie nun einfacher.⁴⁷² Frau König stellt in den Vordergrund die neu gewonnenen Möglichkeiten und Freiheiten, die ihr Autonomie zurück geben. In einem Satz fasst sie noch einmal zusammen, wie der Umzug „einfach“⁴⁷³ abgelaufen sei und stellt ihr vergangenes Ich erneut als unkompliziert dar und einverstanden mit dem Umzug.

Frau König entwickelt eine stimmige Umzugserzählung mit Wendepunkt. Sie thematisiert weder denkbare Ambivalenzen bei der Entscheidung, noch Schwierigkeiten oder Anstrengungen beim Umzug als solchem. Frau Königs Einstiegserzählung in das Thema ist durchgängig in ein positives Licht getaucht und von höchster Plausibilität.

Beleg 24, Frau König, Interview I

1 „Also wir hatten in H. ein Haus, nicht groß, aber es hat gelangt für zwei Leute. Und
2 einen Garten dazu und als mein Mann starb, das sind jetzt vier Jahre her, da ... war
3 mir das einfach dann zu viel. Ich habe geglaubt, ich könnt's packen, aber das Haus
4 und der Garten, es war nachher so .. zu einsam. Und meine Kinder konnten ja nicht
5 immer kommen, das ist ja doch ein weiter Weg. Und so mit der Zeit .. war mir auch
6 das Einkaufen zu beschwerlich, ich musste immer mit dem Bus fahren, das lag ein
7 bisschen außerhalb .. und ... mit der Zeit habe ich mich dann entschlossen nach
8 Frankfurt wieder zu ziehen. Auch auf Anraten der Kinder, die haben mich nicht ge-
9 drängt, es hat mich keiner gedrängt, aber ich wollte dann selbst. Und da wir früher in
10 Frankfurt gewohnt haben, bis '82, war mir das also nicht fremd. Und ich habe mich
11 dann eben entschlossen, hab ich gesagt: "Gut, dann verkaufen wir das Haus." Keiner
12 wollt's ja, also raufziehen, ist ja auch ein Weg und da habe ich gesagt: "Gut, suchen
13 wir in Frankfurt eine Wohnung und dann ziehe ich um und wir verkaufen das Haus."
14 Und ich muss ehrlich sagen, ich hab's nicht bereut. Erstens sind die Erinnerungen
15 nicht mehr so stark, ich bin besser über den Tod von meinem Mann weggekommen,
16 die Kinder, die beschäftigen mich hier (lacht) und ich hab's hier viel einfacher. Und

⁴⁷¹ Vgl. B24, Z. 17.

⁴⁷² Vgl. B24, Z. 20-23.

⁴⁷³ B24, Z. 23.

17 meine Tochter hat übers Internet dann von der Wohnungsfirma wohl gelesen und so
18 und dann haben wir uns dann beworben.“
19 S.S.: „Äham.“
20 Frau König: „Und bis heute hab ich´s eigentlich nicht bereut und .. fühl mich eigent-
21 lich wohl hier. Hab hier alles nah, kann einkaufen gehen, alleine, mit dem Laufen
22 klappt´s nicht mehr so gut, weil ich mal gestürzt war und dadurch mit dem Rücken so
23 bisschen Last hab und da ist hier das viel einfacher. Haben wir einfach das Haus ver-
24 kauft, die alten Möbel rausgeschmissen (lacht) und vieles entrümpelt und so ist mir
25 das eigentlich nicht mehr so schwer. Das war´s zum Umzug.“

Im **zweiten Interview** ist Frau Königs Blick auf die Entscheidung für einen Umzug nach wie vor zufrieden und wird rational von ihr als der richtige Schritt beurteilt. Auffallend ist, dass die Beschreibung des Umzugs als problemlos nicht mehr zur Sprache kommt. Das mag an dem zeitlich mittlerweile größeren Abstand liegen. Vielleicht aber auch daran, dass Frau König mehr damit beschäftigt ist, wahrzunehmen, dass ihre Kräfte schwinden. Nichtsdestotrotz bleibt sie bei ihrer positiven Bewertung des Umzugs. Sie ist sich sogar sicher, dass es ihr in ihrem vorherigen Umfeld schlechter erginge, wenn sie geblieben wäre.⁴⁷⁴

⁴⁷⁴ Vgl. B27.

6.3.2 Zur aktuellen Situation: „Ich könnte mich nicht beklagen.“

Frau Königs Narrationen zu ihrer aktuellen Situation fallen sehr positiv aus. Wie bereits in der Umzugserzählung, spricht sie ausschließlich von Vorteilen, die ihr die neue Situation bringt, wenn auch im Vergleich zwischen ersten und zweiten Interview kleine Abstufungen festzustellen sind.

So fallen im **ersten Interview** Frau Königs Narrationen zur neuen Situation regelrecht euphorisch aus.

Auf meine Frage hin, ob sie Heimweh nach der alten Umgebung habe, verneint Frau König dies und lacht⁴⁷⁵, was die Leichtigkeit ihrer Aussage unterstreicht. Sie fährt fort und unterbreitet mir die Vorstellung, dass sie in ihrer vorherigen Wohnung jetzt inaktiver wäre und stellt dann im Anschluss veranschaulichend dar, wie gut es ihr jetzt im Vergleich mit dem alten Umfeld gehe: Sie habe, seit sie hier ist, acht Kilogramm abgenommen. Frau König betont, das käme nicht von einer Krankheit, sondern weil sie sich mehr bewege.⁴⁷⁶ Sie stellt sich als aktiver und mobiler dar als zuvor. Weiter erklärt sie, dass ihr Arzt aufgrund dessen sehr zufrieden mit ihr sei und resümiert, dass sich „alles“⁴⁷⁷ gebessert habe. Durch das zufriedene Expertenurteil des Arztes, untermauert sie die Positionierung des erzählten Ich auch von externer Seite. Ihr Resümee in Form einer Generalisierung, dass sich alles gebessert habe, drückt ihre große Zufriedenheit über die Entscheidung für den Wechsel des Wohnorts aus.

Ich frage sie, ob es ein richtiger Neuanfang für sie sei. Frau König bejaht dies und stellt noch einmal ihren Eigenanteil dabei hervor, denn sie habe sich dagegen nicht gesträubt. Sie positioniert ihr vergangenes Ich erneut wie in der Umzugserzählung als flexibel und unkompliziert.⁴⁷⁸

⁴⁷⁵ Vgl. B25, Z. 2.

⁴⁷⁶ Vgl. B25, Z. 4.

⁴⁷⁷ B25, Z. 5.

⁴⁷⁸ Vgl. B25, Z. 8; B24.

Die Aussage „Ich hab halt nochmal neu angefangen“⁴⁷⁹ unterstützt die Darstellungen des erzählten Ich, dem dies leicht gefallen sei. Daraufhin schließt sie an, dass das der dritte Neuanfang für sie gewesen sei.⁴⁸⁰ Erst im Fortgang des Interviews wird klar, worauf sich Frau König bezieht: Den ersten Neuanfang sieht sie 1946, als sie von Dresden nach Frankfurt kommt und der zweite liegt für sie beim Umzug von Frankfurt nach H., wo sie zuletzt mit ihrem Mann wohnte. Dass sie nun den Umzug in das Betreute Seniorenwohnen in die Reihe dieser Neuanfänge stellt, zeigt gegen alle vorgebliche Leichtigkeit, dass dieser für sie ein bedeutsames Ausmaß hat.

Beleg 25, Frau König, Interview I

(Kontext: Frau König erzählt von Vorteilen der neuen Umgebung)

- 1 S.S.: „Also kein Heimweh?“
- 2 Frau König: „Nö. Eigentlich nicht. Nö. (lacht) Hab ich nicht. Wenn ich dran denk da
- 3 oben, ja. Was würde ich da machen? Sitzen... Ich habe seit ich in Frankfurt bin 8kg
- 4 abgenommen. Aber nicht aus Krankheit. (lacht) Sondern weil ich mehr Bewegung hab.
- 5 Und weil ich jetzt Sport mach und das tut mir gut. Ne. Mein Arzt der war hochzu-
- 6 frieden mit mir. Hat sich alles gebessert.“
- 7 S.S.: „Eine Art Neuanfang?“
- 8 Frau König: „Ja! Ein ganz neuer Anfang war das nochmal für mich! Ich hab also
- 9 mich.. ja auch gar nicht dagegen gesträubt. Ich hab halt nochmal neu angefangen..Ne.
- 10 Das ist jetzt also das 3.Mal, aber das macht nix.“

Im **zweiten Interview** ist die Euphorie etwas verflogen, was vorwiegend Frau Königs Kräfteabbau geschuldet zu sein scheint.

Ich frage sie, wie es ihr in der Retrospektive mit ihrem Umzug ergangen sei. „Ganz gut“⁴⁸¹, meint sie, was weder hervorragend noch schlecht bedeutet, sondern sich wohl in der Mitte befindet. „Ich könnte mich eigentlich nicht beklagen“⁴⁸², fügt Frau König an und vermittelt durch die Benutzung des Konjunktivs, dass es wohl doch etwas Beklagenswertes gibt. Darauf geht sie zunächst weiter nicht ein, sondern ihr ist es wichtig, zum Ausdruck zu bringen, dass sie und ihre Familie festgestellt ha-

⁴⁷⁹ B25, Z. 9.

⁴⁸⁰ Vgl. B25, Z. 10.

⁴⁸¹ B26, Z. 3.

⁴⁸² B26, Z. 3-4.

ben, dass es das „Gescheiteste“⁴⁸³ gewesen sei angesichts der anfallenden Tätigkeiten im Haus und Garten. Erneut die Entscheidung bestärkend, resümiert sie, dass es der richtige Schritt gewesen sei.⁴⁸⁴ Frau König positioniert sich hier als rational denkend und handelnd, die ihre Entscheidung als adäquat einordnet. Im Anschluss erfolgt nun aber doch eine Sache, über die sie sich, wie angekündigt, beklagt: ihre nachlassende Kraft.⁴⁸⁵ Sie erläutert, dass „es“⁴⁸⁶, vermutlich meint sie damit das alltägliche Leben, beschwerlicher werde. Drei Mal bringt sie anschließend zum Ausdruck, dass ihre Kräfte schwinden⁴⁸⁷ und zeigt sich als darunter leidend, zugleich aber auch als machtlos, indem sie anschließt, dass „man“ daran nichts machen könne.⁴⁸⁸ Die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ weist auf die versuchte Distanzeinnahme zu diesem Umstand hin. Sie erklärt sich und mir, dass niemand etwas gegen diesen Lauf der Zeit machen könne.⁴⁸⁹ Und auch hier zeigt die Verwendung des Indefinitpronomens „niemand“ die Unbestimmtheit der Person und erneut schafft Frau König damit Distanz zu dieser unabänderlichen Tatsache. Sie lacht über diese Feststellung,⁴⁹⁰ was dem die Schwere nimmt und die Situation wieder etwas auflockert. Sie kehrt in diesem Sinne auch wieder zurück zu einem generellen Resümee, nämlich, dass es ihr gut gehe und möchte sich mir wohl als im Grunde zufrieden vermitteln und dem angeführten Kraftverlust nicht zu viel Aufmerksamkeit widmen.

Beleg 26, Frau König, Interview II

1 S.S.: „Ich wollte Sie zum Einstieg fragen, wie ist es Ihnen rückblickend mit Ihrem Umzug hierher ergangen?“

3 Frau König: „Ganz gut.. Also es ist mir ganz gut ergangen. Ich könnte mich eigentlich

4 nicht beklagen. Wir haben nur eben festgestellt, dass es das Gescheiteste war, was

⁴⁸³ B26, Z.4.

⁴⁸⁴ Vgl. B26, Z. 6.

⁴⁸⁵ Vgl. B26, Z. 7.

⁴⁸⁶ B26, Z. 7.

⁴⁸⁷ Vgl. B26, Z. 7-8.

⁴⁸⁸ Vgl. B26, Z. 9.

⁴⁸⁹ Vgl. B26, Z. 9.

⁴⁹⁰ Vgl. B26, Z. 9.

5 man tun konnte. Ich hätte das Haus ja nicht mehr halten können, den Garten nicht
6 machen können. Also es war der richtige Schritt.. Ich habe nur festgestellt, jedes Jahr
7 wird es ein bisschen beschwerlicher. Die Kräfte lassen nach! Ich habe einfach nicht
8 mehr so viel Kraft. Mit dem Laufen und sowas. Es lässt schon ein bisschen die Kraft
9 nach. Aber da kann man nichts machen. Das ist wohl der Lauf der Zeit. (lacht) Aber
10 wie gesagt, sonst geht es mir eigentlich gut.“

Am Ende des **zweiten Interviews** kommen wir noch einmal auf die Einschätzung ihrer Situation zu sprechen.

Frau König vermutet, dass sie mittlerweile in ihrem vorherigen Wohnort „total vergessen“⁴⁹¹ wäre, trotz guter Nachbarn, die jedoch keine verlässliche Unterstützung hätten geben können. Sie legt dar, dass sie in ihrem neuen Umfeld im Vergleich zum vorherigen mehr Abwechslung habe.⁴⁹²

Daraufhin paraphrasiere ich, dass es schön sei, dass es ihr nicht so schwer falle.⁴⁹³ Dies bestätigt Frau König und vermutet, dass sie in ihrem vorherigen Umfeld aufgrund von schmerzlichen Erinnerungen an ihren verstorbenen Mann und größerer Einsamkeit depressiv geworden wäre.⁴⁹⁴ Durch dieses Gedankenspiel schafft Frau König einmal mehr Plausibilität und Bestärkung hinsichtlich ihrer Umzugsentscheidung und für die daraus entstehende gegenwärtige Situation.

Beleg 27, Frau König, Interview II

- 1 „[...] Da oben wäre ich total vergessen, trotz guter Nachbarn. Aber die kann man ja
- 2 auch nicht immer in Beschlag nehmen. Hier habe ich viel mehr Abwechslung.“
- 3 S.S.: „Ja, schön, dass es Ihnen nicht so schwer fällt.“
- 4 Frau König: „Es ist mir nicht schwer gefallen. Wie gesagt, weil da oben die Erinnerung
- 5 viel größer geworden wären, ich wahrscheinlich viel mehr Depressionen gehabt hätte..
- 6 Das wäre wahrscheinlicher gewesen. Weil ich da viel mehr alleine gewesen wäre. Ich
- 7 kann ja nicht von den Kindern verlangen, dass die jedes Wochenende da hoch kom-
- 8 men. Die haben doch ihr eigenes Leben auch. Ne, ist mir nicht schwer gefallen.“

⁴⁹¹ B27, Z.1.

⁴⁹² Vgl. B27, Z.2.

⁴⁹³ Vgl. B27, Z. 3.

⁴⁹⁴ Vgl. B27, Z. 4-6.

6.3.3 Das Betreute Seniorenwohnen: „Ich gehe nicht viel. Ich bin nicht so.“

Frau Königs Narrationen zum Betreuten Seniorenwohnen sind selten und kommen nur auf mein direktes Nachfragen zustande.

Im **ersten Interview** nimmt sie eine positive Haltung zum Betreuten Seniorenwohnen ein, wenn auch recht unbestimmt. Es gefalle ihr gut, es werde viel angeboten und alle seien nett.⁴⁹⁵ Völlig offen bleibt, inwiefern sie bereits Berührungspunkte mit der Seniorenbetreuung hatte und wen sie da als nett fremdpositioniert.

Beleg 28, Frau König, Interview I

1 S.S.: „Und.. das Betreute Wohnen?“

2 Frau König: „Ja, das gefällt mir ganz gut. Ich hab ja meinen Notruf, er ist ja in der
3 Miete drin und die Betreuung bietet ja viel an und die sind alle sehr nett, also, .. kann
4 man nix anderes sagen.“

Im **zweiten Interview** äußert sie sich dazu auf mein Nachfragen etwas dezidiierter. Sie erläutert, dass viel geboten werde, sie bereits Kontakte geknüpft habe und beurteilt es als gut.⁴⁹⁶ Wie im ersten Interview fügt sie eine allgemeine Fremdpositionierung an, dass alle sehr nett und zuvorkommend seien.⁴⁹⁷ Nun erklärt sie aber, dass sie nicht so viel dorthin gehe, sie sei nicht so und lässt jedoch offen, was sie nicht sei.⁴⁹⁸ Kontaktfreudig? Interessiert? Sie erklärt mir, dass sie zum Frühstücksangebot nicht gehe, weil sie morgens Ruhe brauche und auch das Mittagsangebot für sie nicht von Bedeutung sei. Hier betont sie stolz, dass sie dafür noch selbst einkaufe, selbst koche und positioniert sich hier als unabhängig und autonom.⁴⁹⁹ Vielleicht liegt hier auch der Grund in Frau Königs recht neutraler Haltung zum Betreuten Seniorenwohnen:

⁴⁹⁵ Vgl. B28, Z. 2-3.

⁴⁹⁶ Vgl. B29, Z. 2-4.

⁴⁹⁷ Vgl. B29, Z. 4.

⁴⁹⁸ Vgl. B29, Z. 4-5.

⁴⁹⁹ Vgl. B29, Z. 7-8.

Die eigene Selbstständigkeit ist vorrangig. Deshalb nimmt sie auch nur vereinzelt an Veranstaltungen teil.

Die Angebote der Seniorenbetreuung scheinen keinen wesentlichen Punkt in Frau Königs Alltag darzustellen. Diese Einstellung bleibt über beide Interviews hinweg konstant.

Beleg 29, Frau König, Interview II

- 1 S.S.: „Wie würden Sie denn das Betreute Wohnen mittlerweile beurteilen?“
2 Frau König: „Ach, ich muss sagen, es wird viel geboten. Ich könnte also überall hin-
3 gehen. Und man hat auch schon Leute kennen gelernt und ich finde es eigentlich ganz
4 gut.. Sind alle sehr nett, sehr zuvorkommend. Ich gehe nur nicht so viel, ich bin nicht
5 so.. Ich gehe schon so Veranstaltungen und was so ist. Nur mit dem Frühstück,
6 morgens will ich meine Ruhe haben, meine Zeitung lesen, da bin ich nicht so dafür.
7 Und Mittagessen, gut, das koche ich mir ja selbst. Da gehe ich ja nirgends hin, das
8 koche ich immer noch selbst, gehe noch selbst einkaufen! Aber ansonsten, ich war
9 schon mal Kaffeetrinken, joa...“

6.3.4 Das eigene Älterwerden: „Man kann nicht ewig leben.“

Frau Königs Perspektive auf das eigene Älterwerden ist in beiden Interviews von realistischen Positionierungen geprägt. **Im ersten Interview** stellt sie dar, dass täglich das Leben enden könne.⁵⁰⁰ Nachdem ich nur verhalten reagiere, fügt sie lachend an, dass man daran als junger Mensch nicht denke.⁵⁰¹ Durch diese Fremdpositionierung meiner Person als jung und nicht darüber nachdenkend, weist sie auf unser asymmetrisches, generationales Verhältnis hin. Zudem ist denkbar, dass sie sich dadurch als erfahrener vermitteln möchte. Ich lasse mich auf die zugewiesene Position ein und frage sie, ob sie denn öfters daran denke.⁵⁰²

Frau König bejaht, betont aber, dass sie keine Ängste habe.⁵⁰³ Sie nimmt Bezug auf ihr kalendarisches Alter, vermittelt sich als einver-

⁵⁰⁰ Vgl. B30, Z.1.

⁵⁰¹ Vgl. B30, Z. 3.

⁵⁰² Vgl. B30, Z. 4.

⁵⁰³ Vgl. B30, Z. 5.

standen damit und fügt dann an, dass „man“ nicht ewig leben könne.⁵⁰⁴ Die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ schafft Abstand zu dem heiklen Thema. Sie fügt zudem noch an, dass sie auch gar nicht ewig leben wolle. Stattdessen bevorzuge sie es noch ein „bisschen fit“ zu sein, denn bettlägerig zu werden wolle ja niemand.⁵⁰⁵ Diese Verallgemeinerung könnte ein Rückgriff auf das Masternarrativ sein, das Aktivität und Fitness als erstrebenswertes Ziel im Alter in den Vordergrund stellt und Pflegebedürftigkeit als Schreckgespenst kennzeichnet. Frau König beruft sich im Anschluss erneut darauf, dass „man“ nicht ewig leben könne, worüber sie im Anschluss lacht.⁵⁰⁶ Dies lockert zum einen die Situation auf, deutet aber auch daraufhin, dass sie bemüht ist, sowohl durch das Lachen als auch durch die Verwendung des Indefinitpronomens Distanz zu schaffen. Man müsse da realistisch denken, äußert sie, auch in der Erwartung auf meinen Zuspruch.⁵⁰⁷

Frau König schwankt zwischen selbst auferlegtem Realismus und der Tendenz, vom Thema Abstand zu gewinnen. Jedenfalls ist sie um eine gefasste Haltung bemüht. Für endgültige Beruhigung in diesem Textausschnitt sorgt Frau Königs Rückgriff auf das Wissen, dass für alles gesorgt sei.⁵⁰⁸

Beleg 30, Frau König, Interview I

- 1 Frau König: „Kann jeden Tag Schluss sein..“
- 2 S.S.: „Hmh.“
- 3 Frau König: „Naja, als junger Leut denkt man da ja gar nicht dran.“ .. (lacht)
- 4 S.S.: „Denken Sie da öfters dran?“
- 5 Frau König: „Naja, manchmal denk ich schon ... aber nicht, dass ich Ängste hab. Ich
- 6 weiß, ich bin so alt und ... man kann nicht ewig leben. Das möchte ich auch gar
- 7 nicht... Also so lange ich lieber noch ein bisschen fit bin und was machen kann, aber
- 8 wenn ich nachher bettlägerig also .. das, das will ja keiner... Also dann ... man kann
- 9 keine Illusionen machen, dass man ja ewig lebt .. das geht nicht (lacht). Da muss man
- 10 schon realistisch denken, gell. Aber es ist hier für alles gesorgt und ich brauch mir
- 11 keine Sorgen machen.“

⁵⁰⁴ Vgl. B30, Z. 6.

⁵⁰⁵ Vgl. B30, Z. 6-8.

⁵⁰⁶ Vgl. B30, Z. 9.

⁵⁰⁷ „gell“, B29, Z. 10.

⁵⁰⁸ Vgl. B29, Z. 11.

Im **zweiten Interview** erzählt Frau König von der Alltagstätigkeit des Putzens, das ihr bewusst werden lasse, dass sie alt sei.⁵⁰⁹ Daraufhin frage ich sie erneut, ob sie sich dabei alt fühle. „Uralt“⁵¹⁰, entgegnet sie mir enthusiastisch, übersteigert also die Kategorisierung „alt“ und stellt mir gegenüber eine entrüstete Unterweisung an: Mit ihren 85 Jahren gehöre sie selbstverständlich zu den Uralten.⁵¹¹ Sie fährt erklärend fort, dass heute ja das Alter mit 50 Jahren anfangen und deutet damit erneut darauf, dass sie schon länger darüber ist und zugleich, dass die Kategorie „alt“ variabel ist. Frau König beschreibt knapp gefühlte Widersprüchlichkeiten bezüglich ihres subjektiven Alters, um schließlich doch darauf zurück zu kommen, dass sie ihr Alter akzeptiere.⁵¹²

Beleg 31, Frau König, Interview II

- 1 Frau König: „Beim Putzen merk ich’s halt, dass ich alt bin...“
- 2 S.S.: „Dabei fühlen Sie sich alt?“
- 3 Frau König: „Uralt! (lacht) Hören Sie mal, mit 85 gehört man nicht mehr zu den Alten,
- 4 das sind die Uralten! Heute geht doch schon mit 50 das Alter los. 50+.. Ja manchmal
- 5 denke ich, ich bin noch nicht so alt, aber manchmal merke ich es halt doch. Aber
- 6 naja, ist halt so. Ist okay.“

Später im **zweiten Interview** sprechen wir erneut über das Alter, das Lebensende und ihrem Wunsch, anonym beerdigt zu werden.

Ich frage, ob dies ein schwieriges Thema darstelle. Frau König positioniert mich dann wie im ersten Interview als jung und nicht daran denkend und nutzt dies, um mir ihren Erfahrungsvorsprung auszuführen, nämlich dass sich im Alter die Perspektive auf dieses Thema ändere.⁵¹³ Sie führt dann aus, was sie meint: Das Leben sei ihrer Meinung nach ein Geschenk und im Vergleich zur Unendlichkeit des Universums

⁵⁰⁹ Vgl. B31, Z. 1.

⁵¹⁰ Vgl. B31, Z. 3.

⁵¹¹ Vgl. B31, Z. 3-4.

⁵¹² Vgl. B31, Z. 5-6.

⁵¹³ Vgl. B32, Z. 2-3; B29.

nichts.⁵¹⁴ Frau König präsentiert mir hier ihre philosophische Grundanschauung und nutzt diese, um sich wie im ersten Interview als besonnen und überlegt zu vermitteln.

Sie kommt dann auf ihren Mann zu sprechen, wie froh sie sei, dass er zu Hause, ohne Schmerzen und im eigenen Bett gestorben sei und fügt ihre Hoffnung an, dass dies ihr vielleicht ebenso gegönnt sei.⁵¹⁵

Frau König wendet sich danach wieder implizit fremdpositionierend mir zu, nämlich dass wenn man jung sei, nicht an so etwas denke, „man“ zu gerne lebe und Träume und Wünsche habe.⁵¹⁶ Erneut stellt sie sich hier erfahrener dar, mit Abstand zu diesem früheren Lebensabschnitt. Diese Zeit ist für sie längst vergangen, jetzt hat sich ihre Perspektive verändert. Denn nun ist sie mit den Möglichkeiten zufrieden, die noch durchführbar sind, wie ihre Mobilität und Autonomie.⁵¹⁷ Die Konzentration auf die Dinge, die ihr bleiben, erzeugt ein Gefühl von Kontinuität. Als Verstärkung dieses Gefühls nimmt sie einen Vergleich vor mit unbestimmten anderen, denen es schlechter gehe.⁵¹⁸

Beleg 32, Frau König, Interview II

(Kontext: Frau König spricht von anonymer Beerdigung)

- 1 S.S.: „Hmh. Schwieriges Thema?“
2 Frau König: „Wenn Sie jung sind, ja. Da denken Sie nicht dran. Aber wenn man älter
3 ist, dann sieht man das vielleicht von einer anderen Warte. Denn das Leben ist uns ja
4 eh nur geschenkt. Was sind denn die paar Jahre gegen die ganze Unendlichkeit? Ist
5 doch gar nichts! Ich bin nur froh, dass mein Mann so schön gestorben ist, zu Hause
6 ohne Schmerzen und im eigenen Bett, das wollte er gerne und das ist ihm auch ge-
7 gönnt worden. Vielleicht ist es mir auch gegönnt. Mal gucken. Wenn man jung ist, da
8 denkt man ja nicht daran. Lebt man viel zu gerne. Da hat man dann Träume und
9 Wünsche und was weiß ich. Das ging uns genauso. Aber heutzutage.. Bin zufrieden
10 mit dem was ich habe und was ich mir noch gönnen kann. Kann ja fort gehen, wenn
11 ich will, kann Eis essen gehen, wenn ich will. Gott sei Dank, dass man noch in der
12 Lage ist. Es geht anderen viel schlechter.“

⁵¹⁴ Vgl. B32, Z. 3-4.

⁵¹⁵ Vgl. B32, Z. 5-7.

⁵¹⁶ Vgl. B32, Z. 7-9.

⁵¹⁷ Vgl. B32, Z. 10-12.

⁵¹⁸ Vgl. B32, Z. 12.

In den Textausschnitten zum Älterwerden wird klar, dass Frau König ausschließlich von der aktuellen Situation ausgeht. Sie bezieht sich nicht auf ihre Vergangenheit und es scheint, als ob sie völlig im Hier-und-Jetzt ist. Frau König präsentiert sich überwiegend als einverstanden mit dem Alter(n). Sie akzeptiert es und thematisiert keine Sorgen diesbezüglich. Es lässt sich hier eine Brücke zu Zimmermanns Ausführungen zur „Alters–Coolness“ schlagen: Dabei drehe es sich um eine Lebenskunst, die es Individuen erlaube, eine Kultur guten Lebens im hohen Alter zu kreieren. Widrigkeiten und Aufgaben, die das Alter mit sich bringe, könne dabei begegnet werden „ [...] mit entspannter Selbstbeherrschung, kontrollierter Lässigkeit, souveräner Improvisation [...]“. ⁵¹⁹ Primär gehe es um eine Souveränität gegenüber äußeren Zumutungen, wie den Reden von Belastungen und Verlusten, aber auch gegenüber inneren Problemen. Alters-Coolness beziehe sich auf eine Haltung der Gefasstheit und Distanz. ⁵²⁰ Frau Königs Äußerungen scheinen dem zu entsprechen. Dies wird auch deutlich bei ihrem Blick auf ihre Zukunft.

6.3.5 Der Blick nach vorne: „Man muss an alles denken.“

Frau Königs Erzählungen über eine mögliche Zukunft sind selten.

Sie erklärt im **ersten Interview**, dass sie ihre Zukunft in ihrer aktuellen Wohnung sehe, bis zu ihrem Tod, bis sie „auf Wiedersehen“ ⁵²¹ sage. Frau König zeigt sich entschlossen, zu Hause zu sterben. Als Grund nennt sie die beschwerliche Umzugserfahrung, aufgrund derer sie nicht noch einmal umziehen möchte. ⁵²² Dies ist insofern eine Überraschung, als sie bei den konkreten Erzählungen zum Umzug ausschließlich auf die Leichtigkeit des Umzugs verwiesen hat. ⁵²³

⁵¹⁹ Zimmermann (2013), S. 121.

⁵²⁰ Vgl. ebd. (2013), S. 121.

⁵²¹ B33, Z. 3.

⁵²² Vgl. B33, Z. 4-5.

⁵²³ Vgl. B24.

Beleg 33, Frau König, Interview I

- 1 „[...] Ich werde auch in dieser Wohnung bleiben..“ (kichert)
- 2 S.S.: „Wie meinen Sie das?“
- 3 Frau König: „Naja, bis ich eben.. auf Wiedersehen sag. (lacht) Jo, ich zieh net mehr
- 4 um. Nö! Also.. das war mir zu beschwerlich, trotzdem die Kinder alles gemacht haben
- 5 (lacht), ich war froh wie ich hier war.“

Auch im **zweiten Interview** hegt sie die Hoffnung, nicht bettlägerig zu werden und im besten Falle so zu sterben wie ihr Mann, ohne Schmerzen und im eigenen Bett.⁵²⁴ Zugleich lässt sich aber auch eine Veränderung ihrer Haltung bezüglich Zukunftsvorstellungen erkennen. Ausgelöst wird dies durch eine Freundin, die aufgrund eines Sturzes in ein Pflegeheim zur Kurzzeitpflege gekommen ist. Frau König nimmt dies als Anlass, um sich dort auch einmal umzuschauen.⁵²⁵

Als sie ihren Kindern dies erzählt, reagieren diese ablehnend, was sie in direkter Rede inszeniert, um die Bedrängnis auszudrücken.⁵²⁶ Dem begegnet Frau König kontrolliert und führt realistisch distanziert aus, dass „man“ jetzt noch nicht sagen könne, wie es weiter gehe. Sie könne auch bettlägerig werden, das wisse „man“ zum jetzigen Zeitpunkt schlichtweg nicht.⁵²⁷ Sie begegnet der starken emotionalen Reaktion ihrer Kinder gefasst und distanziert, was auch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ zeigt.

Als ich sie dann frage, ob sie oft daran denke, verneint sie und begründet dies damit, dass sie sich grundsätzlich aufgehoben fühle, natürlich auch weil ihre Kinder da seien. Direkt ist es ihr aber wichtig, anzuschließen, dass sie den Kindern nicht zur Last fallen wolle, wenn sie sehr hilfsbedürftig werde. Frau König inszeniert in direkter Rede, wie sie ihren Kindern dann in konsequenter Art und Weise verständlich machen würde, dies zu akzeptieren.⁵²⁸ Es scheint ihr wichtig zu sein, sich

⁵²⁴ Vgl. B32.

⁵²⁵ Vgl. B34, Z. 1-3.

⁵²⁶ Vgl. B33, Z. 4-5.

⁵²⁷ B34, Z. 5-7.

⁵²⁸ Vgl. B34, Z. 12.

hier autonom im Verhältnis zu den Kindern zu zeigen. Jedoch gibt sie anschließend zu, dass sie bei ihrem Mann erlebt habe, dass „es“ zu Hause etwas anderes sei.⁵²⁹ „Es“ meint das Pflegen und Sterben. Auch sie würde ein Lebensende in den eigenen vier Wänden favorisieren, weiß aber, dass sie keine Wahl hat.⁵³⁰ Sodann nimmt sie wieder ihre bekannte gefasste „coole“ Haltung ein und beteuert distanziert, dass „man“ an alle Optionen denken müsse. Um zu beweisen, dass dies nicht nur Worthülsen sind, verweist sie auf die Tatsache, dass sie für einen Pflegeheimaufenthalt schon spare. Darauf lacht sie, um die ernsthafte Atmosphäre des Gesprächs aufzulockern und ihren gefassten Umgang damit zu unterstreichen.⁵³¹

Beleg 34, Frau König, Interview II

- 1 „Ich ..habe jetzt eine Freundin, die ist im Pflegeheim, die war gestürzt und hatte sich
- 2 den Oberschenkel gebrochen, allerdings nur zur Kurzzeitpflege, ich habe mich da
- 3 auch mal umgeguckt, habe es meinen Kindern gesagt: `Ich habe mich mal umgeguckt,
- 4 wie es im Heim ist`, da haben die gesagt: `So lange du die Füße noch mit unter unse-
- 5 ren Tisch steckst, kommst du nicht ins Heim!` Mal sehen, wie es weiter geht. Kann
- 6 man ja jetzt noch nicht sagen. Ich kann ja auch bettlägerig werden oder irgend so et-
- 7 was. Das weiß man heute nicht. Wir wollen es nicht hoffen.“
- 8 S.S.: „Aber haben Sie oft Gedanken daran?“
- 9 Frau König: „Ach eigentlich nicht. Weil ich mich hier ja aufgehoben fühle, weil ja die
- 10 Kinder doch da sind. Gut, ich sage, den Kindern zur Last fallen will ich nicht. Wenn es
- 11 eben soweit ist, dass ich Totalpflege brauche, Vollpflege, dann würde ich schon sagen
- 12 `Kinder, findet euch damit ab` oder `Geht jetzt!`. Aber.. ich habe es bei meinem Mann
- 13 gesehen, der war ja auch bis zuletzt zu Hause, obwohl es beschwerlich war, aber es ist
- 14 doch etwas anderes als im Heim. Denn er war ja auch ein paar Monate im Heim, als
- 15 es gar nicht ging, aber zu Hause war es doch ganz anders. Ich war froh, dass er dann
- 16 wieder zu Hause war. Wenn man halt in seinen vier Wänden ist. Aber man muss an
- 17 alles denken. Deswegen spare ich auch schon (lacht).“

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Frau König eine besonnene Haltung zu ihrer Zukunft hegt. Sie zeigt sich sachlich und denkt verschiedene Szenarien durch. Zwischen den beiden Interviews hat ein Veränderungsprozess stattgefunden und sie schließt einen Aufenthalt in einem Pflegeheim nicht mehr aus.

⁵²⁹ Vgl. B.34, Z. 13-14.

⁵³⁰ Vgl. B34, Z. 16-17.

⁵³¹ Vgl. B34, Z. 16-17.

6.3.6 Zusammenfassung

Frau Königs Ausführungen in der Umzugserzählung lassen eine hohe Stimmigkeit und eine schlüssige Darlegung erkennen. Sie unterstreicht, dass sie die Entscheidung umzuziehen selbstbestimmt getroffen habe. Ihre große Zufriedenheit diesbezüglich kommt in beiden Interviews immer wieder zum Ausdruck. Dies liegt an mehreren Gründen: Sie kann wieder selbstständiger sein, ist durch die barrierearme Umgebung mobiler und hat ihre Kinder in der Nähe. Sie versteht sich als glücklicher und aktiver mit den sich ihr bietenden Möglichkeiten. Ihre dargestellte Identität stimmt nicht mit ihrer hergestellten Identität überein, was jedoch in diesem Fall als positiver Veränderungsprozess erlebt wird. Frau König weist in den Interviews auf Erinnerungen an ihren verstorbenen Mann hin, die in der neuen Umgebung nicht so belastend seien. Der Umzug in das neue Umfeld wird von Frau König als sehr positiv eingestuft.

Das Betreute Wohnen nimmt wenig Raum in ihren Erzählungen ein. Sie vermittelt sich zufrieden, wenngleich deutlich wird, dass sie kaum Angebote nutzt. Wichtig ist es ihr, sich autonom und unabhängig davon darzustellen. Es liegt der Schluss nahe, dass das Betreute Wohnen für sie eine untergeordnete Rolle spielt.

Frau Königs Haltung zum Älterwerden ist in den Interviews realistisch und sie zeigt sich als zufrieden und dankbar mit den Möglichkeiten, die ihr noch bleiben. Sie vermittelt sich als abgeklärt, was die restliche Zeit bis zum Lebensende betrifft. Frau Königs Äußerungen entsprechen einer distanzierten Position, die mit Zimmermanns Ausführungen zur „Alters-Coolness“⁵³² gedeutet wurden. Frau König bleibt in den Interviews bei Positionierungen des erzählenden Ich. Sie nimmt keinen Bezug zu ihrem vergangenen Ich. Auch werden kaum Ausführungen zu Verlusten und Sorgen wegen ihres Alter(n)s thematisiert. Interessanterweise deu-

⁵³² Zimmermann (2013).

tet sie in beiden Interviews auf unser asymmetrisches Verhältnis hin und vermittelt sich als erfahrener.

Ihr Lebensende imaginiert Frau König im ersten Interview noch in ihrer Wohnung. Im zweiten Interview gibt es diese Ausschließlichkeit nicht mehr. Sie macht nun deutlich, dass sie gegebenenfalls mit einer Pflege im Heim einverstanden sei, vorwiegend um die eigenen Kinder nicht zu belasten. Die anderen, wenn auch seltenen, Narrationen zur eigenen Zukunft sind unaufgeregt, gefasst und realistisch – wieder ganz im „coolen“ Modus. Sie fühlt sich versorgt und sicher.

6.4 Frau Winter

Frau Winter wurde 1937 in Frankfurt geboren. Sie ist vor ihrem Umzug ins Betreute Seniorenwohnen nur einmal als junge Frau umgezogen: In dieser Wohnung lebte sie dann über 50 Jahre mit ihrem Mann. Diese Wohnung befand sich im selben Stadtteil wie die aktuelle Seniorenwohnung. Ihr Mann ist bereits vor zehn Jahren verstorben. Frau Winter hat keine Kinder. Sie hat zwei Schwestern und eine davon lebt in unmittelbarer Nachbarschaft. Diese ist hörbehindert und Frau Winter übernimmt für sie Behördengänge oder begleitet sie zum Arzt. Außerdem besucht Frau Winter regelmäßige ihre demente Mutter in einem Pflegeheim, das sich auch im selben Stadtteil befindet. Für sie übernimmt sie auch die Reinigung der Wäsche.

Frau Winter hat eine berufliche Ausbildung zur Bürokauffrau und war ihr gesamtes Berufsleben bei einer Versicherung tätig.

Frau Winter hat sich bei mir gemeldet, nachdem ich mein Dissertationsprojekt bei einer Veranstaltung in der Begegnungsstätte vorgestellt habe und darauf hingewiesen habe, dass ich noch Teilnehmende suche. Sie ist beim ersten Interview 74 Jahre alt. Beide Interviews finden in Frau Winters Wohnzimmer statt. Die Interviewatmosphären sind von großer Offenheit geprägt, gepaart mit höchster Emotionalität. Beide Male bricht Frau Winter häufig in Tränen aus, besonders wenn sie auf ihre Mutter und deren Situation zu sprechen kommt. Dennoch prägen diese Ausbrüche nicht die Gesamtatmosphäre, sondern diese bleibt überwiegend entspannt. Interessanterweise ordnet sie mich in beiden Interviews implizit als zu dem Betreuungsdienst zugehörend ein, was de facto nicht zutrifft.

6.4.1 Zum Umzug: „... ich habe einen Strich gemacht!“

Frau Winter macht zunächst in ihrer Antwort auf die Einstiegsfrage im **ersten Interview** deutlich, dass ihr erzähltes Ich in der Entscheidungsfindung umzuziehen oder nicht, ambivalent gewesen sei.⁵³³ Sie wechselt dann in die aktuelle Situation und führt eine erste Bewertung an, dass sie froh über ihr Entschluss sei, weil sie jetzt wisse, dass ihre vorherige Wohnung saniert oder sogar abgerissen werde.⁵³⁴ Weiter macht sie dann aber deutlich, dass nachfolgender Grund als entscheidender hinzu gekommen sei: ihre demente Mutter. Frau Winter beschreibt ihr vergangenes Ich in dieser Situation als massiv überfordert und hilflos.⁵³⁵ Letztlich sei die Mutter ins Altenheim gekommen. Diese Vorkommnisse stellen für Frau Winter eine Schlüsselsituation dar und sie drückt aus, wie ihr dadurch klar geworden sei, dass sie vorsorgen und initiativ werden müsse. Vor allem die Vermeidung eines Aufenthalts in einem Altenheim galt dem erzählten Ich als Motivation für den Umzug.⁵³⁶ Da habe sich das Betreute Seniorenwohnen als passable Lösung angeboten, überwiegend um Hilfe und Rat zu erhalten.⁵³⁷ Als Frau Winter dann erklärt, dass das Finden einer barrierefreien Wohnung gar nicht so einfach gewesen sei, bricht sie in Tränen aus.⁵³⁸ Das Erzählen von dieser Zeit ruft offensichtlich belastende Erinnerungen hervor.

Nachdem sie thematisch etwas abgeschweift ist, kommt sie auf ihre Erwartungshaltung an ihre neue Umgebung zu sprechen: „Man will unabhängig sein, aber trotzdem, wenn man mal Hilfe braucht, sich holen können.“⁵³⁹ Frau Winter vermittelt ihr Bedürfnis nach Autonomie gleichermaßen wie die Erwartung, Unterstützung vom Betreuten Seniorenwohnen zu erhalten. Im Anschluss kommt sie auf ihre gegenwärtige

⁵³³ Vgl. B35, Z. 4-5.

⁵³⁴ Vgl. B35, Z. 4-7.

⁵³⁵ Vgl. B35, Z. 11-12.

⁵³⁶ Vgl. B35, Z. 13.

⁵³⁷ Vgl. B35, Z. 14-15.

⁵³⁸ Vgl. B35, Z. 16.

⁵³⁹ B35, Z. 24-25.

Situation zu sprechen, wobei sie sich als sehr belastet aus zwei Gründen zeigt: Da sei auf der einen Seite ihre hörbehinderte Schwester, die sie unterstütze und auf der anderen Seite die regelmäßige Betreuung ihrer Mutter im Altenheim. Sie nutzt diese Passage, um mir zu erklären, wie es im Altenheim so sei,⁵⁴⁰ positioniert sich hier mit Insiderwissen und unzufrieden mit den dort herrschenden Verhältnissen, was beispielsweise dazu führe, dass sie sich um die Wäsche ihrer Mutter kümmere, die dort nie richtig sauber sei.⁵⁴¹ Des Weiteren fremdpositioniert sie alte Menschen als diejenigen, die sich „ewig verkleckern“⁵⁴², weil sie nicht mehr die entsprechende Aufnahmefähigkeit besäßen. Diese Zuschreibung könnte auf ein Masternarrativ vom defizitorientiertem Alter(n) verweisen, dessen sich Frau Winter bedient und das auch Rückschlüsse auf ihre Sicht auf das Alter(n) zulässt. Jedenfalls führt sie dieses Stereotyp von alten Menschen als angewiesen und mit beschränktem Horizont als auslösenden Grund für ihr vergangenes Ich an, um tätig zu werden und umzuziehen. Veranschaulichend lässt sie das vergangene Ich sprechen: „Irgendwas musst du jetzt machen!“⁵⁴³ Sie habe dann zugegriffen und es bis jetzt nicht bereut.⁵⁴⁴ Das erzählte Ich wird erneut als aktiv dargestellt und das erzählende Ich als sehr zufrieden mit der Entscheidung.

Frau Winters erste Erzählung zum Umzug mutet in ihrer Darstellung zunächst etwas verworren an aufgrund sich wiederholender thematischer Abschweifungen. Zwei Hauptbotschaften können jedoch daraus abgeleitet werden: Erstens der zentrale Grund für ihren Umzug liegt in der aktiven Sorge um die eigene Zukunft, um Abhängigkeit so lange wie möglich zu vermeiden. Sie präsentiert das vergangene Ich als vorsorglich, initiativ und selbstbestimmt. Zweitens übermittelt das erzählende Ich eine positive Bewertung des Umzugs und stellt damit für sich und

⁵⁴⁰ Vgl. B35, Z. 26-29.

⁵⁴¹ Vgl. B35, Z. 27-29.

⁵⁴² B35, Z. 30.

⁵⁴³ B35, Z. 33.

⁵⁴⁴ Vgl. B35, Z. 34-35.

mir gegenüber die Entscheidung als plausibel dar. Dieser Textaustchnitt macht deutlich, dass Frau Winter das vergangene und aktuelle Ich konsistent darstellt hinsichtlich des Umzugs.

Beleg 35, Frau Winter, Interview I

1 S.S.: „Wenn Sie zurück denken an Ihren Umzug hierher, ist ja noch nicht so lange
2 her, was fällt Ihnen dazu ein?“
3 Frau Winter: „Ja, das ‘ne, eine Entscheidung war, wo ich aber immer hin und her ge-
4 schwankt bin. Soll ich, soll ich nicht? Heute bin ich froh, dass ich es gemacht habe,
5 weil ich jetzt nämlich weiß, dass irgend was mit der Wohnung, wo ich vorher gewohnt
6 habe, passiert. Entweder wird sie renoviert, Altbausanierung oder das ganze Gebäude
7 wird abgerissen. Und das war an sich so ein bisschen der Ausschlag. Und dann ist
8 aber noch mehr dazu gekommen. Ich habe eine Mutter, die ist jetzt, wird jetzt 95, die
9 ist ins Altersheim gekommen und da hatte sich so viel ergeben. Die konnte nicht mehr
10 alleine sein, ich mein gut, die hat Demenz, das weiß ich jetzt mittlerweile. Und aber
11 die, wissen Sie, ich bin mir so hilflos vorgekommen, ich wusste nicht mehr, was ich
12 noch machen soll mit der Frau. Und dann ist sie, jetzt ist sie im Altersheim und dann
13 habe ich mir überlegt, das möchte ich so lange wie möglich vermeiden. Also wenn es
14 gar nicht geht, okay, muss es sein, aber ich habe halt mir erhofft, dass wenn ich Rat
15 brauche, dass ich mir das hier holen kann. Und dass das barriere-, mir kommen die
16 Tränen schon wieder, das barrierefreie Wohnen, jetzt hatte ich natürlich erstmal die
17 Schwierigkeiten, da hatte ich vorher gar nicht dran gedacht, dass ich nicht einfach in
18 eine barrierefreie Wohnung komme, das liegt am Verdienst. (Ausschweifung)
19 Man will unabhängig sein, aber trotzdem, wenn man mal Hilfe braucht, sich holen
20 können. Und das erwarte ich von hier. Jetzt habe ich natürlich noch viele Schwierig-
21 keiten, ich habe noch eine Schwester die gehörlos ist und einen Schwager, die sind
22 jetzt mittlerweile, das hat sich aber dann erst ergeben, sind jetzt hier rüber gezogen,
23 dass ich denen mehr Hilfe geben kann. Ich denke also nicht nur an mich, ich denke
24 auch an die. Dann habe ich halt noch meine Mutter, die ist zwar im Altersheim, aber
25 ohne, ich würde sagen Hilfe, geht es auch net. Also jemand, der niemand hat, ist es
26 schlimm, ist es schwer.. Nämlich auch im Altersheim läuft nicht immer alles so rei-
27 bungslos ab, wie man es gerne hätte. Ich sehe das. Ich mache meiner Mutter ihre gan-
28 ze Wäsche, weil ich gesehen habe, entweder fehlt dauernd was oder sie ist mir nicht
29 sauber genug, vielleicht bin ich auch zu pinkelig, ich weiß es nicht, an was es liegt. Es
30 geht ja da drum, dass alte Menschen sich viel verkleckern, ewig verkleckern würde ich
31 bald sagen, dass die gar net mehr die Aufnahme haben aufzupassen, bis die das mer-
32 ken, ist meist schon passiert. Und ja, da bin ich halt, da habe ich an mich gedacht
33 und dann habe ich gedacht: ‘Irgendwas musst du jetzt machen!’ Und dann hat sich
34 das hier gut ergeben. Und dann habe ich auch zugegriffen und hab’s jetzt bis jetzt
35 nicht bereut.“

An anderer Stelle im **ersten Interview** spreche ich Frau Winter auf das Aussortieren für den Umzug an. „Ich habe einen Strich gemacht“⁵⁴⁵, gibt Frau Winter erklärend preis. Um diesem Statement Nachdruck zu verleihen, wiederholt sie dieses noch drei Mal.⁵⁴⁶ Sie erklärt, dass sie nur

⁵⁴⁵ B36, Z. 2.

⁵⁴⁶ Vgl. B36, Z. 2, 3, 10.

ihr noch nicht sehr altes Schlafzimmer mitgenommen habe und den Rest „einfach“⁵⁴⁷ aussortiert habe. Einzig ein Nähsschränkchen im Wohnzimmer sei alt. Erst im zweiten Interview erfahre ich, weshalb sie sich unter keinen Umständen von dem Nähsschränkchen trennen wollte: Es hat symbolischen Wert, denn es ist ein Möbelstück der Mutter und hat Erinnerungswert.⁵⁴⁸

Frau Winter stellt den Aussortierprozess als leicht dar und positioniert ihr vergangenes Ich als flexibel. Sie fügt erklärend an, dass sie nicht wie andere „ältere Leute“⁵⁴⁹ an ihren Dingen gehangen habe und nutzt, um ihre Darstellung zu verlebendigen, die direkte Rede und ahmt diese Leute nach. So wird in dieser abwertenden Fremdpositionierung von älteren Menschen als unflexibel und starr, die sich auch als ein Rückgriff auf ein negatives Masternarrativ denken ließe, ihr Selbstverständnis noch stärker in einen Kontrast gesetzt: Von diesen älteren Menschen möchte sie sich abgrenzen.

Beleg 36, Interview I, Frau Winter

- 1 S.S.: „Wie war denn das Aussortieren?“
- 2 Frau Winter: (seufzt) „Ich will jetzt mal was sagen: ich habe einen Strich gemacht. Ich
- 3 habe einfach einen Strich gemacht. Das einzige, was ich mitgenommen habe, das war
- 4 ansich mein Schlafzimmer. Aber das hatte ich noch nicht so lange gekauft. Das war
- 5 das einzige, wo ich mitgenommen habe. Das andere habe ich einfach alles aussor-
- 6 tiert.“
- 7 S.S.: „Alles neu hier?“
- 8 Frau Winter: „Alles neu. Und die Küche neu. Alles. Das Einzige, was hier alt ist, ist da
- 9 hinten mein Nähsschränkchen in der Ecke. Das ist das einzige, was ich mitgenommen
- 10 habe. Ich habe einfach einen Strich gemacht. Ich mein, ich suche heute ab und zu
- 11 mal was, auch sowas was in der Schränke war. Aber das ist mir alles egal. Es ist, ich
- 12 habe einfach ein Strich gemacht. Ich habe nicht so gehangen, wie so mancher ältere
- 13 Leute: `Ach da muss ich das mitnehmen und das mitnehmen.` Das habe ich net.“

Im **zweiten Interview** kommt Frau Winter wie im Jahr zuvor zu dem Resümee, dass sie ihren Umzug bisher „noch keinen Tag“⁵⁵⁰ bereut habe. Sie kehrt dies sogar ins Gegenteil, sie freue sich immer wieder darüber und präsentiert sich damit als überaus zufrieden und glücklich

⁵⁴⁷ B36, Z. 5.

⁵⁴⁸ Vgl. Kap. 7.2.2.

⁵⁴⁹ B36, Z. 12-13.

⁵⁵⁰ B37, Z. 4.

über den Umzug.⁵⁵¹ Sie erzählt, dass sie sich wohl fühle in der Umgebung und dass sie schon einige Kontakte habe. Zudem schreibt sie dem Umzug einen weiteren positiven Effekt zu: Sie sei ruhiger geworden.⁵⁵² Sie untermauert ihre Einschätzung, indem sie Freunde zu Wort kommen lässt in ihrer Erzählung, die Frau Winter als nicht mehr hektisch wahrnehmen.⁵⁵³ Als einen Grund nennt sie die Seniorenbetreuung und zählt mich auch zu dieser.⁵⁵⁴

Frau Winter stellt einen Veränderungsprozess dar, beschreibt eine aktuelle Selbstpositionierung als abweichend von ihrem vergangenen Ich. Damit wird eine Unstimmigkeit zwischen her- und dargestellter narrativer Identität aufgeblättert, die Frau Winter bejaht.

Beleg 37, Frau Winter, Interview II

- 1 S.S.: „Wissen Sie, es ist tatsächlich jetzt schon ein Jahr her, dass wir uns das letzte
2 Mal getroffen haben. Ich würde Sie als erstes fragen, wie es Ihnen seitdem so ergangen
3 ist?“
4 Frau Winter: „Gut! Kann nur sagen, gut!...Ich bin zufrieden. Habe es noch keinen Tag
5 bereut, dass ich es gemacht habe. Im Gegenteil: ich freue mich immer wieder. Ich weiß
6 nicht, dass ist kein Fremdsein hier, mittlerweile kenne ich auch schon verschiedene
7 Leute. Ich meine, wir tun nicht stundenlang auf der Straße schwatzen, aber man
8 grüßt sich, spricht ein paar Worte, geht weiter. Ich bin auch, bilde mir ein, ruhiger
9 geworden. Ich denke dann auch, meine Freunde sagen dann nicht mehr: `Sei nicht so
10 hektisch!` Das hat aber auch mit euch da vorne zu tun, das hat mir schon viel gehol-
11 fen.“

Auch am Ende des **zweiten Interviews** blickt Frau Winter noch einmal zurück auf ihren Umzug. Interessanterweise stellt sie hierbei ihr vergangenes Ich beim Entscheidungsprozess die Wohnung zu nehmen als entschieden dar.⁵⁵⁵ Dies weicht vom ersten Interview ab, wo sie das erzählte Ich als ambivalent beschrieb.⁵⁵⁶ Sie fährt fort und erzählt, wie sie in ihrer noch unbezogenen Wohnung stand und sich plötzlich für die

⁵⁵¹ Vgl. B37, Z.4-5.

⁵⁵² Vgl. B37, Z. 8-9.

⁵⁵³ Vgl. B37, Z. 9-10.

⁵⁵⁴ Vgl. B37, Z. 10-11.

⁵⁵⁵ Vgl. B38, Z.1.

⁵⁵⁶ Vgl. B35.

Neueinrichtung ihres Wohnzimmers entschieden habe.⁵⁵⁷ Sie lässt offen, welche Gründe zu dem plötzlichen Geisteswandel geführt haben. Wichtiger ist es für sie, auf die Wirkung in der Gegenwart zu weisen: Sie zeigt sich zufrieden und betont, dass sie nichts nachweine.⁵⁵⁸

Beleg 38, Frau Winter, Interview II

- 1 „Ich habe keine Minute gezögert, die Wohnung zu nehmen. Und dann waren wir auf
- 2 der Baustelle und haben ausgemessen. Ich wollte ja erst den Wohnzimmerschrank
- 3 mitnehmen. Und dann habe ich mich umentschieden, dass das Wohnzimmer neu ein-
- 4 gerichtet wird. Ja. Ich fühle mich wohl, ich weine nichts nach, nichts.“

6.4.2 Zur aktuellen Situation: „Ich fühle mich wohl.“

Durch beide Interviews ziehen sich überwiegend positive Positionierungen hinsichtlich der aktuellen Situation. Im **ersten Interview** vermittelt sich Frau Winter als zufrieden, vor allem weil sie auf die Seniorenbetreuung bauen könne.⁵⁵⁹ Ferner werde ihre Zufriedenheit dadurch bestärkt, dass sie weitere soziale Kontakte in der Nähe habe. Sie führt weiter aus, dass sie sich in vager Zukunft noch mehr anschließen wolle und bezieht sich vermutlich auf Aktionen der Seniorenbetreuung.⁵⁶⁰ Dies weist daraufhin, dass sie momentan dort noch nicht so involviert ist. Sie nutzt den Moment, um mir eine weitere Begründung für ihre glückliche Haltung zu liefern: Sie sei generell ein zufriedener Mensch.⁵⁶¹ Sie erweitert diese Eigencharakterisierung und bezeichnet sich als „Stehaufmännchen“⁵⁶². Sie erklärt mir, dass sie sich in traurigen Momenten selbst zur Ordnung rufe, bisweilen auch vor einem Spiegel.⁵⁶³ Diese Selbstpositionierung des erzählenden Ich scheint der Vermittlung von Beständigkeit zu dienen. Die Darstellung dieses Charakterzugs soll

⁵⁵⁷ Vgl. B38, Z. 3-4.

⁵⁵⁸ Vgl. B38, Z. 4.

⁵⁵⁹ Vgl. B38, Z. 3-4.

⁵⁶⁰ Vgl. B38, Z. 5-7.

⁵⁶¹ Vgl. B38, Z. 11.

⁵⁶² B38, Z. 12.

⁵⁶³ Vgl. B38, Z. 14.

vermutlich weiter auf die Kompetenz deuten, sich selbstständig aus Tiefpunkten zu befreien. Frau Winter möchte als Person mit einem hohen Maß an Handlungsfähigkeit verstanden werden. All dies erweitert sie noch um folgende Botschaft: „Das bringt ja alles nix, wenn man den Kopf hängen lässt.“⁵⁶⁴ Es klingt, als ob Frau Winter mir ihr Resultat aus lebensgeschichtlichen Erfahrungen mitteilen möchte und sich dadurch implizit als Ratschlag gebende Expertin präsentiert.

Beleg 39, Frau Winter, Interview I

- 1 S.S.: „Ich frage mich jetzt noch, Sie wohnen ja noch gar nicht so lange hier. Wie geht
2 es Ihnen damit?“
3 Frau Winter: „Gut. Ich fühle mich wohl. Ich weiß, ich kann da vor bei euch kommen,
4 wenn ich was habe. Ich kann da mal reden oder mal besprechen. Ich habe meine
5 Freundinnen hier wohnen, da kann ich reden wenn ich will. Ich will ja irgendwann,
6 ich denk ja bisschen mehr Zeit, ich wollte mich ja auch mit ein bisschen was anschlie-
7 ßen, dass ich was auch hier mache. Ich mein, ich kenn schon viele Leute hier, man
8 sieht sich dann und man grüßt sich und man spricht auch mal ein paar Worte zu-
9 sammen. Und ich fühle mich wohl. War ich ja schon bei euch, Fasching war ich da.
10 Ich wollte da auch mitfahren mit dem Schiff, aber das klappt net, da fahre ich wieder
11 mit anderen Freunden. An sich so, bin ich zufrieden. Ich bin kein unzufriedener
12 Mensch. Ich bin vor allen Dingen ein Stehaufmännchen. Also wenn ich mal niederge-
13 schlagen bin, ich bin kein Mensch, der wo dann da lang, ich tu mich dann selbst zur
14 Ordnung rufen. Ich stelle mich sogar vorn Spiegel und rufe mich zur Ordnung. (lacht)
15 Das bringt ja alles nix, wenn man den Kopf hängen lässt.“

Etwas später im **ersten Interview** erläutert sie erneut, dass sie sich in ihrer neuen Umgebung und insbesondere in ihrer Wohnung sehr wohl fühle.⁵⁶⁵ Dabei stellt sie sich als höchst eigeninitiativ dar und beschreibt ihren aktiven Anteil, der dazu beigetragen habe, dass sie gern nach Hause gehe, denn sie habe es sich gemütlich gemacht.⁵⁶⁶ Des Weiteren führt sie aus, dass sie es genieße, zu Hause selbstbestimmt handeln zu können, ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf andere und dort alleine entspannen könne.⁵⁶⁷

⁵⁶⁴ B39, Z. 15.

⁵⁶⁵ Vgl. B40, Z. 6-7.

⁵⁶⁶ Vgl. B40, Z. 8.

⁵⁶⁷ Vgl. B40, Z. 4-6.

Beleg 40, Frau Winter, Interview I

1 „Ich bin viel unterwegs. Ich bin also ein Mensch, der net daheim stundenlang sich
2 hinsetzt. Wenn ich dann mal nix vorhab, dann finde ich was. Aber das zu Hause da
3 will ich für mich sein. Das ist, ich lade auch mal Freunde ein, aber im Großen und
4 Ganzen ist das zu Hause, das ist für mich, jetzt kann ich mal alleine, kann ich meine
5 Seele mal so richtig baumeln lassen, kann denken und machen, was ich will. Brauch
6 niemand Rücksicht, brauche niemanden zu fragen. Das ist mein zu Hause. Ich gehe
7 gerne heim. Ich muss mich natürlich in meinem Heim wohlfühlen. Das ist natürlich
8 das A und O. Ja. Und ich denke, ich habe mir das so gemütlich gemacht, dass ich
9 mich wohlfühle.“ (lacht)

Auch im **zweiten Interview** dominieren Frau Winters Aussagen zu ihrer anhaltenden Zufriedenheit im neuen Umfeld.⁵⁶⁸ Obwohl sie sich nach wie vor als belastet und nervlich angestrengt darstellt, aufgrund der Situation mit ihrer behinderten Schwester und sie auch in den Interviews immer wieder weint, positioniert sie sich, wie bereits an anderer Textstelle gesehen, als ruhiger.⁵⁶⁹ Sie stellt einen positiven Veränderungsprozess dar, indem die gegenwärtige Positionierung von der vergangenen abweicht. Darüber hinaus macht sie hier nicht nur das Angebot der Betreuung verantwortlich, sondern auch die Umgebung sowie das trostspendende Gefühl, dass sie doch nicht alleine sei.⁵⁷⁰ Damit weist sie dem Leben in der Wohnanlage mit gemeinschaftlicher Ausrichtung einen wichtigen Stellenwert für sich zu. Dies ist gerade für Frau Winter essentiell, da sie keine Kinder hat.

Beleg 41, Frau Winter, Interview II

(Kontext: Erzählung von Belastungen mit Schwester)

1 „[...] Ich bin halt auch ein Nervenbündel. Das merken Sie ja jetzt schon. Das ist
2 furchtbar. Mir ist das so peinlich immer. Immer kommen mir die Tränen! Trotzdem
3 wohne ich gerne hier, finde, dass ich hier ruhiger bin als früher.“
4 S.S. „Wie kommt das?“
5 Frau Winter: „Die Umgebung. Vielleicht auch ein bisschen das Gefühl `du bist doch
6 nicht alleine`.“

⁵⁶⁸ Vgl. B41.

⁵⁶⁹ Vgl. B41, Z. 3; B 36.

⁵⁷⁰ Vgl. B41, Z. 5-6.

6.4.3 Das Betreute Seniorenwohnen: „Wenn du sie brauchst, sind sie da.“

Bereits zu Beginn des **ersten Interviews** drückt Frau Winter aus, dass sie konkrete Erwartungen an den Einzug ins Betreute Wohnen hegt wie Hilfe und Unterstützung, positioniert sich jedoch zugleich auch als Autonomie liebend.⁵⁷¹

Im Verlauf des Interviews kommt noch stärker zum Ausdruck, dass der Umzug Vorsorgecharakter hat, denn sie hat keine Kinder auf die sie zurück greifen kann.⁵⁷² Sie positioniert sich als alleine und in unbestimmter Zeit eventuell einmal auf Unterstützung angewiesen. Da geben ihr das Umfeld und die Angebote der Betreuung Sicherheit.⁵⁷³ Besonders die Erfahrung mit ihrer dementen Mutter, die schließlich ins Pflegeheim musste, beschreibt Frau Winter immer wieder als große Herausforderung und schließlich als ausschlaggebend, um ins Betreute Wohnen zu ziehen.⁵⁷⁴

Beleg 42, Frau Winter, Interview I

- 1 S.S.: „Sagen Sie, Sie haben vorhin gesagt, Ihnen war es so wichtig, ins Betreute Woh-
2 nen zu gehen. Was war so wichtig?“
3 Frau Winter: „Dass ich mal wohin gehe, dass ich mich mal...man hat ja vielleicht was,
4 ich komme da nicht zurecht, ich kann da mal fragen. Das war für mich wichtig. Dass
5 ich net erst jemanden suchen muss, der mir da helfen kann. Dass ich, ihr könnt mir
6 vielleicht einen Rat geben, was ich machen kann. Das war für mich wichtig.“ (lange
7 Pause) Ist natürlich stärker geworden wegen meiner Mutter. Ich habe ja niemanden
8 sonst.“

Auch ein Jahr später, im **zweiten Interview**, schreibt Frau Winter es der Betreuung zu, dass bei ihr ein Veränderungsprozess vonstattengegangen sei.⁵⁷⁵ Des Weiteren stellt Frau Winter dar, dass die Seniorenbetreuung ihren Erwartungen entspreche. Die Betreuung sei da, wenn sie gebraucht werde, aber sie fühle sich nicht bevormundet, was ihr wichtig

⁵⁷¹ Vgl. B35.

⁵⁷² Vgl. B42, Z. 7-8.

⁵⁷³ Vgl. B42, Z. 3-5.

⁵⁷⁴ Vgl. B42, Z. 6-8.

⁵⁷⁵ Vgl. B37.

zu sein scheint. Sie macht deutlich, dass sie initiativ handeln müsse, um von der Betreuung Hilfe zu erhalten, wozu sie sich in der Lage sieht.⁵⁷⁶ Sie setzt zu einer Bewertung der Veranstaltungen an, führt dies aber nicht weiter aus, sondern schwenkt stattdessen um, um mir zu vermitteln, dass sie nicht auf viele gehe. Sie habe noch andere Hobbies.⁵⁷⁷ Frau Winter scheint es wichtig zu sein, mir mitzuteilen, dass sie nicht auf die Veranstaltungen der Betreuung angewiesen ist und präsentiert sich als aktiv und mit anderen Freizeitmöglichkeiten beschäftigt.

Nichtsdestotrotz nimmt das Betreute Seniorenwohnen einen zentralen Stellenwert in Frau Winters Narrationen ein, wie bereits im Jahr zuvor. Sie zeigt sich zufrieden mit den Angeboten und Leistungen. Von größter Bedeutung ist jedoch die Rolle, die sie der Betreuung zuschreibt im Falle der Hilflosigkeit. Das Wissen um Unterstützung in Notsituationen stiftet Beruhigung und Sicherheit.

Beleg 43, Frau Winter, Interview II

1 S.S.: „Wie ist es mit der Betreuung für Sie? Ist das so, wie Sie sich´s vorgestellt ha-
2 ben?“

3 Frau Winter: „Ja. Wenn du sie brauchst, sind sie da, aber sind nicht so, dass sie stän-
4 dig fragen und machen und tun. Das ist, dass ich sozusagen bevormundet werde. Ich
5 muss drauf losgehen und mein Wunsch vortragen. Wenn sie ihn mir erfüllen können,
6 ist gut. Aber es ist schon so, wie ich es mir gedacht habe. Ich finde auch die Veran-
7 staltung, ich gehe nicht auf alle, gehe auch nicht viel, ich habe noch nebenher, dass
8 ich noch schwimmen gehe und wandern gehe und alles.“

⁵⁷⁶ Vgl. B43, Z. 4-5.

⁵⁷⁷ Vgl. B43, Z. 7-8.

6.4.4 Das eigene Älterwerden: „... so lange ich fit bin.“

Frau Winters Narrationen zum eigenen Älterwerden und die damit einhergehenden Positionierungen tendieren in beiden Interviews in eine eindeutige Richtung: So lange sie gesund ist, bereitet ihr das Älterwerden keine Sorgen, macht sie im **ersten Interview** deutlich.⁵⁷⁸ Diese Haltung negiert jegliche Veränderungen auf der körperlichen und geistigen Ebene im Alterungsprozess. Sodann äußert sie auch passend dazu, dass sie Angst vor Krankheiten habe und auch Gedanken ans Altenheim seien schrecklich. Sie erläutert ihren Umgang mit derartigen Gedanken: verdrängen.⁵⁷⁹

Das erzählende Ich nimmt eine klare, aber widersprüchliche Position zum eigenen Älterwerden ein, das so lange akzeptiert wird als keine Veränderungen zu spüren sind. Eine tatsächliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Älterwerden findet nicht statt. Ein positiver Horizont kann nicht entdeckt werden. Stattdessen möchte Frau Winter in der bisherigen Verfassung bleiben, denn nur so sei es akzeptabel.

Beleg 44, Frau Winter, Interview I

1 S.S.: „Wie ist denn das für Sie das Thema Altwerden?“

2 Frau Winter: „Ich will mal sagen, so habe ich mit Altwerden keine Schwierigkeiten, so
3 lange ich fit bin. Vor Krankheit habe ich natürlich Angst. Das gebe ich zu. Oder wenn
4 ich es so sehe, grad wenn ich jetzt ins Altersheim komme, wenn ich das so sehe, das
5 ist schon entsetzlich der Gedanke. Aber den schiebe ich weg. Versuche ich nicht...“

Im **zweiten Interview** frage ich Frau Winter direkt, wie es ihr mit dem Älterwerden so gehe. Zunächst erläutert sie, dass dies kein Problem für sie darstelle und vermittelt sich damit als einverstanden.⁵⁸⁰ Im Weiteren wird jedoch klar, wie diese Haltung zustande kommt: Der Vergleich mit anderen hilft ihr dabei.⁵⁸¹ Frau Winter erzählt, wie sie beispielsweise

⁵⁷⁸ Vgl. B44, Z. 2-3.

⁵⁷⁹ Vgl. B44, Z. 3-5.

⁵⁸⁰ Vgl. B45, Z. 2

⁵⁸¹ Vgl. B45, Z. 2-3.

froh sei, wenn sie merke, dass es einer Frau in ihrem Alter schlechter gehe: „Da tue ich mich auch dran hochziehen.“⁵⁸² Der Vergleich mit anderen führt bei ihr zu einer Aufwertung. Weiter führt sie veranschaulichend Andere in ihrem Alter an, die ihr Alter geheim hielten, was sie nicht verstehen könne. Sie habe damit kein Problem, beteuert Frau Winter. Sie führt aus, dass sie auch zufrieden sein müsse, schließlich habe sie keine größeren Krankheiten, nur „Altersbedingtes“⁵⁸³ – was sie damit exakt meint, bleibt offen. Nun folgt eine humorvolle, populäre Äußerung, die bekräftigen soll, dass sie mit einem gewissen Maß an Einschränkungen im Alter einverstanden ist: „Stehst du morgens auf und es tut dir nichts weh, dann lebst du nicht mehr.“⁵⁸⁴

Frau Winter präsentiert sich in dieser Passage als zufrieden und einverstanden mit ihrem Alter, gerade durch den Vergleich mit anderen. Es wird jedoch offenbar, dass diese Zufriedenheit höchst abhängig von ihrer Gesundheit ist. Dies scheint sie auch zu ahnen, denn sie fragt sich durchaus, was passiere, wenn sie nicht mehr so fit sei.⁵⁸⁵ Sie beruhigt sich umgehend damit, dass sie die Gene ihrer Mutter habe, die lange fit gewesen sei und die mit 90 immer noch gut aussehe.⁵⁸⁶

Beleg 45, Frau Winter, Interview II

- 1 S.S.: „Wie geht’s Ihnen denn sonst so, mit dem Älterwerden?“
- 2 Frau Winter: „Da habe ich kein Problem. Das nehm ich auf mich. Und ich freue mich,
- 3 wenn ich Leute sehe und dass es mir so gut geht. Wenn ich merke, dass eine Frau in
- 4 meinem Alter ist und der geht’s schlechter, bin ich froh, dass es mir so gutgeht. Da
- 5 tue ich mich auch dran hochziehen. Ich habe in meinem Bekanntenkreis eine Frau,
- 6 die kann nicht alt werden. Die ist zwei Jahre älter wie ich, die verrät nie ihr Alter. Ich
- 7 habe kein Problem damit. Ich muss auch zufrieden sein. Das wäre auch ungerecht.
- 8 Ich habe keine große Krankheit, nur Altersbedingtes. Dann erinnere ich mich immer
- 9 an den Spruch: "Stehst du morgens auf und es tut dir nichts weh, dann lebst du nicht
- 10 mehr." (lacht) Da komme ich gut zurecht mit. Das Einzige, was, wenn nicht mehr?
- 11 Das beschäftigt mich. Ich denke, dass ich trotzdem die Gene meiner Mutter habe, die
- 12 war lange fit, noch mit 90. Die sieht selbst heute für ihr Alter noch gut aus.“

⁵⁸² Vgl. B45, Z. 4-5.

⁵⁸³ B45, Z. 8.

⁵⁸⁴ B45, Z. 9-10.

⁵⁸⁵ Vgl. B45, Z. 10.

⁵⁸⁶ Vgl. B45, Z. 11-12.

So kann festgehalten werden, dass Frau Winters Haltung zum eigenen Alter(n) überwiegend von vermeidenden Positionierungen geprägt ist und ihr Blick darauf einseitig: Das Älterwerden ist für sie so lange akzeptabel, wie sie keine Einbußen verzeichnen kann. Sie orientiert sich an der Aufrechterhaltung des momentanen, guten Zustands und Befindens. Die Vorstellung von etwaigen Einschränkungen stellt für sie eine Katastrophe dar. Ihre Äußerungen verraten über beide Interviews hinweg eine defizitorientierte Grundhaltung hinsichtlich des Alter(n)s. Dafür sprechen auch die von ihr angewandten Masternarrative, die ältere Menschen negativ darstellen.⁵⁸⁷ Ihre Versuche, sich mit dem Alter(n) abzufinden, wiegen deutlich geringer als ihre Abwehr und Angst. Mögliche positive Aspekte, wie die Chance auf Weiterentwicklung und Reife werden von Frau Winter nicht angedacht.

⁵⁸⁷ Vgl. B35, B36.

6.4.5 Der Blick nach vorne: „Ich habe ja niemanden.“

Frau Winters Blick auf die Zukunft ist sorgenvoll in Anbetracht der Tatsache, dass sie niemanden außer ihrem Neffen habe, wie sie im **ersten Interview** erläutert.⁵⁸⁸ Von dem wiederum erwarte sie nicht viel, denn sie sei nur die Tante und schließlich könne „man“ nicht erwarten, dass jemand sich um die Tante kümmere, meint Frau Winter. Die Benutzung des Indefinitpronomens „man“ zeigt, dass sie von der angesprochenen Erwartung Distanz nehmen möchte.⁵⁸⁹ Die Betreuung älterer Menschen sei „eine Aufgabe“⁵⁹⁰, was Frau Winter betont, vermutlich aufgrund der eigenen Erfahrungen mit ihrer dementen Mutter. Falls kein Weg am Altenheim mehr vorbei führe, sollen Frau Winters Neffe und dessen Frau sie dort unterbringen. Dies habe sie ihnen schon gesagt, erklärt Frau Winter entschlossen, gibt zugleich aber zu, dass sie dies noch schriftlich festhalten müsse. Sie nimmt eine vermeidende Position ein und erklärt, dass sie sich davor drücke.⁵⁹¹ Das kenne sie gar nicht an sich, gibt Frau Winter weiter zu und zeigt sich hier irritiert über ihr Verhalten.⁵⁹²

Ich frage sie, ob dieses Verhalten mit dem Thema zusammen hänge. Frau Winter mutmaßt daraufhin, dass es mit dem Aspekt der Endgültigkeit zu tun haben könnte, möchte aber weiter darüber nicht sinnieren, sondern erklärt, dass sie es schlichtweg wegschiebe.⁵⁹³

Das erzählende Ich schwankt zwischen einem rationalen Blick auf die etwaige Möglichkeit, in einem Heim untergebracht zu werden und einer Vermeidung der wirklichen Auseinandersetzung damit, wofür die Abwehr jeglicher schriftlichen Fixierung spricht.

⁵⁸⁸ Vgl. B46, Z. 1.

⁵⁸⁹ Vgl. B46, Z. 3.

⁵⁹⁰ B46, Z. 5.

⁵⁹¹ Vgl. B46, Z. 7-8.

⁵⁹² Vgl. B46, Z. 10.

⁵⁹³ Vgl. B46, Z. 14.

Beleg 46, Frau Winter, Interview I

1 „[...] Ich habe ja niemanden. Gut, ich habe meinen Neffen. Aber wie schon gesagt, da
2 erwarte ich nicht so viel. Das tut mir leid, dass es so ist, aber ich bin ja auch nur die
3 Tante. Ich bin ja froh, wenn er sich um seine Eltern kümmert. Kann man auch net er-
4 warten.. verlangen von jemanden, dass er noch die Tante und so dazu zieht. Es ist
5 eine Aufgabe, sich um ältere Leute zu bemühen und sie zu betreuen. Und ich hoffe,
6 das Einzige, was ich zum Neffen seiner Frau gesagt habe: `Wenn es gar nicht mehr
7 geht, tut mich ins Altersheim.` Aber das muss ich alles noch schriftlich machen. Das
8 ist auch sowas, wo ich mich davor drücke dauernd. Net, dass ich das net machen will.
9 Aber das Ausfüllen. (lacht) Da merke ich halt ab und zu, dass dies.. Früher habe ich
10 das, heute tue ich das rausschieben. Das kenn ich an mir gar nicht.“
11 S.S.: „Hängt das vielleicht auch mit dem Thema zusammen?“
12 Frau Winter: „Das kann natürlich auch noch sein. Weil sonst mache ich ja auch noch
13 alles. Aber das schiebe ich immer immer ein bisschen...Ob es das Endgültige ist oder
14 was es ist. Ich weiß es nicht. Ich tue es einfach weg schieben.“

Im **ersten Interview** frage ich sie auch, welche Hoffnungen sie an die Zukunft habe.⁵⁹⁴ Interessanterweise verknüpft Frau Winter die Zukunft mit dem Sterben und geht nicht auf denkbare ausstehende Pläne wie Reisen oder anderes ein. Sie hoffe, irgendwo einzuschlafen, antwortet Frau Winter.⁵⁹⁵

Als ich sie daraufhin frage, wie präsent solche Gedanken seien, antwortet sie mir, dass sie in der neuen Wohnung mehr darüber nachdenke als vorher.⁵⁹⁶ Als ich sie nach einer Erklärung frage, vermutet Frau Winter, dass es mit den älteren Menschen vor Ort zu tun habe.⁵⁹⁷ Sie stellt einen Bedeutungszusammenhang zwischen der neuen Umgebung und vermehrten Gedanken über ihre Endlichkeit her.

Auch hier gibt sie zu, dass sie dieses Thema verdränge.⁵⁹⁸ Falls die Gedanken dennoch auftauchen, helfe ihr das Fokussieren auf ihren momentanen guten Gesundheitszustand. Sodann fügt sie im Anschluss ihr Lebensmotto an, welches ihr vermutlich endgültige Beruhigung beschert: Ihr Leben sei seit der Geburt vorbestimmt.⁵⁹⁹ Dieser schicksals-

⁵⁹⁴ Vgl. B47, Z. 1-2.

⁵⁹⁵ Vgl. B47, Z. 3.

⁵⁹⁶ Vgl. B47, Z. 6-7.

⁵⁹⁷ Vgl. B47, Z. 9-11.

⁵⁹⁸ Vgl. B47, Z. 13.

⁵⁹⁹ Vgl. B47, Z. 15.

gläubige Ansatz wiederum führt bei Frau Winter dazu, sich nur als beschränkt handlungsmächtig zu sehen, denn schließlich kommt alles so, wie es vorbestimmt sei. Das Rekurren auf dieses Lebensmotto verhilft vermutlich zu einem Gefühl von Kohärenz, welches ihr Sicherheit gibt.

Beleg 47, Frau Winter, Interview I

- 1 S.S.: „Wenn Sie jetzt so an Ihre Zukunft denken.. Was erhoffen Sie sich denn, was er-
2 träumen Sie?“
3 Frau Winter: „Ja, der werden aber viele von träumen. Irgendwo einzuschlafen.“ (ki-
4 chert) Irgendwo einzuschlafen. Sterben müssen wir alle...“
5 S.S.: „Wie präsent ist das denn?“
6 Frau Winter: „Och an sich, da denke ich heute mehr drüber nach als früher. Seit ich
7 hier wohne..“
8 S.S. Ah?
9 Frau Winter: „Ich glaube, das hat was mit hier, mit den Menschen zu tun. Obwohl ich
10 ja nicht nur bei älteren Menschen hier wohne. Obwohl hier im Haus, sind alles ältere
11 Menschen. Aber ich glaube, dass das damit zu tun hat. Ich weiß es nicht 100%. Aber
12 ich denke heute mehr über's Sterben nach, wie ich die ganzen Jahre drüber nachge-
13 dacht habe. Aber wird weggeschoben. Nicht, dass ich da jetzt dauernd dran denke. Es
14 kommt einmal hier, da sage ich mir wieder, mir geht's gut, aus. Ich lebe ja nach dem
15 Motto: ich bin auf die Welt gekommen und da war mein Leben vorgeschrieben. Und da
16 geht nix dann vorweg. Da kann ich machen, was ich will. Das läuft so ab wie das vor-
17 geschrieben ist.“

Auch ein Jahr später hat Frau Winter noch keine schriftliche Vorsorge formuliert. Sie wolle sich damit nicht beschäftigen, erklärt sie eindringlich im **zweiten Interview** und positioniert sich eindeutig ablehnend.⁶⁰⁰ Auf der anderen Seite empfindet sie sich als belastet, denn sie werde nachts wach und müsse darüber nachdenken. Darüber hinaus geht sie mit sich selber ins Gericht und empfindet es gegenüber E., der Frau ihres Neffens, als ungerecht, diese in Unklarheit zu lassen.⁶⁰¹ Frau Winters Schwanken zwischen der Auseinandersetzung mit einer möglichen, eingeschränkten Zukunft und das Abwenden davon werden hier erneut sehr deutlich.

⁶⁰⁰ Vgl. B48, Z.4.

⁶⁰¹ Vgl. B48, Z. 6-7.

Beleg 48, Frau Winter, Interview II

(Kontext: Erzählung, dass nach wie vor keine schriftliche Vorsorge getroffen)

1 S.S.: „Was hält Sie davon ab?“

2 Frau Winter: „Ich weiß es nicht. Ich kann noch nicht einmal eine Antwort drauf geben.

3 Ich habe das da liegen gehabt. Ich habe das dreimal durchgelesen, dann habe ich es

4 wieder weg gelegt. Ich will mich noch nicht einmal damit beschäftigen! Und dann wer-

5 de ich aber nachts wach und denke darüber nach: "Ist doch besser, wenn du es

6 machst." Ich finde es von meiner Seite auch ungerecht. Weil die E. wirklich alles un-

7 terschrieben hat, was zu unterschreiben ist.“

Eine längere Passage über ihre Mutter im Pflegeheim im **zweiten Interview** bezeugt diese Haltung weiter: Sie habe Angst, dass es ihr einmal wie ihrer Mutter ergehe, stellt Frau Winter dar und meint weiter, dass bei ihr niemand zur Unterstützung da sein werde.⁶⁰² Sie positioniert sich als angstvoll vor einer Zukunft im Heim, zumal sie alleine und auf sich gestellt sei. Sie drückt ihre Skepsis gegenüber dem Unterstützungsangebot der Frau ihres Neffens aus.⁶⁰³ Sie wird zunehmend emotionaler und bricht schließlich in Tränen aus, als sie die Hoffnung äußert, dass ab und an jemand nach ihr schaue im Heim.⁶⁰⁴ Die Gedanken an ihre unsichere und hilflose Zukunft lösen Verzweiflung aus. Sie habe große Angst vor diesem Szenario, beschreibt Frau Winter eindrücklich. Diese Angst sei so beklemmend, dass sie sich wünsche, dass es die Möglichkeit gebe, mit einem Medikament selbst das Lebensende zu bestimmen.⁶⁰⁵ Sie erscheint mir sowohl nach Autonomie und Kontrolle ringend als auch hilflos.

Sie redet sich, nachdem ich kommentiere, dass ich diesen Wunsch nicht zum ersten Mal höre, regelrecht in Rage und fragt inständig, warum sie nicht autonom über ihr Leben entscheiden könne und wieso „der Staat“⁶⁰⁶ darüber entscheide. Nun nähert sie sich dem eigentlichen

⁶⁰² Vgl. B49, Z. 2.

⁶⁰³ Vgl. B49, Z. 3-5; B46.

⁶⁰⁴ Vgl. B49, Z. 7-8.

⁶⁰⁵ Vgl. B49, Z. 9-11.

⁶⁰⁶ B49, Z. 17.

Kern: Sie frage sich, ob diejenigen, die darüber entscheiden, schon einmal den Blick in ein Heim geworfen hätten – denn ein Leben dort sei nicht mehr lebenswert.⁶⁰⁷ Sie erzählt von ihrer Mutter, die nicht mehr ins Freie wolle und fügt an, dass dort aber noch viel Schlimmeres existiere, dass Menschen dort sitzen, schreien, weinen oder klagen.⁶⁰⁸ Frau Winter erzählt von einer unbestimmten Masse, die Entsetzliches erlebe im Heim und entwirft ein schauriges Bild. Erneut stellt sie sich als Expertin mit ihrem Wissen dar und wiederholt zweimal noch ihre grundsätzliche Haltung zum Leben im Pflegeheim: „Das ist kein Leben!“⁶⁰⁹

So lange es ihr so gut wie in der aktuellen Situation gehe, sei alles okay.⁶¹⁰ Sie bezieht sich damit auf ihre bereits dargelegte Haltung zum Älterwerden.⁶¹¹ Sie kommt weiter auf eine generelle Charakterisierung ihrer selbst zu sprechen, dass sie nahe am Wasser gebaut sei, schon als junge Frau, was wohl ihre Tränen zuvor erklären oder rechtfertigen soll, aber auch wieder ein Gefühl von Kohärenz schafft.⁶¹² Dies fundiert sie weiter, indem sie wieder auf das bereits bekannte Lebensmotto aus dem ersten Interview zurück greift: Ihr Leben sei vorbestimmt.⁶¹³ Ihr Glaube an die Schicksalshaftigkeit ihres Lebens nehmen ihr den Druck vom Herzen und helfen ihr im letzten Augenblick in ihrer Narration ein Gefühl von Sicherheit aufgrund eingeschränkter Handlungsmacht zu erzeugen.

Beleg 49, Frau Winter, Interview II

(Erzählung über miserable Verhältnisse bei ihrer Mutter im Pflegeheim)

- 1 S.S.: „Sie sagten ja, das macht Ihnen Angst?“
- 2 Frau Winter: „Ja. Dass es mir auch mal so geht und da steht niemand dahinter. Mein
- 3 Neffe seine Frau sagt zwar immer, sie kümmert sich um mich. Aber ich bin da ganz
- 4 ehrlich, ich bin da skeptisch. Ich will nicht sagen, dass sie mich ganz in Stich lässt.
- 5 Ich habe ja zu ihr gesagt, ich verlange ja von niemand, dass er mich pflegen soll. Ich

⁶⁰⁷ Vgl. B49, Z. 19.

⁶⁰⁸ Vgl. B49, Z. 20-23.

⁶⁰⁹ B49, Z. 23-24.

⁶¹⁰ Vgl. B49, Z. 24.

⁶¹¹ Vgl. B44; B45.

⁶¹² Vgl. B49, Z. 25.

⁶¹³ Vgl. B49, Z. 28-29; B47.

6 weiß, dass ich in Altersheim muss, wenn ich nicht mehr kann. (brüchige Stimme)
7 Aber das ist auch nicht der Grund. Aber wenigstens mal nach mir gucken, dass alles
8 in Ordnung ist. (weint) Alles andere ist unwichtig. Das macht mir Angst, ja. Sogar
9 große Angst manchmal. Ich habe sogar schon mal mit dem, ich sage immer, wenn's
10 da nur mal, wenn man mal selber entscheiden könnte, dass man sich eine Pille hinle-
11 gen könnte, dass man in der letzten Minute vielleicht wüsste.. Um Gottes Willen, ich
12 täte niemand, dass er das machen sollte. Aber selber entscheiden könnte! Das wäre
13 schön. Das würde auch beruhigen. Ob du's nachher machst, ist natürlich eine andere
14 Sache...“
15 S.S.: „Das höre ich nicht zum ersten Mal.“
16 Frau Winter: „Ja, das finde ich immer noch. Warum kann ich über mein Leben nicht
17 selber entscheiden? Warum nicht? (Stimme laut) Warum tut mir der Staat vorschrei-
18 ben, was mit mein Leben.. ich frage mich manchmal, ob manche schon einmal in so
19 ein Heim reingeguckt haben, die wo das entscheiden. Ist doch nicht mehr lebenswert
20 so ein Leben! Ist nur noch in dem Haus drin meine Mutter, sie will nicht raus. Ich
21 habe schon alles versucht, ich habe sie schon in ein Rollstuhl gesetzt. Da kommt sie
22 mit 1000 Sachen. Da gibt's ja noch viel schlimmere Sachen. Da sitzen sie und schrei-
23 en und die anderen weinen oder klagen. Es ist entsetzlich. Ich finde, das ist kein Le-
24 ben mehr. Das ist einfach kein Leben. So lange es mir so geht, ist alles okay. Auch
25 wenn ein paar Tränen kommen. Ich habe auch als junge Frau schon gerne geflennt.
26 Wenn ich ein Film sehe, wo was Tragisches drin ist, dann auch. Ängstlich bin ich ei-
27 gentlich nicht, auch nicht bei Filmen. Viele verstehen nicht, wie ich Parterre wohnen
28 kann. Soll ich mich einsperren? Ich tu ja unter dem Motto leben: mein Leben ist vor-
29 geschrieben, ich kann da sowieso nichts ändern. Die Menschen kommen auf die Welt
30 und da ist ihr Leben vorgeschrieben. Danach lebe ich. Ich kann sowieso nichts än-
31 dern, muss so leben.“

Es kann konstatiert werden, dass sich Frau Winters Aussagen zu ihrer Zukunft überwiegend um einen Aufenthalt in einem Pflegeheim drehen. Sie sieht keine anderen Optionen aufgrund ihrer Kinderlosigkeit. Die Ausführungen zu dem antizipierten Aufenthalt dort sind über beide Interviews hinweg negativ. Frau Winter pendelt zwischen Vermeidung und Entwürfen von Schreckensszenarien sowie kleineren Versuchen der Akzeptanz. Sie stellt einen Zusammenhang her zwischen ihren vermehrten Gedanken an ihr Lebensende und ihrem Wohnen in der neuen Umgebung. Frau Winter vermittelt sich überwiegend bei den Ausführungen zur Zukunft als hilflos und wirkt verzweifelt. Interessanterweise kann hier ein Widerspruch zu ihren sonstigen Selbstpositionierungen als „Stehaufmännchen“⁶¹⁴ ausgemacht werden.

⁶¹⁴ Vgl. B39.

6.4.6 Zusammenfassung

Frau Winters Narrationen zeigen, dass sie den Umzug selbstbestimmt entschieden hat, besonders um Krisen abzusichern und um einen Pflegeheimaufenthalt zu vermeiden. Sie betont ihren radikalen Abschluss mit ihrer vorherigen Wohnung. So lässt sie ihre alten Möbel zurück und beschreibt sich dadurch als erleichtert. Es wird deutlich, dass der Umzug ein Neubeginn für sie bedeutet. Demnach zeigt sie sich auch als überaus zufrieden und glücklich im neuen Umfeld. Dabei unterstreicht sie ihren Eigenanteil, macht sich selbst für ihr Wohlbefinden in ihrem Zuhause verantwortlich und stellt sich kompetent im Knüpfen von sozialen Kontakten dar. Auffällig in beiden Interviews sind wiederholte Selbstpositionierungen als autonom. Darüber hinaus stellt sie sich sogar im zweiten Interview als ruhiger und weniger hektisch als früher dar. Das Wissen um die Leistungen der Seniorenbetreuung habe diese Veränderung mitbeeinflusst. Sie begrüßt diese Abweichung des dargestellten vom hergestellten Ich. Insgesamt ist eine positive Einstellung zum Betreuten Wohnen festzustellen. Frau Winter fühle sich durch die Betreuung in antizipierten Notlagen sicher. Verstärkt wird dies durch die Tatsache, dass sie auf keine familiäre Unterstützung zurückgreifen kann. Zugleich ist es ihr aber auch wichtig, sich als unabhängig von der Seniorenbetreuung zu beschreiben und auf andere Tätigkeiten, die sie ausübt, zu verweisen.

Frau Winters Perspektive auf das Alter(n) stellt sich widersprüchlich dar. Sie betont zwar in beiden Interviews, dass sie damit kein Problem habe, jedoch wird die Brüchigkeit deutlich angesichts der Bedingung, die sie daran knüpft: Die Akzeptanz ist so lange vorhanden, wie es ihr gut geht. Damit ist Frau Winters positive Haltung zum Älterwerden auf ein labiles Fundament gebaut. Auch die Reproduktion eines Masternarrativs, welches alte Menschen als ungeschickt und begrenzt aufnahmefähig charakterisiert, deutet auf einen Abwehr- und Abgrenzungsversuch hin. Ferner zeigt sie sich besonders ängstlich im Hinblick auf eine

mögliche Angewiesenheit auf ein Pflegeheim. Dies beruht auf ihren eigenen Erfahrungen, die sie bei Besuchen ihrer Mutter macht. Auf Letztere kommt Frau Winter in beiden Interviews häufig zu sprechen. Sie offenbart Horrorszenarien, die sich im Pflegeheim abspielen. „Das ist kein Leben dort“, konstatiert sie mehrmals höchst emotional. Zugleich weiß sie, dass eine Zukunft in einem Pflegeheim real werden könnte, denn Frau Winter hat keine Kinder, die sich um sie kümmern könnten. Aufgrund dieses Dilemmas wirkt sie hilflos und verzweifelt. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen vermeidet sie jegliche schriftliche Fixierung und gibt an, dass sie diese lieber wegdränge. Die offenen Fragen zur Zukunft und speziell zu ihrem Lebensende seien seit ihrem Wohnen in der neuen Umgebung stärker geworden. Sie macht dafür den vermehrten Kontakt mit älteren Menschen verantwortlich. Bei all ihren Unsicherheiten hilft Frau Winter ihr Lebensmotto, welches sie in den Interviews in diesem Kontext angibt: Sie glaubt an die schicksalshafte Bestimmung ihres Lebens. Dieser Glaube gibt ihr Halt und Beruhigung, denn demnach versteht sie sich als nur eingeschränkt handlungsmächtig.

7. Ergebnisse

Im folgenden Kapitel werden zunächst die Ergebnisse der vier rekonstruierten Fälle verknüpft mit den Themen zur Identitätsdebatte, die im theoretischen Teil ausgebreitet wurden. Dabei werden auch erste Antworten zu den zentralen Ausgangsfragestellungen dieser Arbeit erwo-gen.

Sodann folgt eine synoptische Analyse der Ergebnisse aus den darge-stellten Fällen mit dem übrigen Material hinsichtlich der Themen Um-zug und Betreutes Seniorenwohnen. Übereinstimmungen und Differen-zen mit den anderen Erzählerinnen sollen deutlich gemacht und im Spiegel von Theorien interpretiert werden. Dadurch wird einerseits die Heterogenität der subjektiven Haltungen illustriert, andererseits werden letztlich aber auch originär aufgeworfene Fragen dieser Studie beant-wortet werden. Der Veranschaulichung und Untermauerung dienend, werden Textausschnitte aus den übrigen Interviews herangezogen.⁶¹⁵

7.1 Flexible, narrative Identitäten

Die detaillierte Analyse der vier exemplarischen Fälle lässt einige Schlüsse bezüglich der Identitätsbildung in den Narrationen zu.

Die Idee einer sogenannten „Altersidentität“, die dem Subjekt einerseits unterstellt, eine kohärente, gleichbleibende Identität über die Zeit hin-weg konstituieren und konservieren zu wollen und andererseits davon ausgeht, dass das Alter dabei eine maßgebliche Kategorie ist, scheint revisionsbedürftig.⁶¹⁶ Kaufmanns Annahmen von der Existenz eines „al-terslosen Selbst“, unbeeindruckt von äußerlichen und innerlichen Ver-

⁶¹⁵ Auf eine Feinanalyse dieser weiteren Textausschnitte wird an diesen Stellen verzichtet, obgleich sich die Verfasserin darüber im Klaren ist, dass dies eine methodische Verkürzung darstellt. Diese wird jedoch um den Rahmen der Arbeit nicht zu sprengen in Kauf genommen. Zudem steht die Belegfunktion der Textausschnitte im Vordergrund sowie deren Zweck der Veranschaulichung von Heterogenität und Varianz innerhalb der subjektiven Aussagen.

⁶¹⁶ Vgl. auch Graefe (2010); Lüscher, Haller (2016); Kap. 4.2.

änderungen, konnte in den Narrationen nicht gefunden werden.⁶¹⁷ Ein eigentlich jugendliches Selbst, das verborgen unter einer „Maske des Alterns“ existiert, was Featherstone und Hepworth annehmen, kann ebenso nicht bestätigt werden.⁶¹⁸ Erzählungen von dem Zwang zur Konstruktion einer jugendlichen „Maskerade“, um sich vor Altersfeindlichkeiten zu schützen und eine kohärente „verborgene“ Identität zu bewahren, was Simon Biggs wiederum postulierte, waren ebenfalls nicht zu bemerken.⁶¹⁹ Vielmehr kann ein Pendeln zwischen verschiedenen Positionierungen festgestellt werden, ein Hin und Her, Schwierigkeiten sich festzulegen oder ein Vaszillieren, wie es von Lüscher und Haller bezeichnet wurde.⁶²⁰ Bei den expliziten Narrationen zum Älterwerden wurde ersichtlich, dass die Haltungen stark variieren: von ambivalent (Frau Engel, Frau Schiller), gelassen (Frau König) und verunsichert-vermeidend (Frau Winter). Das Alter scheint jedoch keine Prämisse für die Bildung einer Identität zu sein. Vielmehr kann das Älterwerden als Licht gesehen werden, das den steten Prozess der Identitätsbildung beleuchtet, wie auch Graefe konstatierte.⁶²¹

Masternarrative vom Alter(n)⁶²² konnten in dieser Studie an einigen Stellen identifiziert werden. Besonders eine einseitige Darstellung vom Alter(n) kann verzeichnet werden. Es wird sich auf Vorstellungen von Regression, Mangel und Angewiesenheit berufen. Die recht spärliche Anwendung in jedem Fall darf jedoch nicht über die enorme Bedeutungskraft hinweg täuschen. Gerade das stereotype Bild, das von „den Alten“ gezeichnet wird, ähnelt sich doch immer wieder in seiner defizitorientierten Ausprägung und dient der eigenen Abgrenzung. In keinem Fall kann dem Alter(n) eine positive Seite abgewonnen werden und persönliche Entwicklungsmöglichkeiten trotz zunehmender Vulnerabilität

⁶¹⁷ Vgl. Kaufman (1986); Kap. 4.2.

⁶¹⁸ Vgl. Featherstone, Hepworth (1991); Kap. 4.2.

⁶¹⁹ Vgl. Biggs (1997); (2004); Kap. 4.2.

⁶²⁰ Vgl. Lüscher, Haller (2016); Kap. 4.2.

⁶²¹ Vgl. Graefe (2010), S. 48.

⁶²² Vgl. Lacuelle, Baars (2014); Kap. 4.1.

imaginiert werden. Einzig Frau König übt sich weitestgehend in der Annahme und Akzeptanz des Unabdingbaren.

Es kann konstatiert werden, dass die Frauen ihre narrative Identität im Lichte von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar- und herstellen. Interessant ist dabei der unterschiedliche Rückgriff auf das vergangene Ich. So ist auffällig, dass Frau Engel und Frau Schiller das erzählte Ich sehr viel stärker in ihren Narrationen mit Bedeutung belegen und darauf Bezug nehmen, als Frau König und Frau Winter. Dies scheint mit der Verortung in der Gegenwart zusammen zu hängen. Frau König und Frau Winter nehmen keinen Bezug auf das vergangene Ich, weil es nicht notwendig für die Herstellung ihrer narrativen Identität zu sein scheint. Frau Engel und Frau Schiller, die höchst ambivalente Positionierungen hinsichtlich ihrer aktuellen Situation entwerfen, ziehen vermehrt das frühere Ich heran, wodurch ihnen die eigene Abweichung und das „Nicht-mehr-so-sein“, schmerzlich bewusst werden. So kann Norricks Annahme, dass ein strategisches Anknüpfen älterer Menschen an frühere Identitäten, gerade in schwierigen gegenwärtigen Situationen, Stabilität und Plausibilität erzeugt, hier nicht verifiziert werden.⁶²³

Vielmehr lässt sich eine andere Strategie entdecken, also eine Art der Darstellung und Inszenierung mit der ein Abwägungsprozess deutlich wird, welche die Erzählerinnen bei der Konstruktion ihrer narrativen Identität häufig anwenden: das Vergleichen. Die Erzählerin lässt die Hörerin an der Aushandlung ihres Erlebens eines Themas oder einer Situation teilnehmen. Nach Lehmann zählt das Ziehen von Vergleichen zu den „[...] Mustern unseres Denkens und des alltäglichen Redens.“⁶²⁴ Der Vergleich diene als Mittel der Erkenntnis, er könne Probleme und Überzeugungen klären. Er sei kein wissenschaftliches Konstrukt, sondern vorhandenes Alltagswissen. Die Varianten des Vergleichs seien längst nicht ausreichend ermittelt in der Kulturwissenschaft Volkskunde, obwohl es sich um eine grundsätzliche, kommunikative Kategorie handle:

⁶²³ Vgl. Norrick (2009); Kap. 4.2.

⁶²⁴ Lehmann (1991), S. 198.

„Wer in unserer Gesellschaft tüchtig sein will, Beweise führen, seinen Standpunkt artikulieren, ihn zusammen mit anderen klären oder ihn gegen sie verteidigen will, wer unterhalten und agitieren will, der muß diese Strategie der Alltagskommunikation beherrschen.“⁶²⁵

In der Sozialpsychologie gilt der Vergleich schon seit mehr als fünfzig Jahren als ein Kernthema in der Forschung. Konsens ist, dass Vergleiche einen bedeutsamen Stellenwert für das menschliche Urteilen, Erleben und Verhalten darstellen. Über das Vergleichen werden Informationen über sich selbst und andere verarbeitet.⁶²⁶

In den Fallanalysen zeigten sich drei Arten von Vergleichen: Epochen-Vergleiche, Potenzial-Vergleiche und soziale Vergleiche.

So wollen sich Frau König und Frau Winter bewusst abweichend durch ihre aktuellen Positionierungen vom früheren Ich darstellen. Lehmann bezeichnet das Bilden von einem „Vorher“ und „Nachher“, die als Orientierung beim Erzählen dienen, als Epochenvergleiche. Das seien diejenigen Vergleiche, die bei massiven Erfahrungen wie Migrationsvorgängen, bei gravierenden Krankheiten, Berufswechsel oder ähnlichen einschneidenden Erfahrungen von alleine ins Bewusstsein drängen und eine Reflexion der gegenwärtigen und vorherigen Situation und eine entsprechende Bewertung derer stattfinden lassen.⁶²⁷ In den Umzugserzählungen erfolgen häufig diese Vergleiche. Die Unstimmigkeiten zwischen der früheren Epoche und der Gegenwart werden von Frau König und Frau Winter begrüßt. Es findet eine Selbstvergewisserung statt durch die Konstruktion einer flexiblen und wandlungsfähigen narrativen Identität. Der Vergleich wird also strategisch eingesetzt, um das Befinden in der jetzigen Situation plausibel zu machen und sich dieses zu vergegenwärtigen.

Auch beim Reden über das Älterwerden wird oftmals in ein Früher und Jetzt eingeteilt, wobei zunächst meist eine Art Verlust festgestellt wird.

⁶²⁵ Ebd. S. 198.

⁶²⁶ Vgl. Mussweiler (2006), S. 103.

⁶²⁷ Vgl. Lehmann (2007a), S. 195.

Dies wird aber sofort kompensiert mit einem nächsten Vergleich, den ich Potenzial-Vergleich nennen möchte. Denn es wird dann verwiesen auf Tätigkeiten, die noch ausgeführt werden können, die noch möglich sind. Es wird der Kopf, der noch funktioniert oder der Haushalt, der noch bewältigt wird, in den Fokus gesetzt. Bei den Narrationen zum Betreuten Seniorenwohnen wird diese Art des Vergleichens besonders prononciert: Frau Engel zieht noch Treffen mit ihren Freunden in der Stadt vor, Frau König macht auf die Alltagstätigkeiten aufmerksam wie das Kochen, das sie noch schafft und Frau Winter unterstreicht ihre Hobbies wie Schwimmen und Wandern, die sie noch ausübt. Es wird das angeführt, was im Moment noch möglich ist im Vergleich zu früher und zu einem ungewissen Morgen. Stets dient dieser Potenzial-Vergleich der Selbstvergewisserung. Er wirkt kompensierend, stiftet Halt und Beruhigung. Der Blick auf diejenigen Aspekte, die geblieben sind, ist bedeutsam für die Konstruktion der aktuellen narrativen Identität.

Im Gegensatz zu diesen Formen des Vergleichens, die sich nach innen richten, sei nun noch die Rede von der dritten Art des Vergleichens, die sich nach außen richtet, dem sozialen Vergleich. In den Fallanalysen sticht er in einer besonderen Form hervor, die in der Sozialpsychologie als abwärtsgerichteter Vergleich bezeichnet wird. Bei der Grundtheorie des abwärtsgerichteten Vergleichs wird angenommen, dass das Vergleichen „nach unten“ der eigenen Selbsterhöhung dient. Ihm wird eine selbstwertschützende und –aufbauende Funktion zugeschrieben.⁶²⁸

Besonders bei Frau Winter, aber auch bei Frau König, kommt dies explizit zum Einsatz. Sie vergleichen sich mit anderen in ihrem Alter, denen es schlechter geht, um sich besser zu fühlen. Der nach außen gerichtete Vergleich erfüllt auch wieder die Funktion der Selbstvergewisserung und er stiftet Beruhigung. Der schlechtere Zustand der unbestimmten anderen wird zur Quelle für die eigene Selbsterhöhung. Lehmann erfasst den Vergleich mit anderen als einen Teil des Alltags-

⁶²⁸ Vgl. Wills (1981).

denkens, der zu den sozialen Prämissen menschlichen Bewusstseins zähle.⁶²⁹ Er verweist auf George Herbert Mead, der konstatiert hatte, dass sich persönliche Identität von der Kindheit an im Vergleich mit anderen verwirkliche.⁶³⁰ Das Vergleichen in einem sozialen Rahmen mithilfe von Fremdpositionierungen, das Suchen von Übereinstimmungen oder das Ziehen von Grenzen zu anderen, hilft im Prozess des Verarbeitens und Akzeptierens.⁶³¹ Der Bezug zum aktuellen (veränderten) Ich im Vergleich zu früher ist für die Konstitution der narrativen Identität genauso entscheidend wie der Bezug zu Anderen.

Erkennbar wird, dass ältere Menschen vielfältige Positionierungen, je nach Kontext, flexibel und bedeutungs offen vornehmen. Norricks These, dass Ältere multiple Identitäten in nur einer Erzählung konstituieren, kann zugestimmt werden.⁶³² Damit wird jedoch auch klar, dass sich generell ältere Menschen in ihrer Identitätsarbeit nicht von jüngeren unterscheiden, in Form einer alltäglichen, unabschließbaren Identitätsarbeit, die innere und äußere wechselnde Welten und divergierende Ansprüche permanent zu vereinen sucht.⁶³³

Anzunehmen ist jedoch, dass sich für ältere Menschen die Identitätsarbeit komplexer darstellt, da sie durch ihre längere Lebenszeit auf eine größere Fülle an Erfahrungen und Geschichten blicken und eine größere Palette an Auswahlmöglichkeiten haben in der Bildung ihrer narrativen Identität.⁶³⁴ Lehmann sprach davon, dass Erzählen vom eigenen Leben nur möglich sei durch strikte Selektion und Reduktion.⁶³⁵ Je reicher der Erfahrungsschatz, umso aufwändiger gestaltet sich dieser Prozess.

⁶²⁹ Vgl. Lehmann (2007a), S. 181.

⁶³⁰ Vgl. ebd. (1991), S. 199.

⁶³¹ Vgl. Sökefeld (2012), S. 40.

⁶³² Vgl. Norrick (2009); Kap. 4.2.

⁶³³ Vgl. Keupp (2002), S. 216.

⁶³⁴ Vgl. Norrick (2009); Kap. 4.2.

⁶³⁵ Vgl. Lehmann (1983); Kap. 4.1.

Zur Problematik von Umzügen, die sich laut Ökogerontologen als risikant für Identität und psychischen Stabilität älterer Menschen erweisen können, lässt sich anhand der Ergebnisse der vier Fallanalysen Folgendes sagen:

Zwei Frauen weisen in ihren Narrationen Ambivalenzen in der Selbstverortung nach dem Umzug auf. Sie entwerfen eine unsichere und zaudernde narrative Identität und stellen einen Bedeutungszusammenhang zum Umzug her. Im Gegensatz dazu zeigen sich zwei andere Erzählerinnen einverstanden mit dieser Erfahrung, deuten den Umzug sogar als beste Möglichkeit für sich. Überträgt man an dieser Stelle Keupps Ausführungen zur Salutogenese bei der Identitätsarbeit,⁶³⁶ dann ließe sich sagen, dass diejenigen Frauen, deren Narrationen vom Umzug darauf deuten, dass sie in ihm etwas Sinnhaftes sehen, dass er für sie verstehbar ist und sie zudem ein hohes Maß an Gestaltbarkeit dabei erfuhren, diese Erfahrung leichter einpassen können in ihrem gegenwärtigen Verständnis von sich. Frau Engel und Frau Schiller, die im Rückblick dem Umzug nur eingeschränkt Sinnhaftes zuschreiben können, Frau Schiller, die zudem nur wenig Einfluss auf den Umzug hatte, da ihre Töchter diesen organisiert hatten, weisen in ihren Narrationen größere Schwierigkeiten auf, ein kohärentes Gefühl zu erlangen. Sie befinden sich noch in dem Prozess der Suche nach einer sinnvollen Verortung dieses Ereignisses und der dadurch veränderten Situation.

Jedoch würde es zu weit führen, von einer Fragmentierung oder gar Verlust der Identität oder einem Wegfall der Selbstheit zu sprechen. Es wurde in den theoretischen Ausführungen bereits kritisch ausgeführt, dass die Debatte in der Ökogerontologie oft auf der Basis eines substantifizierenden Identitätsbegriffs geführt wird, der von einer stabilen Identität ausgeht. Deren Verlust führe zu pathologischen Zuständen.⁶³⁷ Dies

⁶³⁶ Vgl. Keupp (2002), S. 257; Kap. 4.2.

⁶³⁷ Vgl. Kap. 3.3.

erscheint im Lichte dieser Ergebnisse noch mehr als überdenkungswürdig.

So scheinen diese Resultate auch mit Rentsch deutbar zu sein, der betont, dass gerade mit dem Erwachsenengewordensein der „komplexe Prozess der Identitätsbewahrung und der Identitätsbewährung“⁶³⁸ beginne. „Die einmalige Ganzheit des Lebens stellt eine ständige Interpretationsaufgabe dar.“⁶³⁹ So seien unentwegte Wandlungen der Sichtweise in einer sich permanent verändernden Welt und aufgrund immer wiederkehrender Neuerungen des Lebensverlaufs elementar und auch notwendig. Diese Fähigkeit, Perspektiven zu verändern und zu wechseln, wird sich in den nachfolgenden Ausführungen, die die anderen Teilnehmerinnen miteinbeziehen, bestätigt finden.

7.2 Umzug mit Konsequenzen

Die nächsten Unterkapitel lösen sich nun in der Betrachtung von den Einzelfällen und weiten den Blick auf die übrigen Erzählerinnen dieser Studie aus. Der Fokus wird weg von der Rekonstruktion der narrativen Identität gerückt und auf einen Abgleich der Ergebnisse aus den Fallanalysen mit dem restlichen Material hinsichtlich des Themas Umzug gelegt. Es werden subjektive Haltungen systematisiert dargestellt, um letztlich neue Erkenntnisse in diesem Forschungsbereich zu generieren.

In den vier Einzelfallanalysen wurden bereits zwei Tendenzen in der subjektiven Einordnung des Umzugs offenbar: entweder positiv oder negativ. Nachfolgend wird erörtert, wie die Erzählerinnen die jeweiligen Deutungen untermauern und welche Muster sich dabei entdecken lassen. Darüber hinaus werden bei der Interpretation der Ergebnisse neue Theorien herangezogen und mit den bereits bekannten theoretischen Ausführungen dieser Arbeit abgeglichen.

⁶³⁸ Rentsch (2013), S. 165.

⁶³⁹ Ebd. S. 165.

7.2.1 Der Umzug als willkommener Neuanfang

Zunächst soll dargelegt werden, inwiefern der Umzug als positives Ereignis gedeutet wird. Dies wurde bereits sichtbar in den Fallanalysen von Frau König und Frau Winter, die als Folie zum Vergleich mit dem restlichen Material dienen. Dabei werden drei Schwerpunkte gesetzt: Erstens wird gezeigt, dass einige Frauen den Umzug als neue Etappe in ihrem Leben deuten. Hier wird sichtbar, dass dem Aussortierprozess eine wichtige Relevanz zugesprochen wird. Zweitens wird gefragt, ob persönliche Veränderungen mit dem Umzug direkt in Verbindung gebracht werden. Und drittens soll ein wiederkehrender Topos, als ein Aspekt des Erzählens, herausgestellt werden, der letztlich die Bedeutungszuweisung zum Umzug noch einmal unterstreicht.

In den Fallanalysen von Frau König und Frau Winter wurde es besonders klar: Sie deuten den Umzug als Neustart. Frau König spricht von ihrem dritten Neuanfang in ihrem Leben und reiht ihn gleichauf mit jenem nach ihrer Flucht von Dresden nach Frankfurt nach dem Krieg, was auf eine existenzielle Wertung des Umzugs deutet. Ferner betont sie, dass das Zurücklassen des Hauses und der Prozess des Aussortierens leicht gewesen seien. Auch Frau Winter beschreibt, wie sie kompromisslos einen Strich gemacht habe beim Aussortieren und sich von altem Ballast befreit habe. Beide entwerfen in diesem Zusammenhang Positionierungen, die eine flexible, wandlungsfähige oder unkomplizierte Identität illustrieren sollen. Sie betonen dabei ihren eigenen, aktiven Anteil, der letztlich zu ihrer Zufriedenheit führt.

Auch andere Erzählerinnen beschreiben in den Interviews explizit oder implizit, dass der Umzug in das Betreute Wohnen einer neuen Etappe für sie gleich kam und betonen mir gegenüber, wie leicht ihnen das Aussortieren und Entsorgen von Gegenständen fiel (Frau Nowak, Frau Fuchs, Frau Thim und Frau Groß). Exemplarisch veranschaulichen dies drei Interviewausschnitte:

Beleg 50, Frau Fuchs, Interview I

„Wissen Sie was? Zu meiner Schwester habe ich gesagt, weißt du, als würde das eine Buch zu klappen und das andere geht auf. Als würde ich ein neues aufmachen. Ich fange jetzt neu an.“

Beleg 51, Frau Thim, Interview I

„Ich habe alles verschenkt. Alles, alles. Dass ich mir sogar noch 6 Wassergläser kaufen musste. Können Sie sich das vorstellen? Alles, Gläser. Ich habe hier nur, was ich brauche. Man braucht gar nicht viel, wissen Sie das?“

Beleg 52, Frau Groß, Interview I

„Also ich empfand's als eine Erleichterung. Das man sich von dem ganzen Kram da befreit, pf, man hat ja so viel in der Wohnung, was man überhaupt nicht braucht. Ne. Geschenkt oder mal gekauft und doch nicht benutzt. Also ich konnt das gut, ich konnt da gut loslassen.. Hat mir nix ausgemacht.“

Frau Thim und Frau Vogt deuten darüber hinaus die Verkleinerung des bewohnten Raums als überaus positiv und unterstreichen eine Rückbesinnung auf das, was wirklich zählt im Leben. Damit finden sie für sich eine Möglichkeit, um einmal mehr den Umzug inklusive Aussortierprozess retrospektiv plausibel und vorteilhaft zu deuten.

Beleg 53, Frau Vogt, Interview I

„Heute sage ich wirklich, alles was ich brauche habe ich und was ich nicht habe, brauche ich auch nicht.“

Beleg 54, Frau Thim, Interview I

„Alles verschenkt. Weinkaraffen und Bowlen. Wann brauche ich für mich mal eine Weinkaraffe? Man braucht das gar nicht. Das Leben ist viel wichtiger irgendwie. Und so wenig. Was ich habe, das reicht mir.“

In Frau Königs Fall wurde in der Analyse ein Aspekt von besonderer Relevanz offenbar: Durch den Umzug werden Erinnerungen an den ver-

storbenen Mann erträglicher, ja sie vermutet sogar, dass sie Depressionen vermieden hat. Auch andere Frauen (Frau Thim, Frau Groß, Frau Nowak) greifen diesen Punkt auf und verleihen dem Umzug Sinn in der Ablösung von schmerzhaften Erinnerungen. Der Umzug wird damit als willkommener Einschnitt gedeutet, der hilft, neue identitäre Positionen zu finden.

Beleg 55, Frau Thim, Interview I

„Er war überall in diesem Haus. Das ist so! Ich war 17, da habe ich meinen Mann kennen gelernt. Mit 21 haben wir geheiratet! Der war überall. Und hier ist er da, aber die Umgebung ist.. das ist meins jetzt.“

Beleg 56, Frau Groß, Interview II

„Und ich war ja auch froh, dass ich aus der Wohnung raus kam, um weg von den Erinnerungen zu kommen. Ist eigentlich ganz gut gegangen. Ich habe nie nachgetrauert.“

Es zeigt sich hier das, was der kanadische Kulturanthropologe Jean-Sébastien Marcoux in seiner Forschung beschrieben hatte: Umzüge fungieren als Möglichkeit, um Beziehungen und Erinnerungen neu zu ordnen bzw. ganz auszusortieren.⁶⁴⁰ Dies scheint besonders virulent zu werden, wenn das vorherige Zuhause lange mit dem Mann bewohnt wurde und es über und über mit vielfältigen Erinnerungen an die gemeinsame Zeit ausgestattet ist. Die Loslösung nicht nur von dem Ort, sondern auch von den damit verbundenen Objekten wirkt befreiend. Die Dinge werden entwertet, wie auch die Kulturanthropologin Anamaria Depner in ihrer Forschung zur Bedeutung von Dingen beim Umzug in ein Altenheim festgestellt hatte.⁶⁴¹ Der Umzug als bewusster Akt markiert den Aufbruch in eine neue Epoche für die Frauen. So widersprechen diese Ergebnisse anderen Studien, wo den Objekten älterer Menschen eine wichtige kontinuierkeitsvermittelnde Funktion zugeschrie-

⁶⁴⁰ Vgl. Marcoux (2001); Kap. 3.1.

⁶⁴¹ Vgl. Depner (2015); Kap. 3.1.

ben wird.⁶⁴² Catharina Nord beispielsweise unternahm eine qualitative Forschung im Betreuten Wohnen in Schweden und untersuchte die Bedeutung der Objekte für die Bewohner. Sie kommt zu dem Resultat, dass gerade für die sehr alten Bewohner, die viel Zeit in ihrer Wohnung verbringen, persönliche Objekte einen immensen Stellenwert besäßen. „These residents were embraced by their past; it reminded them about who they were and had been.“⁶⁴³ In den vorliegenden Fällen scheint es gerade gegenteilig zu sein: Die Frauen heften nicht Kontinuitätserfahrungen an mitgebrachte Objekte. Sie betonen vielmehr, wie sie sich Raum schaffen für neue Erfahrungen und machen Platz für kreative Neupositionierungen. Wie Frau Winter darstellt, dass sie in ihrem Zuhause niemand fragen müsse und den Aspekt der Selbstbestimmung betont, äußert sich auch Frau Thim: „Das ist mein Reich! Das gehört mir! Da kann mir keiner reinreden. Da lass ich mir auch nicht reinreden.“

Interessant ist in Frau Winters Fall, dass sie von einem Nähsschränkchen berichtet, dass sie als einziges Möbelstück mitgenommen habe. Bei explizitem Nachfragen im zweiten Interview kommt heraus, dass sie dieses Nähsschränkchen von ihrer Mutter erhalten habe. Die Mutter, die im Pflegeheim untergebracht ist, nimmt in Frau Winters Alltag einen wichtigen Stellenwert ein. Das Möbelstück zu Hause symbolisiert die lebendige und aktuelle Beziehung zur Mutter. Einem Aussortieren käme, mit Marcoux gesprochen, dem Aussortieren der Mutter aus dem Leben gleich. So entscheidet sich Frau Winter für dieses Möbelstück als einziges, was sie nicht zurücklässt.

Ich möchte an dieser Stelle jedoch auf einen Erinnerungsträger aufmerksam machen, den ich in allen Wohnungen der Frauen auffand und der offensichtlich mit umgezogen war: Fotografien. Gerahmt an den Wänden hängend oder auf exponierten Plätzen stehend, deuteten sie auf verflossene Momente. Meist waren die Frauen mit anderen Famili-

⁶⁴² Vgl. Chapman (2006); Kroger; Adair (2008).

⁶⁴³ Nord (2013), S. 141.

enmitgliedern oder Bekannten abgebildet. Dass an den Fotos persönliche Geschichte(n) kleben und dass sie Erinnerungen an Beziehungen, Lebensdaten und Ereignissen auslösen können, ist selbstredend in der Kulturwissenschaft Volkskunde.⁶⁴⁴ Beim ersten Interview mit Frau Thim holt diese gleich zu Beginn ungefragt ein Fotoalbum heraus, um mir ihre alte Wohnung zu zeigen. Ich frage sie, wie es ihr dabei gehe, worauf sie antwortet: „Es tut manchmal noch weh. Aber ich brauch das auch wieder zu sehen.“ Als ich nachfrage, führt sie weiter aus: „Ja, wie es mal war. Da habe ich gelebt. Aber hier bin ich auch glücklich.“ Frau Thim macht deutlich, wie sie ab und an die Erinnerung an vergangene Zeiten mithilfe von Fotos auslöst. Der entscheidende Punkt scheint hier aber zu sein, dass sie bestimmt, wann sie das tut, wann sie das Fotoalbum aufklappt und den Blick in die Vergangenheit wendet. Scheinbar kommt sie damit dem Bedürfnis nach Kontinuität hin und wieder nach. In den anderen Interviews wird nur am Rande auf Fotos verwiesen, beispielsweise um auf Enkel zu deuten. Es wäre zu weit gegriffen, den Fotografien wegen dieser marginalen Erwähnung keine Bedeutung zu zusprechen. Jedoch überrascht es, warum diese in den Narrationen zum Aussortierprozess keinen Raum enthalten, warum diese nicht genannt werden als Objekte, die diesen Prozess „überlebt“ haben. Entweder ist deren Existenz und Funktion so selbstverständlich, dass ein Zurücklassen nicht in Frage kommt oder deren Funktion und Wirkung als Erinnerungsträger hat kaum Bedeutung. Dies muss hier ungeklärt bleiben.

Von Interesse ist in diesem Kontext auch, inwiefern die Erzählerinnen Veränderungen konstatieren aufgrund des Umzugs. Hier zeigt sich jedoch bei der Analyse, dass das Identifizieren von Veränderungen weniger offensichtlich ist. Durch die offene Erhebungssituation haben die Erzählerinnen vielfältige Möglichkeiten, Veränderungen explizit oder im-

⁶⁴⁴ Vgl. Kallinich (1986), S. 288.

plizit zu vermitteln.⁶⁴⁵ Klare Kausalbezüge werden eher selten vorgenommen. In der vorliegenden Arbeit können vier Arten von Veränderungen aufgefunden werden: selbstbezügliche, soziale, emotionale und Veränderungen im alltäglichen Lebensvollzug.⁶⁴⁶

In den Fallanalysen von Frau König und Frau Winter wurde offenbar, dass sie positive Positionierungen dem Umzug geschuldet entwickeln und auf eine willkommene Inkonsistenz zwischen dar- und hergestellter Identität verweisen. Sie interpretieren es als gut, nicht mehr dem Ich aus der Vergangenheit zu entsprechen. Schaut man sich die beschriebenen Veränderungen von Frau König und Frau Winter an, so lassen sich drei Arten von Veränderungen finden: Frau Winter beschreibt sich als ruhiger in dem neuen Umfeld im Vergleich zu vorher, Freunde würden sie nicht mehr ermahnen, nicht so hektisch zu sein. Sie weist damit auf eine selbstbezügliche Veränderung hin. Veränderungen im Sozialen beschreiben beide Frauen: Frau König kann ihren Kindern und Enkeln näher sein, Frau Winter ihrer Schwester und ihrer Freundin. Frau König hingegen beschreibt Veränderungen in ihrem alltäglichen Lebensvollzug, indem sie schildert, dass sie jetzt in der neuen Situation aktiver und mobiler sein könne als vorher. Der Umzug in das neue Umfeld wird hier als Voraussetzung für diese Veränderung gesehen. Bei Sichtung des restlichen Materials können ähnliche Belege für Veränderungen gefunden werden. So macht auch Frau Nowak eine Veränderung im alltäglichen Lebensvollzug deutlich, nämlich, dass sie nicht gedacht hätte, noch einmal derart aktiv zu sein und verschiedene Veranstaltungen im neuen Quartier besucht. Frau Fuchs bringt ebenso ihre Freude über ihre gestiegene Mobilität durch die barrierearme Umwelt zum Ausdruck und ihre größere Nähe zu ihrer Tochter. Eine emotionale Veränderung exploriert Frau Thim, die sich in der neuen Wohnung aufgehobener und sicherer fühlt: „Und seit ich hier bin, da habe ich das irgendwie verlo-

⁶⁴⁵ Vgl. Schäfer (2008), S. 109.

⁶⁴⁶ Vgl. ebd. S. 109f.

ren. Wissen Sie, die Angst!“ Sie bezieht sich hierbei auf offene Zukunftsfragen.

Unterschiedlich ist der Stellenwert, der diesen Veränderungen zugeschrieben wird. So konstruieren Frau Winter, Frau König und Frau Thim ein klares Bedingungsgefüge, in dem der Umzug und das neue Umfeld als Auslöser für ihre Veränderungen fungieren. Sie beschreiben mit Nachdruck und detailliert diese Veränderungen. Frau Nowak und Frau Fuchs thematisieren eher am Rande diese Veränderungen und auch weniger betont. Jedoch heißt das nicht, dass das nebensächliche Erwähnen von Veränderungen einen Rückschluss zulässt auf die grundsätzliche Bedeutung des Umzugs. Dieser kann als biografisches Ereignis mit hohem Stellenwert belegt werden, ohne dass Veränderungen explizit thematisiert werden.⁶⁴⁷

Als nächstes möchte ich von der ausgeführten Bedeutung des Umzugs in der Binnenperspektive den Blick auf einen Aspekt des Erzählens lenken, der sich bei vielen Frauen wieder findet und letztlich aber wieder Rückschlüsse auf die subjektive Bedeutung zulässt. Es handelt sich hierbei um den Topos „ich habe es nicht bereut.“ In der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung beschreibt Hans Joachim Schröder Topoi als in autobiografischen Interviewtexten auftretende Sätze, die zunächst recht unscheinbar seien und erst durch empirisches Beobachten entdeckt werden müssen. Erkennbar werden sie erst durch ihr wiederholtes Auftauchen, wobei sich diese Wiederholung nicht unbedingt auf einen Einzeltext beziehen muss, sondern eher in der Gesamtheit an autobiografischen Texten, wo sie verstreut auftreten können. Diese Sätze seien jedoch nicht gleichzusetzen mit bekannten Redewendungen oder Sprichwörtern. Sinn ergibt sich erst aus deren Kontextualisierung. Sie enthalten meist Bewertungen oder Resümees, seien aber keine feststehenden Redewendungen. Topoi seien für das alltägliche autobiografi-

⁶⁴⁷ Vgl. B62.

sche Erzählen ein bedeutsames Strukturmerkmal.⁶⁴⁸ Auch Albrecht Lehmann konstatiert dazu: „Topoi stehen im Schnittpunkt sozialer und individueller Wertmaßstäben. Sie sind subjektive Äußerungen und zugleich Indikatoren für kulturelle Normen. Sie sind zur typisierten Erinnerung geronnene persönliche und soziale Erfahrungen.“⁶⁴⁹ Schröder benennt explizit den Topos „ich habe es nicht bereut“ als einer der bilanziere.⁶⁵⁰

Nicht nur Frau König und Frau Winter wenden diesen mehrfach an, auch andere Frauen:

Beleg 57, Frau Groß, Interview I

„[...] Und das was in der Wohnung war, was nicht mitkam, das musste dort auch von der Entrümpelungsfirma weggebracht werden. Ja, da.. habe ich viel ausgegeben, aber ich hab's nicht bereut, weil ich ja einen neuen Anfang hatte und mich hier wohl fühle [...].“

Beleg 58, Frau Groß, Interview II

„Ich bin hiermit zufrieden und gut, gesundheitlich ist es nicht so toll, aber sonst, ... habe ich nicht bereut, dass ich hierher gezogen bin, gar nichts.“

Beleg 59, Frau Fuchs, Interview I

„Ich kam aber aus finanziellen Erwägungen kam ich nicht mehr für die Seniorenwohnungen in Frage und musste warten auf den freien Wohnungsbau. Und das war ja erst im letzten Jahr. Und ich habe sofort zugegriffen. Und habe nicht bereut, es ist sehr schön...“ (lacht)

Beleg 60, Frau Nowak, Interview II

„[...] Die Vergangenheit ist wunderbar, die Gegenwart ist immer beschissen und auf die Zukunft hofft man. (lacht) Man muss halt so einen Mittelweg finden. Bereut habe ich es nicht. Wie gesagt, die Leute im Haus sind mir in jeder Hinsicht akzeptabel.“

⁶⁴⁸ Schröder (2005), S. 19ff.

⁶⁴⁹ Lehmann (1991), S. 205.

⁶⁵⁰ Schröder (2005), S. 35.

Beleg 61, Frau Thim, Interview II

„Also ich bin so glücklich hier, glauben Sie das? Ich fühl mich so wohl, ich habe es noch keine Minute bereut.“

So fungiert in diesem Kontext für sechs Erzählerinnen der Topos „ich habe nicht bereut“ letztlich in einem doppelten Sinn: Zum einen ist er eine Rechtfertigung der Entscheidung, der Umzug wird als sinnvoll eingebettet. Zum anderen wird dadurch die Entscheidung auch extern vertreten. Dieser Topos bietet der Hörerin wenig Angriffsfläche, denn er deutet auf eine bereits stattgefundene Auseinandersetzung mit dem jeweiligen betreffenden Aspekt. Jegliches weiteres Ausdifferenzieren, Anzweifeln oder Nachbohren mutet überflüssig an. Somit wirkt der Topos wie eine themabeendende Abschlussformel.⁶⁵¹ Damit setzen die Frauen gewissermaßen nach innen und nach außen eine Grenze. Zugleich schaffen sie dadurch auch neue Möglichkeiten. Durch das Beenden einer Rückschau kann der Blick nach vorne gerichtet werden und es kann auf einer anderen, neuen Ebene erzählt werden. Der Umzugschritt wird als unabänderliches Faktum akzeptiert und die Erzählung kann sich an anderen Punkten orientieren, beispielsweise, wie das Leben gegenwärtig und zukünftig weitergeht. Dieser Topos hat folglich ein begrenzendes und befreiendes Moment zugleich.

In den Fallanalysen wurde aber auch in Frau Engels und Frau Schillers Narrationen deutlich, dass sie den Umzug und seine Wirkungen nicht in einem derartigen positiven Licht betrachten. Ihnen wende ich mich nun zu.

⁶⁵¹ Vgl. Lucius-Hoene (1997).

7.2.2 Der Umzug als Beschränkung

Im Folgenden soll veranschaulicht werden, wie der Umzug als Ereignis mit Nachteilen gedeutet wird. Dies wurde ersichtlich bei den Fallanalysen von Frau Engel und Frau Schiller. Erstens vergleiche ich die Ambivalenzen bezogen auf den Umzug in den Narrationen der beiden Frauen. Zweitens werden die thematisierten Veränderungen verglichen. Und drittens soll erneut im restlichen Material nach Analogien gefragt werden.

In Frau Engels und Frau Schillers Fall lassen sich zwei Pole in den Ausführungen entdecken, die zu ambivalenten Positionierungen führen: auf der einen Seite die positive Bewertung der Wohnung und auf der anderen Seite die negative Beurteilung des Wohnumfelds bzw. der neuen Situation.

Beide Frauen entwerfen zufriedene Bewertungen in Bezug auf die neue Wohnung, in der sie sich durch ihre Barrierefreiheit, den guten Schnitt oder Helligkeit wohlfühlen. Dies ist für sie insofern von besonderer Bedeutung, als sie die vorherige Wohnung als inadäquat in ihrem Zustand beschreiben.

Auf der anderen Seite fällt jedoch die Bewertung des neuen Umfelds und der neuen Situation vernichtend aus. Die Infrastruktur und das soziale Umfeld vor Ort werden kritisiert, immer in Hinblick auf das vorherige Umfeld, das regelrecht überhöht dargestellt wird und auf das erzählte Ich, das dort besser agieren konnte. Beide vermissen kulturelle Möglichkeiten und besonders Frau Schiller leidet unter ihrer Einsamkeit in der neuen Umgebung. Es werden drei Aspekte von Veränderungen explizit oder implizit durch den Umzug deutlich:⁶⁵²

Erstens werden Veränderungen im alltäglichen Lebensvollzug eklatant. Frau Engel und Frau Schiller erfahren sich beide als eingeschränkt in ihren Freizeitaktivitäten aufgrund der fehlenden Kulturangebote. Weiter

⁶⁵² Vgl. Schäfer (2008), S. 109.

stellen sie sich als weniger mobil als vorher dar: Frau Schiller hatte in ihrem vorherigen Wohnort eine Bushaltestelle vor der Tür und dadurch gute Mobilitätsmöglichkeiten. Frau Engel bemängelt die weite Entfernung zur Innenstadt mit dem Rad, weshalb sie sich oft dagegen entscheide und Zuhause bleibe. Zweitens werden Veränderungen im sozialen Bereich sichtbar. Frau Engel ist weiter von ihren Freunden entfernt und sieht sie dadurch weniger. Frau Schiller wohnt nun zwar näher bei ihren Kindern, thematisiert aber an mehreren Stellen, dass diese kaum Zeit hätten. Zudem beklagt sie eine große Einsamkeit, durch fehlende Beziehungen vor Ort, die sie sich zwar wünscht, die aber nicht zustande kommen.

Die dritte Veränderung bei beiden Frauen bezieht sich auf den emotionalen Aspekt: Frau Schiller trauert über ihren Umzug und verbindet ihn mit Zweifeln. Bei Frau Engel wird auf makroanalytischer Ebene deutlich, dass sie hadert und frustriert ist.

Beide Frauen entwerfen ein klares Bedingungsgefüge zwischen dem getätigten Umzug bzw. dem neuen Umfeld und den negativen Veränderungen. Sie entwerfen durch ihre Positionierungen eine Inkonsistenz zwischen dar- und hergestellter Identität. Dies führt zum Gefühl von Verlust an Kontinuität und löst Unzufriedenheit aus. Die Frauen sehen sich in einer misslichen Lage. Zudem hat sich auch nach einiger Zeit die Situation nicht verbessert, sondern wird sogar als noch prekärer erlebt. Dennoch ist der Stellenwert der Veränderungen als unterschiedlich zu bewerten: Während bei Frau Engel die Vorteile der neuen Wohnung überwiegen, weil sie sich die Wohnung finanziell leisten kann und im Hinblick auf ihre Zukunft hofft, lange bleiben zu können, vermittelt Frau Schiller die Nachteile als relevanter für sich. Jedoch muss bei Frau Schiller erneut darauf hingewiesen werden, dass sie bei der Umzugsentscheidung und dem Prozess kaum von ihren Töchtern einbezogen wurde. Mit großer Wahrscheinlichkeit wirkt dies enorm auf ihre Deutung des Umzugs, sowie den damit einhergehenden Veränderungen.

Beleg 61, Frau Schiller, Interview I

„Wie gesagt, der Umzug, habe ich mich nicht drum gekümmert. Die Kinder haben mich zur Nachbarin..., ich habe da zu sehr reingeredet, ich habe sie genervt (lacht). Und da haben sie das wirklich tatsächlich gemacht. Also sie haben da einige Sachen weggetan, die ich eigentlich (stottert), 'vom Ballast befreit', haben sie gesagt.

[...]

Die haben ja gemeint die Kinder, ich soll, die hatten ja das Sagen, Sie werden es schon gemerkt haben, das haben die alles gemacht. Ich war ja auch froh drum. Sie haben die Umzugsfirma bestellt und ich habe immer nur (lacht), immer nur bezahlt.. Tja...“

Frau Engels und Frau Schillers Narrationen lassen den Schluss zu, dass der Umzug als biografisches Ereignis nach wie vor präsent ist und nicht vollauf akzeptiert ist. In den Interviews wird ein anhaltendes Ringen um Akzeptanz und Ablehnung deutlich, ein Pendeln zwischen Annahme der aktuellen Situation und Sehnsucht nach der vorherigen.

Im Hinblick auf das restliche Material kann konstatiert werden, dass kein anderer Fall mit derart drastischen Deutungen und Veränderungen gefunden werden kann. Einzig in Frau Vogts Fall findet sich insofern eine Parallele, als diese aus der vorherigen Wohnung nicht ausziehen wollte, jedoch wegen Kündigung des Mietvertrags musste. Sie spricht von „Schrecklichkeiten“, wenn sie an ihren Umzug denke. Zudem beschreibt sie den Umzug als existenziell:

Beleg 62, Frau Vogt, Interview I

„Wenn Sie 48 Jahre sowas aufbauen und dann irgendwo auch irgendwann mal sagen, genauso haben wir es uns gedacht und ja. Dann kommt auf einmal jemand und der sagt: 'Das war's!'.. Das ist sehr existenziell!“

Doch Frau Vogt schafft es, mit diesem Ereignis fertigzuwerden, sich auf die neue Situation einzulassen und Gewinne für sich dabei zu entdecken, so dass sie im zweiten Interview konstatiert: „Ich muss immer wieder sagen, dass ich ganz dankbar bin so angekommen zu sein. Also angekommen, wirklich.“

7.2.3 Resümee

Die vorgestellten Ergebnisse zeigen, dass eine Mehrheit von acht Befragten den Umzug und daraus resultierende Folgen begrüßt. Somit weist dies tendenziell auf eine Abweichung von den Annahmen in der Ökogerontologie hin. Dort wird die enorme Bindung von älteren Menschen an deren vertrautes Wohnumfeld in den Vordergrund gestellt und zugleich dient dies als Erklärung, weshalb so viele ältere Menschen in ihren vier Wänden wohnen bleiben möchten. Es wird aus ökogerontologischer Perspektive von einer regelrechten „Verwachsung“⁶⁵³ des älteren Menschen mit seiner Umwelt gesprochen bzw. wird nach wie vor das Konzept der „insideness“ (Verinnerlichung) von Graham D. Rowles angeführt.⁶⁵⁴ Eine derart starke Gebundenheit von älteren Menschen an ihre frühere Umgebung kann in dieser Studie nicht nachgewiesen werden. Trotz zum Teil enormer Wohndauer in der vorherigen Wohnung (bis zu 70 Jahre!) entscheiden sie sich für einen Umzug. Dass sich dabei auch gegen eine große Vertrautheit entschieden wird und eine erhebliche Ungewissheit in Kauf genommen wird, liegt auf der Hand. Die Erwartungen und Hoffnungen an den Wohnortwechsel überwiegen jedoch und lassen schließlich den Schritt ins Unbekannte zu. Jedenfalls scheint die Bezeichnung „Verwachsung“ daneben zu gehen und letztlich auch eher einer Abwertung von älteren Menschen und Abwehr von deren positiven neuen Möglichkeiten zu sein. Auch die Gültigkeit von Rowles Konzept muss hinterfragt werden, umso mehr, da es auf einer Feldforschung von vor über dreißig Jahren beruht und anzunehmen ist, dass sich die Generation älterer Menschen von damals nicht mit der heutigen Generation gleichsetzen lässt aufgrund veränderter gesellschaftlicher Bedingungen mit postmodernen und globalisierten Einflüssen.

Die Ergebnisse dieser Studie werfen ein neues Licht auf die „Umzugskompetenzen“ von älteren Menschen. Es findet sich nicht nur Marcoux

⁶⁵³ Vgl. Oswald (2010), S. 171; Kap. 3.2.1.

⁶⁵⁴ Vgl. Rowles (1983); Kap. 3.2.1.

These bestätigt, dass sich gerade durch das Aussortieren von Objekten auch hinfällig gewordene Erinnerungen und Beziehungen aussieben lassen. Auch das Verlassen der langjährig vertrauten Umgebung bietet die Chance, neue Möglichkeitsräume zu entdecken, sich zu befreien und zu neuen Haltungen zu finden.

Gerade für diejenigen Erzählerinnen, die vorher lange mit ihrem Mann eine Wohnung bewohnten, demonstriert die neue Umgebung Unabhängigkeit und Möglichkeit zu einer anderen weiblichen Existenz. Sicher bedeutet es für die eine oder andere Erzählerin mehr oder weniger eine Herausforderung, die aus dem Umzug resultierenden Erfahrungen zu sortieren und so manche Ambivalenz bleibt bestehen. Jedoch zeigt sich bestätigt, dass grundlegende Änderungen in den Haltungen und Sichtweisen lebenslang möglich, sogar notwendig sind. Rentsch betont, dass „die einmalige Ganzheit des Lebens“⁶⁵⁵ zu der Gewissheit führe, dass Grundlegendes nur einmal geschieht: einmal Kind, einmal Erwachsener, einmal Eintritt in den Ruhestand.⁶⁵⁶ Der Mensch erfährt sozusagen von Beginn seines Lebensverlaufs an, dass Unveränderlichkeit und Stabilität nur eingeschränkt existieren und möglich sind.

Genau dieses wird in den Narrationen deutlich. Und offensichtlich wird damit auch, dass die Flexibilität älterer Menschen nicht unterschätzt werden darf und dass nicht zwangsläufig ein unbedingtes Festhalten an der bekannten, alten Umwelt bestehen muss. Gerade das Loslassen wird bejaht.

Einzuräumen ist, dass diejenigen Erzählerinnen, die ihren Umzug positiv einstufen, den Entschluss zum Wechsel selbstbestimmt getroffen haben. Zudem war der Abschied aus der alten Wohnung kein unerwarteter oder plötzlich erzwungener. Vielmehr ging ein reiflicher Prozess der Überlegung voraus, der reichlich Zeit für Abwägungen und Imaginationen zuließ. Und vermutlich ist dies auch entscheidend, denn so erhält

⁶⁵⁵ Rentsch (2013), S. 165.

⁶⁵⁶ Vgl. ebd.

das Subjekt die Möglichkeit, langsam Abschied zu nehmen, um „Gewohntes“ tatsächlich hinter sich lassen zu können.

Demnach kann Frau Königs Äußerung für eine große Mehrheit der befragten Frauen geltend gedacht werden: „Man sagt immer, einen alten Baum verpflanzt man nicht. Aber manchem alten Baum tut’s gut!“

7.3 Das Betreute Seniorenwohnen

Die folgenden Unterkapitel entsprechen in der Betrachtungsweise dem vorherigen. Hier geht es vornehmlich um subjektive Deutungen und Haltungen bezüglich des Betreuten Seniorenwohnens, weg von der alleinigen Analyse der narrativen Identitäten. Wieder dienen die aus den Einzelfallanalysen erkennbaren Tendenzen als Orientierung bei dem Vergleich mit den anderen Erzählerinnen. Zunächst wird gefragt, welchen Stellenwert diese Wohnform im Alltag der Frauen in den Fallbeispielen und bei den übrigen Erzählerinnen einnimmt. Daran werden sich die Fragen anschließen, inwiefern ein Zusammenhang in den Narrationen zwischen dem Betreuten Wohnen und den Blick auf die Zukunft finden lässt. Zum Schluss soll nach dem Alter(n) im Betreuten Seniorenwohnen gefragt werden.

7.3.1 Aktuelle und antizipierte Bedeutungszuschreibungen

Den Beginn der nachfolgenden Ausführungen soll der Fall Frau Schiller darstellen. Frau Schiller ist die Einzige, die das Betreute Wohnen vielfach von sich aus thematisiert. Bei ihr erfährt das Betreute Wohnen eine immense Bedeutungszuschreibung, denn sie knüpft an das Betreute Wohnen große Hoffnungen. Sie wünscht sich soziale Kontakte. Sie führt aus, wie sie rege an Veranstaltungen teilnehme. Jedoch zeigt sie sich in beiden Interviews gleichbleibend enttäuscht, denn die Kontakte stellen sich nicht ein und ihre Erwartungen werden nicht erfüllt.

Frau Winter unterstellt dem Betreuten Seniorenwohnen zwar auch Sinn und Nutzen für sich und äußert ihre Erwartungen an das Betreute Seniorenwohnen als erfüllt, jedoch entsprechen ihre Ausführungen dazu einem Bild, das sich auch bei den anderen Erzählerinnen bestätigt: Das Betreute Seniorenwohnen findet nur am Rande als Thema in den Narrationen Raum. Oftmals kommt es sogar erst nach explizitem Nachfragen zur Sprache. Dies stellt für mich eine große Überraschung dar, denn

mindestens von frisch Umgezogenen in eine spezielle Wohnform für's Alter(n) hätte ich mehr Niederschlag in den Narrationen erwartet.

Die dünnen Aussagen, die dann schließlich zustande kommen, weisen eine Gemeinsamkeit auf: Die Frauen vermitteln sich mir als unabhängig vom Betreuten Wohnen. Zwar nutzen sie die eine oder andere Möglichkeit, aber sie verweisen alle drei auf andere Tätigkeiten, die sie anstelle des Angebots des Betreuten Seniorenwohnens noch verrichten oder die sie dem vorziehen.⁶⁵⁷ Auch im restlichen Material finden sich derartige Ausführungen, in denen auf die Bedeutung von Selbstständigkeit und anderen Interessen verwiesen wird:

Beleg 63, Frau Ziegler, Interview II

„Ich gehe zum Gehirnjogging, wir waren gestern wieder frühstücken oder wenn Kaffee-trinken ist. Ich backe dann für dort immer Kuchen. Von den anderen Sachen..naja mache mal eine Busfahrt.. Ich habe ja auch noch so viel an mir hängen. Ich gehe zu meiner Tochter, bin da als Bügelfrau. Die kommt auch zu nichts. Die kommt immer so spät nach Hause. Sie wissen das ja selbst. Langeweile kenne ich nicht. Deshalb kann ich gar nicht alle Angebote nutzen.“

Beleg 64, Frau Vogt, Interview II

„Und jetzt bin ich vielleicht mal bereit die Menschen, die da sind, zu fragen, in Anspruch zu nehmen. Aber es überwiegt schon das Wissen, dass ich ganz autonom bin. Das ist für mich ganz, ganz wichtig.“

Beleg 65, Frau Thim, Interview I

„Das Schöne ist ja, bei uns da haben sie gedacht, dass ich ins Altenheim, in eine Al-tenwohnung ziehe. Wieso denken die Leute das? Betreutes Wohnen. Aber ich bin doch selbstständig! Ich gehe zum Gehirnding macht mir Spaß, ich gehe essen, da koche ich mal nicht. Ich bin an und für sich gesellig. Und ich habe ja auch noch viele andere Dinge zu tun, so ist das nicht!“

Das Hervorheben der eigenen Selbstständigkeit und Autonomie sowie wichtiger Aktivitäten spielt eine enorme Rolle in den Ausführungen. Die

⁶⁵⁷ Vgl. Kap. 7.1 und die dortigen Ausführungen zur hohen Bedeutung des Vergleichens für die Konstitution der narrativen Identität.

Betonung und Aufrechterhaltung der Autonomie, als ein zentraler Wert seit der Aufklärung für Individuen in demokratische Staaten,⁶⁵⁸ ist bekannt. Auch haben der Prozess der Individualisierung und die „Multioptionsgesellschaft“⁶⁵⁹ dabei einen signifikanten Anteil. Jedoch erfährt dies bei älteren Menschen noch einmal eine andere Brisanz angesichts der Radikalisierung der Zeitlichkeit und der intensiveren Erfahrung der Endlichkeit, die sich an einer „Unumkehrbarkeit der Lebensbewegung“⁶⁶⁰ eröffne. Die Gegenwart zeige sich als ungesicherter Ort mit Bedrohung eben dieser Autonomie.⁶⁶¹ Altersbedingte, körperliche Abbauprozesse lassen Fragen zur Selbstständigkeit und Autonomie aktuell werden. Der Soziologe Klaus Schroeter beschreibt, dass gerade im gerontologischen Diskurs „[...] Aktivität als Quelle von Erfahrung und Unabhängigkeit“⁶⁶² im Kontrast zu Krankheiten und Hinfälligkeiten ins positive Licht gestellt werden. „Aktivitäten werden in der gerontologischen Forschung zum Bestandteil einer ‚positiven Ökonomie‘, die alternde Menschen als zu befähigende, berechenbare, prognostizierbare und kontrollierbare Subjekte formt.“⁶⁶³ Auch die Heilpädagogin Helen Güther arbeitet heraus, dass in der Medizin, Heilpädagogik und Gerontologie ein Bild von Autonomie dominiere, welches am Ideal des kognitiv-rational fähigen Menschen ausgerichtet sei. Ziel sei das Unabhängig-Sein. Güther legt dar, dass jedoch im Zusammenhang mit Pflege und Demenz diese Auffassung problematisch sei. Denn Menschen in dieser Situation können Einschränkungen in ihren kognitiven und kommunikativen Fähigkeiten haben, so dass sie ihren Willen mitunter nur schwierig oder gar nicht mitteilen können. Damit werden diejenigen ausgeschlossen, deren Autonomie eigentlich gestärkt werden solle. Die Vorstellung, pflegebedürftig zu werden, sei von Ängsten der Hoffnungslosigkeit und

⁶⁵⁸ Vgl. Pauen, Welzer (2015), S. 207.

⁶⁵⁹ Gross (1994).

⁶⁶⁰ Rentsch (2013), S. 167.

⁶⁶¹ Vgl. ebd.

⁶⁶² Schroeter (2009), S. 362.

⁶⁶³ Ebd.

Sinnlosigkeit begleitet, weil Abhängigkeit zum Unwert geworden sei.⁶⁶⁴ Mit einem anthropologisch-phänomenologischen Blick werde jedoch deutlich, dass der Mensch als soziales Wesen immer auch in Abhängigkeit zu anderen stehe. Demzufolge stelle Autonomie ein Konzept der verantwortungsvollen Fürsorgeverhältnisse dar.⁶⁶⁵ „Autonomie ist damit weniger ein Fähigkeiten-Konzept als vielmehr ein Verhältnis-Konzept“⁶⁶⁶, konstatiert Helen Güther. So lange jedoch der eindimensionale Autonomiebegriff vorherrscht, gehört die Angst vor Abhängigkeit und das Streben nach Aktivität zur Normalität. Dazu kommt auch noch eine spezifische Auffassung von und Haltung zur Pflegesituation, was weiter unten thematisiert wird.

Die Betonung der Selbstständigkeit und Autonomie durch die Frauen im Betreuten Wohnen in der Kombination mit der mageren Thematisierung des Betreuten Wohnens an sich, könnte folglich so interpretiert werden, dass es im gegenwärtigen Alltag der befragten Frauen eine untergeordnete Stellung einnimmt. Dafür spricht auch die Entdeckung, dass das Nutzen des Betreuungsangebots in die Zukunft verlagert wird. Hier erfährt es eine Aufwertung aufgrund der Furcht vor Notsituationen.

Dies ist nicht nur bei Frau Engel und Frau Winter der Fall, sondern auch bei anderen Frauen, was folgende drei exemplarische Ausschnitte verdeutlichen:

Beleg 66, Frau Nowak, Interview I

„Aber im Ernstfall irgendwann ist es halt einfach, hat man so das Gefühl, im Notfall ist man dann hier vielleicht doch besser versorgt. Ich habe es noch nicht benutzt und ich bin sowieso jemand, der wirklich bis zum letzten Moment versucht alles selber zu machen. Ich bin nicht so jemand, der ständig `hach und och´ es gibt ja viele, die da anders rum sind.“

⁶⁶⁴ Vgl. Güther (2014), S. 240.

⁶⁶⁵ Vgl. ebd.

⁶⁶⁶ Ebd., S. 241, Herv. entf.

Beleg 67, Frau Vogt, Interview I

S.S.: „Und welche Rolle spielt denn das Betreute Wohnen für Sie?“

Frau Vogt: „Für mich überhaupt keine. Ne. Ich brauche niemanden. Das war schon sehr stark. Obwohl ich wie gesagt, die alten Menschen am Arm hatte. Also für mich überhaupt nicht. Aber jetzt wiederhole ich vom Anfang etwas, als mein Partner gesagt hat: ‘Geh doch da mal hin, wir werden alle mal bedürftig.’ Und das hat mich so beeindruckt und bewegt. Welche Chance ist das! Zumindest mal anrufen zu können zukünftig, wenn Sie mal bedürftig sind. ‘Hätten Sie jemanden, der einkauft? Könnten Sie raten...?’“

Beleg 68, Frau Ziegler, Interview I

„Aber dann hat mich das eben doch gelockt mit dem Betreuten, man weiß ja nie, was mal kommt, wenn man nicht mehr kann.“

Winfried Saups Studie kam ja bereits zu dem Schluss, dass Krisenvorsorge ein Hauptmotiv für einen Umzug und eine zentrale Erwartung an das Betreute Seniorenwohnen sei, was hier auch deutlich wird.⁶⁶⁷

Als höchst interessant in dieser Studie entpuppt sich dann jedoch ein Widerspruch, der bei der Analyse der Narrationen über die Zukunft deutlich wird: Hier finden sich weder explizite noch implizite Bezugnahmen auf die Betreuung. So schieben die Frauen einerseits beim Reden über das Betreute Wohnen dessen eventuelles Nutzen für sie in die Zukunft. Andererseits taucht es dann beim Erzählen über Zukunftsentwürfe nicht auf. Dies lässt den zuvor antizipierten Stellenwert des Betreuten Wohnens klein erscheinen.

Es zeigt sich in den Fallbeispielen von Frau Engel, Frau Schiller und Frau Winter, dass vielmehr zum Thema Zukunft Positionierungen entwickelt werden als besorgt, macht- und ratlos insbesondere bei dem Gedanken an antizipierte Abhängigkeiten. Im Gegensatz zu Saups Studie, in der festgestellt wurde, dass die Mehrheit der Befragten falsche Erwartungen an das Betreute Wohnen haben und davon ausgingen, dass sie bis zu ihrem Tod dort verbleiben können, ist das in dieser Studie

⁶⁶⁷ Vgl. Saup (2001), S. 8.

nicht zu bestätigen.⁶⁶⁸ Explizit äußern alle befragten Frauen das Nachdenken über mögliche Optionen im Falle eines verschlechterten Gesundheitszustands, was zeigt, dass sie sich sehr wohl darüber bewusst sind, dass sie womöglich nicht bis zu ihrem Tod im Betreuten Wohnen bleiben können. Folgende Zitate aus dem übrigen Material illustrieren dies:

Beleg 69, Frau Nowak, Interview II

„Man überlegt ja, wenn man alt ist, Zeit genug hat man ja, wenn man sich damit befasst, von meiner ganzen Verwandtschaft sind alle irgendwie an Krebs gestorben. Kaum einer, der so weggetreten ist. Meine Mutter auch, die war ja bis zum Schluss relativ klar im Kopf und da denke ich, dass es bei mir auch so ist. Will halt jeder. Wer will schon in ein Pflegeheim! ... Pflegefall verdränge ich, den Tod akzeptiere ich. Jeder hat es bisher geschafft.“

Beleg 70, Frau Groß, Interview II

„Was heute im Altersheim so abläuft! Meine Bekannte ist eine 100%ige, die auch für die alten Menschen da ist. Aber es ist ja kein Personal da und da haben die als Hilfskräfte Russinnen. Und die sind.. wenn da einer nicht isst, kriegt er die Nase zugehalten und kriegt es in den Mund gestopft... Und dann ist es auch so, die Krankenkasse, die schreiben heute vor, wie viele Pampers jemand am Tag verbrauchen darf. Es ist nicht, wenn der sich ein paar Mal mehr vollmacht, dass er dann mehr gewickelt wird. Nur so und so viel Mal am Tag. Und das sind Sachen, die machen mir Angst! Und die hat nachts um die 30 Patienten zu versorgen und dann jetzt gerade war wieder 1 Sterbefall, sie hat aber auch schon drei gehabt. Da ist die alleine. Da können Sie sich vorstellen, da bin ich nicht beglückt mit dem Gedanken Altersheim. Das ist..da mache ich mir schon Gedanken, was dann wird.“

Beleg 71, Frau Fuchs, Interview II

„Wenn es nicht mehr geht, da habe ich mir gedacht, dann muss ich in ein Heim gehen. Aber sehr ungern... Sehr ungern. Ich bin nicht ein Mensch... verstehen Sie das? Es ist ja leider Gottes bei uns Frauen, dann... das ist schrecklich. Ich war mal in N. mit meiner Friseurin, weil sie da immer hin geht. Sie hat da so einige Damen, die nicht mehr laufen können, geht sie da immer. Da habe ich gedacht `Um Gottes Wil-

⁶⁶⁸ Vgl. Saup (2001), S. 62f.

len!?' Da saßen die wie die Vögel auf der Stange und guckten nicht, sie glotzten jeden neuen Besucher an und da habe ich gedacht: 'Nein! Das möchte ich nicht!' Verstehen Sie?"

Den Frauen scheint klar zu sein, dass das Betreute Wohnen keine Option für ein eingeschränktes und labiles Dasein darstellt. Zugleich wird jedoch die Option Pflegeheim als das düsterste Zukunftsszenario entworfen.

Der Soziologe Erving Goffman bezeichnete das Pflegeheim als „totale Institution“, wo alle Lebensverrichtungen von einer Autorität disponiert und organisiert werden unter Ausschluss der Bewohnenden und der äußeren Welt. Alle Phasen seien exakt geplant, alle Mitglieder der Institution führen die gleichen Tätigkeiten aus und alle Bewohnenden erfahren die gleiche Behandlung. Das Leben in einer derartigen Institution bedeute eine Beschränkung und Entwürdigung des Ichs sowie einen Rollenverlust.⁶⁶⁹ Derart imaginieren die Erzählerinnen eine Zukunft dort, als Gegenbild, als „worst case“, der eine Dehumanisation mit sich bringt und das Ende von Autonomie und Selbstständigkeit. Das wünscht sich niemand, und falls es doch eintritt, dann sollte es möglichst schnell vorübergehen. Zwei Aspekte werden hier erkennbar: Erstens wird hier eine Sorge deutlich, die dominierend unter Älteren ist. So wurde beispielsweise bei der Generali Altersstudie 2013 deutlich, dass eine der größten Sorgen, für 78% der 65- bis 85-Jährigen, eine Angewiesenheit auf Pflege darstelle.⁶⁷⁰ Zweitens wird an diesen Stellen ein überwiegend defizitorientiertes Verständnis von Pflegebedürftigkeit ersichtlich. „In der Alltagssprache fest verankert, steht der Begriff des «Pflegefalls» pars pro toto für schwierige und belastende Seiten, die mit der Pflege alter Menschen verbunden sind. Er steht für Bilder von Bettlägerigen, auf fremde Hilfe Verwiesenen. [...] Er ist ein überflüssiger Begriff mit Tradition und kultureller Prägekraft“⁶⁷¹, konstatiert der Sozial-

⁶⁶⁹ Vgl. Goffman (1973), S. 25f.

⁶⁷⁰ Vgl. Generali Zukunftsfonds (2012), S. 254.

⁶⁷¹ Klie (2014), S. 32.

wissenschaftler Thomas Klie. Der Begriff spiegele ein negatives Altersbild wider, welches wiederum den Umgang mit älteren Menschen, die auf Hilfe angewiesen seien, beeinflusse. Ihre individuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse können so verkannt werden.⁶⁷² Dieser Begriff „[...] stützt Bilder von Pflege, die mit Siechtum, mit unwürdigen Lebensbedingungen und mit der Skandalberichterstattung über Pflegeheime verbunden sind.“⁶⁷³ Und hier schließt sich der zuvor angedeutete Kreis: Diese Auffassung von Pflegebedürftigkeit bedingt wiederum das Ringen um Autonomie und erklärt die starke Ausrichtung am „Unabhängig-Sein-Wollen“. Es fehlt, wie mit Güther dargelegt wurde, eine breite und grundlegende Annahme des Menschen als soziales Wesen, das notwendigerweise immer in Abhängigkeit zu Anderen steht und wobei Fürsorge als selbstverständlich betrachtet wird.⁶⁷⁴

Dagegen stellte sich bei Frau König heraus, dass sie gelassen auf ihre Zukunft und einen eventuellen Aufenthalt im Pflegeheim blickt, jedoch hat dies nur am Rande mit dem Betreuungskonzept an sich zu tun. Sie macht vielmehr die Nähe zu ihren Kindern verantwortlich für ihre Gelassenheit. Zudem wurde in der Fallanalyse von Frau König eine generelle unterkühlte und distanzierte Haltung zum Älterwerden ausgemacht, die Zimmermanns Ausführungen zur „Alters-Coolness“ nahekommen.⁶⁷⁵

⁶⁷² Vgl. Remmers, Walter (2012).

⁶⁷³ Klie (2014), S. 33.

Seit dem 01.01.2016 ist das Zweite Pflegestärkungsgesetz in Kraft getreten, welches ab dem 01.01.2017 wirksam wird. Dieses beinhaltet auch einen neuen Pflegebedürftigkeitsbegriff und Pflegestufen werden zu Pflegegraden erweitert. Bei der Einschätzung des Pflegegrads soll dann nicht mehr der Faktor „Zeit“, sondern der Grad der Selbstständigkeit relevant sein (vgl. BMG (2016)). Hier bekommt also auch wieder der Begriff der Selbstständigkeit höchste Aufmerksamkeit und wird leitend bei der Begutachtung und Zuteilung des Pflegegrades. Auch wenn angenommen wird, dass mit diesem Gesetz mehr Menschen ein Zugang zu den Leistungen der Pflegeversicherung ermöglicht wird (vgl. BMG (2016)), bleibt der Begriff der Pflegebedürftigkeit. Klie kritisiert den Begriff generell, da er nachteilig präge mit seinen Festschreibungen, Diskriminierungen und seinem Fokus auf Defizite (vgl. Klie (2014), S. 38).

⁶⁷⁴ Vgl. auch Kruse (2005), der von bewusst angenommener Abhängigkeit spricht als eine wichtige Voraussetzung für eine „altersfreundliche Kultur“ neben Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und Mitverantwortung.

⁶⁷⁵ Vgl. Zimmermann (2013); Kap. 6.3.6.

Frau König scheint eine derartige Position eingenommen zu haben und dementsprechend den Blick auf ihre Zukunft, der einen Aufenthalt in einem Pflegeheim nicht ausschließt, nüchtern zu halten. So kann sie letztlich auch das „Leben als Geschenk“ betrachten, wie sie mir im zweiten Interview unterbreitet.

7.3.2 Alter(n) im Betreuten Seniorenwohnen

Diese Arbeit möchte auch der Frage nachgehen, inwiefern das Betreute Seniorenwohnen Auswirkungen auf das eigene Älterwerden haben könnte und inwiefern die Kategorie „Alter“ als Identitätskategorie relevant gemacht wird. Dabei ging es besonders um Äußerungen zum subjektiven Alter(n) und dessen Beeinflussungen durch das Wohnen in einem Betreuungszusammenhang.

So hatte ich im Vorfeld angenommen, dass ein Wohnen in einem Betreuungskontext einen Prozess der Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter auslösen könnte, denkbar in zwei Richtungen:

Erstens, dass Erzählerinnen sich als „jünger“ beschreiben durch eine aktive Teilnahme an den Angeboten des Betreuten Wohnens oder durch neue dort entstandene soziale Kontakte.

Zweitens, dass Verunsicherungen im individuellen Altersbild zur Sprache kommen durch die Konfrontation mit vielen anderen älteren Menschen im nahen Umfeld und dem Wohnen in einer Institution.

In den Fallanalysen thematisierte einzig Frau Winter, dass sie seit dem Wohnen im Betreuungskontext mehr über das Sterben nachdenke. Bei ihr scheint das neue Umfeld das subjektive Alterserleben insofern zu beeinflussen, als die eigene Endlichkeit massiver ins Bewusstsein tritt. Von ihr abgesehen, stellt keine weitere Frau weder explizit noch implizit eine Verbindung zwischen dem Betreuten Wohnen und dem subjektiven Alterserleben dar.

Meine ursprünglichen Annahmen erweisen sich damit als irrtümlich. Es muss festgestellt werden, dass das Wohnen im Betreuungskontext für

die von mir interviewten Frauen in keiner Verbindung zum eigenen Älterwerden gestellt wird. Zumindest wird es nicht thematisiert.

7.3.3 Resümee

Die Bedeutungskraft des Betreuten Seniorenwohnens liegt für die Erzählerinnen vor allem in einem gegenwärtigen Beruhigungsaspekt bezüglich antizipierter Notsituationen. So scheint zunächst im Fall der Fälle erste Hilfe gewährleistet zu sein. Darüber hinaus spielt der Betreuungskontext im Alltagsleben eine überraschend untergeordnete Rolle. Möglichkeiten und Angebote werden nur am Rande thematisiert und wahrgenommen, denn von höherer Bedeutung ist die Selbstständigkeit, das „Noch-Können“ anstatt das „Angewiesen-Sein“. Die Erzählungen zeigen den großen Wunsch nach Selbstbestimmung und Aktivität auf. Die Frauen wollen in einem Betreuungskontext leben, aber nicht betreut sein.

Die eigene Zukunft wird unberücksichtigt vom Betreuten Wohnen imaginiert. Dies kann insofern positiv eingestuft werden, als anscheinend keine der Frauen falschen Hoffnungen unterliegt auf Leistungen, die das Betreute Seniorenwohnen nicht bietet.⁶⁷⁶

Andererseits wird in den Narrationen eines deutlich: Die fehlenden Optionen dieser Betreuungsanlage für eine denkbare eingeschränkte Zukunft der Erzählerinnen schlägt sich in einer gewissen Orientierungslosigkeit nieder. Mehrheitlich werden Ratlosigkeit und Ausweglosigkeit thematisiert sowie ein düsteres Bild von einer möglichen Pflegebedürftigkeit entwickelt.

Fragen zur Reichweite dieses Wohnkonzepts drängen sich hier regelrecht auf. Bei genauerer Betrachtung scheinen die Narrationen eine Widersprüchlichkeit des Wohnkonzepts zu reflektieren:

Die untersuchte Anlage wendet sich an Bewohnerinnen, die aktiv und vital sind und maximal kleineren körperlichen Beeinträchtigungen un-

⁶⁷⁶ Vgl. im Gegensatz dazu Saup (2003).

terliegen, die aber beispielsweise durch die barrierefreie Bauweise aufgefangen werden können. Für umfassendere Einschränkungen mit größerem Unterstützungsbedarf bietet diese Anlage keine Optionen an. Es existiert kein angegliederter Pflegedienst oder ein Pflegeheim in unmittelbarer Nähe. Es können keine pflegerischen Maßnahmen durch das ansässige und zuständige soziale Dienstleistungsunternehmen dazu gebucht werden. Wenn also ein Abbau weitere Kreise zieht, wenn sich beispielsweise starke körperliche Einschränkungen oder demente Erscheinungen zeigen, dann ist der ältere Mensch in diesem Betreuten Seniorenwohnen vor Problemen gestellt. Dies machen die ausgeführten Narrationen deutlich. Spätestens dann folgt eine erschreckende Konfrontation mit den fehlenden Optionen. So zeigt sich, dass dieses Konzept als alternative Wohnform für ältere Menschen massive Einschränkungen aufweist. Die Betitelung „betreut“ zielt darauf ab, Sicherheit in der Gegenwart für eine antizipierte Notlage zu suggerieren. Die Frage der Zukunft bleibt aber im Ernstfall ungelöst - trotz des Wohnens in einer Wohnform für das Alter(n). Das Älterwerden, dem vielfältige Facetten inhärent ist, Gewinn und Verlusterfahrungen gleichermaßen umschließt, erhält demnach in dieser Betreuungsform keine Beachtung.

Damit bestätigt sich letztlich auch die Annahme, dass sich gerade in den aktuellen Wohnformen für das Alter(n) gesellschaftlich-kulturelle Zustände ausdrücken:⁶⁷⁷

Zugespielt kann formuliert werden, dass hier negative Stereotype vom Alter(n) begünstigt werden, denn ältere Menschen mit Unterstützungsbedarf werden ausgeschlossen von dieser Wohnform. Abbau, Endlichkeit und Tod werden ausgegrenzt. Es scheint das einseitige Masternarrativ vom aktiven, kompetenten und vitalen Alter(n)⁶⁷⁸ als erstrebenswertes Ziel der aktivierenden Leistungsgesellschaft findet in dieser Wohnform seinen Ausdruck. Der gesellschaftlich geforderte „Imperativ

⁶⁷⁷ Vgl. Katschnig-Fasch (1998), S. 20; Kap. 3.1.

⁶⁷⁸ Vgl. Laceulle, Baars (2014); Kap. 4.1.

der Selbstbestimmung“⁶⁷⁹ findet hier als zentrale Prämisse seinen Niederschlag. So scheint sich hier der Versuch zu zeigen, auf der einen Seite das Verlangen nach Freiheit gemäß unserer individualisierten Gesellschaft mittels Selbstbestimmung und das Bedürfnis nach Sicherheit aufgrund antizipierter Gebrechlichkeit vereinen zu wollen. Dieser Versuch scheitert jedoch in dem Moment des Auftretens von Krankheiten und Abbauprozessen und damit einhergehenden Abhängigkeitsverhältnissen. Der von Gross festgestellte gesellschaftliche Dauerkonflikt zwischen versprochenen und vorenthaltenen Lebensmöglichkeiten tritt hier deutlich zutage.⁶⁸⁰

Darüber hinaus kann hier ebenso die Frage aufgeworfen werden, inwiefern die Stadt Frankfurt durch die Konzeption ihrer Altersplanung und die darin verankerte ideelle und finanzielle Unterstützung derartiger Wohnkonzepte gleichsam dem angeführten Masternarrativ folgt. Jedenfalls werden die Aufrechterhaltung von Selbstständigkeit und Selbstbestimmung an oberster Stelle genannt und gefördert.⁶⁸¹ Dies wäre insofern nicht zu kritisieren, wenn Grundlage dessen wäre, dass vollständige Autonomie, anthropologisch betrachtet, nicht möglich ist und Abhängigkeit und Unterstützung als normale Entwicklungen im Alter gleiche Zuwendung und Stellenwert erhielten.

⁶⁷⁹ Otto (2013), S. 239ff.

⁶⁸⁰ Vgl. Gross (1994), S. 367.

⁶⁸¹ Vgl. Dezernat für Jugend und Soziales, Stadt Frankfurt (2009), Teil V; Kap. 5.2.1.

8. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit setzte Erzählungen von älteren Menschen, die in eine betreute Wohnform umgezogen waren, in den Fokus und wendete sich damit einem Mangel in dem aktuellen Forschungsstand zu: Wohnen und Umziehen im Alter sind bislang wenig beachtete Forschungsthemen in der Kulturwissenschaft Volkskunde.

Mit phänomenologischem Blick erkundete diese Studie narrative Identitäten von zehn Frauen, die in eine betreute Seniorenwohnanlage gezogen waren. Ältere Männer konnten für eine Teilnahme an der Forschung nicht gewonnen werden. Die männliche Sichtweise steht daher aus.

Es wurde mit einer narrativen Perspektive angenommen, dass das Ich sich mit und in seinen Geschichten zeigt und Produkt kontinuierlicher, aber inkonstanten Sinnzuschreibungen ist. Erzählen pendelt so gleichermaßen zwischen Selbsterfindung und Selbstfindung. Es dient als Mittel zur Orientierung bei der individuellen Sinnsuche, besonders auch für Ältere, die mit zahlreichen Forderungen unserer leistungsorientierten Gesellschaft konfrontiert werden.

In der vorliegenden Arbeit sollte untersucht werden, wie beim Erzählen über eine Umbruchsphase, dem Umzug in das Betreute Seniorenwohnen und dem Wohnen dort, narrative Identität dar- und hergestellt wird. Vorausgegangen war dem die Erkenntnis, dass in der Ökogerontologie dem Wohnen älterer Menschen in dem vertrauten Zuhause enorme Bedeutungskraft für das Wohlbefinden und die Identität beigemessen wird.

In diesem Zusammenhang zeigte sich auch eine existierende Debatte über eine sogenannte „Altersidentität“. Von einigen Forschenden wird eine stabile und kohärente Altersidentität als erstrebenswert für ein gelingendes Alter(n) gesehen. Dabei wird das (höhere) Alter als maßgeblich bedeutsam für die Identität eingeordnet. Im Gegensatz dazu stehen

Vorstellungen anderer Forschenden von einer prozesshaften und situativen Identitätsbildung, die das ganze Leben stattfindet. Das Alter per se als bestimmende Kategorie findet dabei keine übergeordnete Relevanz.

Die Rekonstruktion der narrativen Identitäten in dieser Studie konzentrierte sich zunächst auf eine tiefgehende und differenzierte Einzelanalyse von acht Interviews mit vier Frauen. Leitend war dabei die Annahme, dass eine derartige kleinschrittige akribische Analyse mehr Aufschlüsse über Lebenswirklichkeiten vermittelt, als breite, allgemeine Beschreibungen. Besonders die Rekonstruktion der narrativen Positionierungen bei den subjektiven Ausführungen zum Umzug, zum Alltag, Betreuten Wohnen, Älterwerden und zur eigenen Zukunft fanden Beachtung. In eingehender Beschreibung wurde jeder Fall dargestellt, um eine größtmögliche Transparenz des Deutungswegs zu ermöglichen. Zudem erhielten dadurch die Lesenden die Gelegenheit, ein vollständigeres Bild von den betreffenden Subjekten zu entwerfen und nahe an sie heranzukommen.

Es stellte sich heraus, dass die Idee einer Altersidentität infrage gestellt werden muss. Das Alter(n) als zentrale Erfahrung für Ältere bei ihrer Identitätsbildung konnte nicht nachgewiesen werden. Es ist vielmehr ein Aspekt unter vielen, der die narrative Identitätsarbeit beeinflusst. An einigen, wenn auch wenigen, Stellen konnten Masternarrative vom Alter(n) entdeckt werden. Dabei fiel auf, dass sich ausschließlich auf defizitorientierte Masternarrative bezogen wurde, die von Einschnitten und Einbußen im Alter handelten. Eine positive Sicht auf das Älterwerden entwickelte keine Erzählerin.

Es zeigten sich in den Narrationen multiple Versuche, flexible Identitäten zu konstruieren. Die Subjekte pendelten in ihren Positionierungen, Abweichungen wurden teilweise begrüßt oder riefen ambivalente Gefühle hervor. Jedenfalls konnte die Vorstellung von einer stabilen und kohärenten Identität im Alter in dieser Studie nicht bestätigt werden.

Es wurde der Schluss gezogen, dass ältere Menschen sich in ihrer Identitätsbildung nicht von jüngeren Menschen unterscheiden, wenngleich davon ausgegangen werden kann, dass der Prozess komplexer ist. Schließlich blicken Ältere auf eine immense Fülle an Erfahrungen zurück, aus denen für die Dar- und Herstellung der Identität beim Erzählen je nach Kontext ausgesiebt und reduziert werden muss. Es wurde herausgearbeitet, dass besonders die Strategie des Vergleichens zwischen Epochen, mit noch bestehenden Potenzialen und mit unbestimmten Anderen von großer Bedeutung für die Konstruktion der narrativen Identitäten war.

In einem weiteren Schritt der Analysetätigkeit wurden die in den Fallanalysen bereits sichtbar gewordenen tendenziellen Haltungen zum Umzug und zum Betreuten Seniorenwohnen mit den restlichen Erzählerinnen der Studie abgeglichen und systematisiert. Ziel war dabei die Heterogenität subjektiver Positionen abzubilden und letztlich damit den Kenntnisstand zum Forschungsgegenstand zu erweitern.

Es wurde deutlich, dass die Mehrheit der Erzählerinnen ihren Umzug positiv einordnete und damit einhergehende Veränderungen bejahte. Diese Ergebnisse stehen im Gegensatz zu der überwiegend kritischen Auffassung von Umzügen in der Ökogerontologie. Dort wird gewarnt vor massiven Problemen für die Älteren und deren Gesundheit sowie Identität infolge eines Umzugs, vor allem aufgrund der Trennung von ihrem früheren Umfeld und einem damit einhergehenden Verlust der Verbindung zu ihm. Es wurde herausgearbeitet, dass hinter dieser Auffassung eine substanzifizierende Vorstellung von Identität liegt, die problematisch ist. Denn sie betont das Statische und lässt keinen Raum für Veränderungen. Die Ergebnisse dieser Studie zeigen jedoch auf neue Möglichkeiten für die Akteurinnen durch ihren Umzug. Das Gefühl, den Umzug gemeistert zu haben und eine Wohnung neu einzurichten, bietet die Chance, einen neuen Abschnitt in der eigenen Biografie zu markieren und Gewohntes hinter sich zu lassen. Es wurde konkludiert, dass das Ereignis des Umzugs eine Herausforderung für die Identitätsbil-

dung darstellen kann; die Rede von einem Identitätsbruch oder sogar Identitätsverlust scheint aber zu weit zu führen. Ebenso bestätigt sich nicht die Vorstellung von einer tiefen, anhaltenden und vor allem unauflösbaren Verbindung Älterer zum vorherigen Wohnort. Die große Mehrheit der Teilnehmerinnen dieser Studie trennte sich trotz langer Wohndauer leicht von dem alten Zuhause und fühlte sich dadurch eher befreit von belastenden Erinnerungen oder nachteiligen Aspekten der früheren Wohnung.

Die Ausführungen zum Betreuten Seniorenwohnen fielen insgesamt mager aus. Es wurde ein überraschend untergeordnetes Interesse daran erkennbar. Die größte Bedeutung des Wohnkonzepts scheint aus den Augen der Erzählerinnen darin zu liegen, dass es in einer unbestimmten Zukunft eventuell einmal nützlich sein könnte. Dieser Aspekt schafft Absicherung im gegenwärtigen, alltäglichen Leben. Veranstaltungen und Aktionen des Betreuungsträgers spielten eine beiläufige Rolle.

In den expliziten Narrationen zur eigenen Zukunft zeigte sich jedoch, dass das Betreute Wohnen dann keine Sinnzuschreibung mehr erfuhr. Die Erzählerinnen setzten die Aufrechterhaltung ihrer Autonomie an oberster Stelle und entwarfen als Gegenpol einen defizitorientierten Pflegebegriff. Das Betreute Wohnen als mögliche unterstützungsgebende Institution wurde nicht thematisiert. Vielmehr fiel eine große Ratlosigkeit und Offenheit im Hinblick auf die eigene Zukunft auf, die meist in Narrationen zum eigenen Enden im Pflegeheim mündeten.

Daraus wurde der Schluss gezogen, dass sich in diesen Haltungen das grundlegende Paradoxe an dem Wohnkonzept spiegelt:

Obwohl sich dieses Betreute Wohnen als Wohnform für das Alter(n) versteht, wird eine mögliche Seite des Älterwerdens, die von Verlust und Abbau mitbestimmt ist, negiert. Vielmehr wird sich einseitig an den Begriffen Autonomieerhalt und Vitalität orientiert. So entpuppt sich der Begriff „betreut“ als irreführend und illusorisch, denn es existieren kei-

ne Optionen für Situationen, die eine größere Unterstützung und eine stärkere Betreuung erfordern. Letztlich wurde vermutet, dass sich in der untersuchten Wohnform ein leitendes Masternarrativ unserer Gesellschaft und Kultur abbildet, das dem Älterwerden eindimensional unter den Gesichtspunkten Produktivität, Kompetenz und Vitalität begegnet. Kritisiert wurde weiter, dass Selbstbestimmung und Selbstständigkeit dabei als unerlässliche Komponenten überbetont werden und mögliche Formen der Abhängigkeit und Unterstützung nicht die gleiche Bedeutungszuweisung erhalten.

9. Danksagungen

Bei dem aufwändigen Weg bis zum Abschluss dieser Dissertation haben mich viele Menschen begleitet, denen ich an dieser Stelle ausdrücklich danken möchte:

Zunächst danke ich herzlich Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann für seine Unterstützung und Begleitung als Doktorvater, für seine Gewährung großer Gestaltungsfreiräume und sein differenziertes Feedback. PD Dr. Eberhard Wolff danke ich für die Bereitschaft die Zweitbetreuung zu übernehmen.

Ganz besonderer Dank geht an meine Interviewpartnerinnen, ohne die diese Arbeit nicht hätte zustande kommen können. Sie haben mir mit beeindruckender Offenheit von ihren Erfahrungen erzählt und mich an ihrer Innensicht teilhaben lassen.

Meinen Eltern sowie meinen Großeltern Edith und Gerhard bin ich in tiefer Dankbarkeit verbunden für ihren steten Glauben an mich und ihre grenzenlose Unterstützung.

Viele weitere Menschen haben mich auf ihre einzigartigen Weisen unterstützt und begleitet. Mein großer Dank geht an: Franziska und Marco, Eva, Isabell, Katja, Stefan, Linda, Franzi, Gertrud und Richard, Lena, Katharina, Miriam und Herr Prof. Dr. Jochen Schmidt.

Diese Arbeit hätte ich nicht realisieren können ohne die Unterstützung meines Mannes und meiner Tochter. Ich danke ihnen für ihre aufgebrachte Geduld und Nachsicht für die entbehrten gemeinsamen Stunden.

10. Literatur

Abels, Heinz (2010): Identität. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Altman, Irwin; Low, Setha M. (Hg.) (1992): Place attachment. New York: Plenum Press.

Amrhein, Ludwig; Backes, Gertrud (2008): Alter(n) und Identitätsentwicklung: Formen des Umgangs mit dem eigenen Älterwerden. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 41 (5), S. 382–393.

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1973): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Ball, Mary M.; Whittington, Frank J.; Perkins, Molly M. (2000): Quality of Life in Assisted Living Facilities: Viewpoints of Residents. In: *Journal of Applied Gerontology* 19, S. 304–325.

Ball, Mary M. et al. (2004): Managing Decline in Assisted Living: The Key to Aging in Place. In: *Journal of Gerontology: Social Sciences* 59B (4), S. 202–212.

Ball, Mary M. et al. (2014): 'This is our last stop': Negotiating end-of-life transitions in assisted living. In: *Journal of Aging Studies* 30 (1), S. 1–13.

Bamberg, Michael (1997): Positioning between structure and performance. In: *Journal of Narrative and Life History* 7, S. 335–342.

Bamberg, Michael (2011): Who am I? Narration and its contribution to self and identity. In: *Theory & Psychology* 21 (1), S. 3–24.

Bausinger, Hermann (1980): Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (76), S. 1–21.

Beck, Stefan (Hg.) (2005): alt sein - entwerfen, erfahren. Ethnografische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin: Panama Verlag.

Becker, Stefanie; Brandenburg, Hermann (Hg.) (2014): Lehrbuch Gerontologie. Gerontologisches Fachwissen für Pflege- und Sozialberufe - Eine interdisziplinäre Aufgabe. Bern: Hans Huber.

- Bernsteiner, Mariella; Boggatz, Thomas (2015): Betreutes Wohnen. Motive und Alltagserleben von älteren Menschen. In: *Pflegewissenschaft* 17 (2), S. 84–93.
- Bierhoff, Hans-Werner; Frey, Dieter (Hg.) (2006): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen: Hogrefe Verl. für Psychologie (3).
- Biggs, Simon (1997): Choosing not to be old? Masks, bodies and identity management in later life. In: *Ageing & Society* 17, S. 553–570.
- Biggs, Simon (2004): Age, gender, narratives, and masquerades. In: *Journal of Aging Studies* 18, S. 45–48.
- Birren, James E. (2001): Foreword. In: Gary Kenyon, Phillip Clark und Brian de Vries (Hg.): Narrative Gerontology. Theory, Research, and Practice. New York: Springer Publishing Company, S. vii–ix.
- Blumer, Herbert (1973): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1. Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, S. 80–146.
- BMG (Bundesministerium für Gesundheit) (2016): Die Pflegestärkungsgesetze. Das Wichtigste im Überblick. Frankfurt: Zarbock.
- BMVBS (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (2011): Wohnen im Alter. Marktprozesse und wohnungspolitischer Handlungsbedarf. Heft 147. Berlin (Forschungen).
- Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. Aufl. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Bönisch-Brednich, Brigitte; Brednich, Rolf Wilhelm; Gerndt, Helga (Hg.) (1991): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses in Göttingen 1989. Göttingen: Volker Schmerse (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 6).
- Borscheid, Peter; Bausinger, Hermann; Rosenmayr, Leopold (Hg.) (1998): Die Gesellschaft braucht die Alten. Fragen der (Wieder-)Eingliederung in den Lebenszusammenhang. Opladen: Leske + Budrich.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.) (1994): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin: Reimer (Ethnologische Paperbacks).

Carlson, John E.; Junk, Virginia W.; Kirk Fox, Linda; Rudzitis, Gundars; Cann, Sandra E. (1998): Factors Affecting Retirement Migration to Idaho: An Adaptation of the Amenity Retirement Migration Model. In: *The Gerontologist* (38), S. 18-24.

Carp, F. M., Carp. A (1984): A complementary/congruence model of well-being or mental health for the community elderly. In: Irwin Altman, Powell M. Lawton und J.F. Wohlwill (Hg.): Human behavior and environment. New York, London: Plenum Press (Elderly people and the environment, 7), S. 279-336.

Chapman, Sherry Ann (2006): A 'new materialist' lens on aging well: Special things in later life. In: *Journal of Aging Studies* 20, S. 207-216.

Chilton, Brittany Marie (2015): Negotiating and defining home in the assisted living context: an examination of place-making, subjectivity and personhood. Online unter: <http://csus-dspace.calstate.edu/handle/10211.3/139357> (Zugriff: 29.05.17)

Claßen, Katrin; Oswald, Frank; Doh, Michael; Kleinemas, Uwe; Wahl, Hans-Werner (2014): Umwelten des Alters. Wohnen, Mobilität, Technik und Medien. 1. Aufl. 22 Bände. Stuttgart: Kohlhammer (Grundriss Gerontologie, 10).

Crossley, Michele L. (2000): Introducing narrative psychology. Self, trauma and the construction of meaning. Buckingham: Open University Press.

Depner, Anamaria (2015): Dinge in Bewegung - Zum Rollenwandel materieller Objekte. Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim. Bielefeld: transcript Verlag.

Deppermann, Arnulf (2013): Editorial: Positioning in narrative interaction. In: *Narrative Inquiry* 23 (1), S. 1-15.

Deutscher Bundestag (Hg.) (1998): Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Wohnen im Alter. Online unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/13/097/1309750.pdf> (Zugriff: 29.05.17)

Dezernat für Soziales und Jugend, Stadt Frankfurt (2006): Partizipative Altersplanung. Entwicklung von Strukturen und Angeboten für heute

und morgen. Teil II: Selbstbestimmtes und selbstständiges Leben zu Hause. Reihe Soziales und Jugend, 34.

Dezernat für Soziales, Senioren, Jugend und Sport, Stadt Frankfurt (2009): Partizipative Altersplanung. Teil V: Entwicklung von Strukturen und Angeboten für Seniorinnen und Senioren in Frankfurt am Main. Reihe Soziales und Jugend, 39.

Diehl, Manfred K.; Wahl, Hans-Werner (2010): Awareness of Age-Related Change: Examination of a (Mostly) Unexplored Concept. In: *Journal of Gerontology: Social Sciences* 65B (3), S. 340–350.

Drautz, Nadine; Bruckschen, Jana (2002): Verdinglichte Zeit. Über die Erzeugung und das Erzählen von Lebensgeschichten durch Gegenstände. In: Friedemann Schmoll (Hg.): *Ethnographien des Alters*. Einführung in ein Studienprojekt. Tübingen: Gulde-Druck, S. 120–129.

Dyk, Silke van; Lessenich, Stephan (Hg.) (2009): *Die jungen Alten*. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Eckert, Kevin J.; Carder, Paula C.; Morgan, Leslie A.; Frankowski, Ann Christine; Roth, Erin G. (2009): *Inside Assisted Living. The Search for Home*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.

Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia (2004): *Identität*. Bielefeld: transcript Verlag.

Engel, H.; Engels, D. (2000): *Entwicklung des Service-Wohnens in Halle-Trotha*. Ergebnisse der Leistungsdokumentation und Bewohnerbefragung. Köln: ISG Sozialforschung und Gesellschaftspolitik GmbH.

Erikson, Erik H. (1994): *Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze*. 14. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fangerau, Heiner; Gomille, Monika; Herwig, Henriette et al. (2007): *Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s*. Berlin: Akad.-Verl.

Featherstone, Mike; Hepworth, Mike (1991): The mask of ageing and the postmodern life course. In: Mike Featherstone, Mike Hepworth und Bryan Turner (Hg.): *The Body. Social process and cultural theory*. London: Sage, S. 371–389.

Featherstone, Mike; Hepworth, Mike; Turner, Bryan (Hg.) (1991): *The Body. Social process and cultural theory*. London: Sage.

Flick, Uwe; Kardorff von, Ernst; Keupp, Heiner; Rosenstiel von, Lutz; Wolff, Stephan (Hg.) (1995): *Handbuch Qualitative Sozialforschung*.

Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Verlag.

Flick, Uwe; Kardorff von, Ernst; Steinke, Ines (Hg.) (2008): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 3. Aufl. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Flick, Uwe; Kardorff von, Ernst; Steinke, Ines (2008): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Uwe Flick, Ernst Kardorff von und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, S. 13–29.

Frank, Jacqueline (2001): "How long can I stay?": The Dilemma of Aging in Place in Assisted Living. In: *Journal of Housing for the Elderly* 1-2 (15), S. 5–30.

Franke, Alexa (HG) (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit / von Aaron Antonovsky. Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie Tübingen. Tübingen: Dgvt-Verl.

Frey, Hans-Peter; Hauser, Karl (Hg.) (1987): Identität: Entwicklungen psychologischer u. soziologischer Forschung. Stuttgart: Enke.

Friedrich, Klaus (1998): Wohnen und Wohnumwelt älterer Menschen. In: Peter Borscheid, Hermann Bausinger und Leopold Rosenmayr (Hg.): Die Gesellschaft braucht die Alten. Fragen der (Wieder-)Eingliederung in den Lebenszusammenhang. Opladen: Leske + Budrich, S. 119–141.

Fuchs, Mathias (2015): Migration, Alter, Identität. Zur Selbstbeschreibung älterer Menschen mit Einwanderungsgeschichte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Geertz, Clifford (1991): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Generali Zukunftsfonds (Hg.) (2012): Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren. Frankfurt am Main: Fischer Verlag GmbH (Bundeszentrale für politische Bildung, 1348).

Goffman, Erving (1973): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Golant, Stephen M. (2011): The quest for residential normalcy by older adults. Relocation but one pathway. In: *Journal of Aging Studies* 25 (3), S. 193–205.

Göttsch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hg.) (2007): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarbeitet und erweitert. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Graefe, Stefanie (2010): Altersidentitäten. Zum theoretischen und empirischen Gebrauchswert einer prekären Kategorie. In: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung* 19 (5), S. 34–51.

Graefe, Stefanie (2013): Des Widerspenstigen Zähmung: Subjektives Alter(n), qualitativ erforscht. Forum: Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 14(2), Art. 11. Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1917> (Zugriff: 29.05.17)

Grebe, Heinrich (2016): Von Irritationen und Resonanzen - Zur Bedeutung der Sinne bei Demenz. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 209–229.

Griese, Birgit (Hg.): Subjekt-Identität-Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gross, Peter (1994): Die Multioptionsgesellschaft. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gubrium, Jaber F. (2001): Narrative, Experience, and Aging. In: Gary Kenyon, Phillip Clark und Brian de Vries (Hg.): Narrative Gerontology. Theory, Research, and Practice. New York: Springer Publishing Company, S. 19–30.

Gulette, Margaret (2004): Aged by Culture. Chicago: University of Chicago Press.

Güther, Helen (2014): Autonomie. In: Stefanie Becker und Hermann Brandenburg (Hg.): Lehrbuch Gerontologie. Gerontologisches Fachwissen für Pflege- und Sozialberufe - Eine interdisziplinäre Aufgabe. Bern: Hans Huber, S. 229–247.

Harré, Rom; Langenhove van, Luk (1999): Positioning theory: moral contexts of intentional action. Oxford: Blackwell.

Hazan, Haim; Raz, Aviad E. (1997): The authorized self: How middle age defines old age in the postmodern. In: *Semiotica*, 113 (3/4), S. 257–276.

Helfferrich, Cornelia (2005): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hengartner, Thomas; Schmidt-Lauber Brigitta (Hg.) (2005): Leben - Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Institut für Volkskunde der Universität Hamburg. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer Verlag (Lebensformen, 17).

Henriques, Julian; Hollway, Wendy; Urwin, Cathy; Venn, Couze; Walkerdine, Valerie (Hg.) (1984): Changing the subject. Psychology, social regulation and subjectivity. London: Methuen.

Hollway, Wendy (1984): Gender difference and the production of subjectivity. In: Julian Henriques, Wendy Hollway, Cathy Urwin, Couze Venn und Valerie Walkerdine (Hg.): Changing the subject. Psychology, social regulation and subjectivity. London: Methuen, S. 227–263.

Jaster, Ralf (2002): Endlich Zeit? Ältere Menschen und ihr Umgang mit der Zeit. In: Friedemann Schmoll (Hg.): Ethnographien des Alters. Einführung in ein Studienprojekt. Tübingen: Gulde-Druck, S. 80–87.

Jeggle, Utz; Kaschuba, Wolfgang; Korff, Gottfried; Scharfe, Martin; Warneken, Bernd Jürgen (Hg.) (1986): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde E.V., Schloss Tübingen.

Jones, Rebecca (2006): 'Older People' talking as if they are not older people: Positioning theory as an explanation. In: *Journal of Aging Studies* (20), S. 79-91.

Jörissen, Benjamin; Zirfas, Jörg (Hg.) (2010): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kallinich, Joachim (1986): "Fotos sind schön und schwer zugleich." Anmerkungen zu Fotografie und Lebensgeschichte. In: Utz Jeggle, Wolfgang Kaschuba, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde E.V., Schloss Tübingen, S. 285–300.

Karl, Fred; Zank, Susanne (Hg.) (2004): Zum Profil der Gerontologie. Beiträge aus Tagungen der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie in der DGGG 2000 - 2002. 2. Aufl. Kassel: Universitätsdruckerei Kassel (Kasseler Gerontologische Schriften, 30).

Kaschuba, Wolfgang (1999): Einführung in die Europäische Ethnologie. München: C.H. Beck.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien: Böhlau (Kulturstudien Sonderband, 24).

Kaufman, Sharon R. (1986): The Ageless Self. Sources of Meaning in Late Life. Wisconsin: The University of Wisconsin Press.

Kenyon, Gary; Clark, Phillip; Vries de, Brian (Hg.) (2001): Narrative Gerontology. Theory, Research, and Practice. New York: Springer Publishing Company.

Kenyon, Gary; Randall, William L. (2001): Narrative Gerontology: An Overview. In: Gary Kenyon, Phillip Clark und Brian Vries de (Hg.): Narrative Gerontology. Theory, Research, and Practice. New York: Springer Publishing Company, S. 3–18.

Keupp, Heiner (1997): Diskursarena Identität. Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp und Renate Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11–39.

Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keupp, Heiner (2002): Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Klie, Thomas (2014): Wen kümmern die Alten? Auf dem Weg in eine sorgende Gesellschaft. München: Pattloch.

Kohli, Martin; Künemund, Harald (HG): Die zweite Lebenshälfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Korff, Gottfried (1991): Umgang mit Dingen. In: Susanne S. Reich (Hg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten" ; [Symposion: Lebens-Formen, 13. bis 15.12.1989 in der Berliner Akademie der Künste]. Berlin: Hochsch. der Künste Presse- und Informationsstelle (HdK-Materialien, 91,1), S. 35–51.

Kraus, Wolfgang (2002): Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz der narrativen Identität. In: Jürgen Straub, Joachim Renn (HG): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt: Campus.

Kremer-Preiss, Ursula (1999): Betreutes Wohnen für Senioren. Zur praktischen Umsetzung konzeptioneller Ziele in Baden-Württemberg. Untersuchung des Instituts für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (IGS) im Auftrag des baden-württembergischen Sozialministeriums. Stuttgart: Sozialministerium.

Kremer-Preiss, Ursula (2001): Betreutes Seniorenwohnen. Arbeitshilfe für Beraterinnen und Berater. Köln: Kuratorium Dt. Altershilfe.

Kroger, Jane; Adair, Vivienne (2008): Symbolic Meanings of Valued Personal Objects in Identity Transitions of Late Adulthood. In: *Identity: An International Journal of Theory and Research* 8 (1), S. 5–24.

Krout, J.A.; Moen, P.; Holmes, H. H.; Oggins, J.; Bowen, N. (2002): Reasons for relocation to a continuing care retirement community. In: *Journal of Applied Gerontology* 21 (2), S. 236–256.

Kruse, Andreas (2005): Selbstständigkeit, bewusst angenommene Abhängigkeit, Selbstverantwortung und Mitverantwortung als zentrale Kategorien einer ethischen Betrachtung des Alters. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* (38), S. 273–278.

Kruse, Andreas (Hg.) (2010): Leben im Alter. Eigen- und Mitverantwortlichkeit in Gesellschaft, Kultur und Politik. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft AKA.

Kruse, Andreas; Rentsch, Thomas; Zimmermann, Harm-Peer (Hg.) (2012): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft AKA.

Künemund, H., Schroeter, K.R. (2015): Gerontologie - Multi-, Inter- und Transdisziplinarität in Theorie und Praxis? In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 48 (3), S. 215–219.

Laceulle, Hanne; Baars, Jan (2014): Self-realization and cultural narratives about later life. In: *Journal of Aging Studies* (31), S. 34–44.

Lawton, Powell M. (1990): Knowledge Resources and Gaps in Housing for the Aged. In: David Tilson (Hg.): *Aging in Place: Supporting the Frail Elderly in Residential Environments*: HarperCollins, S. 287–309.

Lehmann, Albrecht (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Lehmann, Albrecht (1991): Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Brigitte Bönisch-Bred-

nich, Rolf Wilhelm Brednich und Helga Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen*. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses in Göttingen 1989. Göttingen: Volker Schmerse (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 6), S. 197–207.

Lehmann, Albrecht (2007a): *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin: Reimer Verlag.

Lehmann, Albrecht (2007b): *Bewußtseinsanalyse*. In: Silke Göttsch und Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2., überarbeitet und erweitert. Berlin: Reimer Verlag, S. 271–288.

Lieberman, M.A., Prock, V.N. & Tobin, S.S. (1968). Psychological effects of institutionalization. In: *Journal of Gerontology* (23), S. 343–353.

Longino, Charles F.; Perzynski, Adam T.; Stoller, Eleanor (2002): Pandora's Briefcase: Unpacking the Retirement Migration Decision. In: *Research on Aging* (24), S. 29–49.

Lucius-Hoene, Gabriele (1997): *Leben mit einem Hirntrauma. Autobiographische Erzählungen von Kriegshirnverletzten und ihren Ehefrauen*. Bern: Hans Huber (Arbeiten zur Theorie und Praxis der Rehabilitation in Medizin, Psychologie und Sonderpädagogik, 42).

Lucius-Hoene, Gabriele (2010): *Narrative Identitätsarbeit im Interview*. In: Birgit Griesse (Hg.): *Subjekt-Identität-Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 149–170.

Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004a): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lucius-Hoene, Gabriele; Deppermann, Arnulf (2004b): *Narrative Identität und Positionierung*. Hg. v. Gesprächsforschung - Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion (5). Online verfügbar unter <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf> (Zugriff: 29.05.17)

Lüscher, Kurt; Haller, Miriam (2016): Ambivalenz - ein Schlüsselbegriff der Gerontologie? Elemente einer Heuristik am Beispiel der Identitätsbildung im Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 49 (1), S. 3–9.

Marcoux, Jean-Sébastien (2001): The Refurbishment of Memory. In: Daniel Miller (Hg.): Home Possessions. Material Culture behind closed doors. Oxford, New York: Berg, S. 69–86.

Mead, George Herbert (1988): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Medeiros, Kate de (2005): The complementary self: Multiple perspectives on the aging person. In: *Journal of Aging Studies* 19, S. 1–13.

Michel, Lutz; Schlüter, Thomas (2012): Handbuch Betreutes Wohnen. Wohnen und Dienstleistungen für ältere Menschen; Recht, Betrieb, Steuern für die Immobilien- und Seniorenwirtschaft und deren Berater. München: Beck.

Miller, Daniel (Hg.) (2001): Home Possessions. Material Culture behind closed doors. Oxford, New York: Berg.

Mitterbauer, Helga; Scherke, Katharina (Hg.) (2012): Moderne. Themenschwerpunkt: Alter. Innsbruck: StudienVerlag (Kulturwissenschaftliches Jahrbuch, 6 (2010/11)).

Mohrmann, Ruth E. (1991): Dingliche Erinnerungskultur im privaten Bereich. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf Wilhelm Brednich und Helga Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses in Göttingen 1989. Göttingen: Volker Schmerse (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 6), S. 209–217.

Mohrmann, Ruth E. (1994): Wohnen und Wirtschaften. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. 2. Aufl. Berlin: Reimer (Ethnologische Paperbacks).

Motel-Klingenbiel, Andreas; Künemund, Harald; Bode, Christina (2005): Wohnen und Wohnumfeld. In: Kohli, Martin; Künemund, Harald (HG): Die zweite Lebenshälfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 176–212.

Müller, Bernadette (2011): Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mussweiler, Thomas (2006): Sozialer Vergleich. In: Hans-Werner Bierhoff und Dieter Frey (Hg.): Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie. Göttingen: Hogrefe Verl. für Psychologie (3), S. 103–112.

Niederfranke, Annette (1999): Das Alter ist weiblich. Frauen und Männer altern unterschiedlich. In: Annette Niederfranke, Gerhard Naegele und Eckart Frahm (Hg.): Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH, S. 7–52.

Niederfranke, Annette; Naegele, Gerhard; Frahm, Eckart (Hg.) (1999): Funkkolleg Altern 2. Lebenslagen und Lebenswelten, soziale Sicherung und Altenpolitik. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.

Niederhauser, Rebecca (2012): "Ich bin alt. Aber ich fühle mich nicht so." Das Altersdispositiv oder der alltägliche Umgang mit dem neuen Alter. In: Helga Mitterbauer und Katharina Scherke (Hg.): Moderne. Themenschwerpunkt: Alter. Innsbruck: StudienVerlag (Kulturwissenschaftliches Jahrbuch, 6 (2010/11)), S. 19–36.

Nord, Catharina (2013): A day to be lived. Elderly people's possessions for everyday life in assisted living. In: *Journal of Aging Studies* 27, S. 135–142.

Norrick, Neal R. (2009): The construction of multiple identities in elderly narrator's stories. In: *Ageing & Society* 29, S. 903–927.

Oswald, Frank (1996): Hier bin ich zu Hause. Zur Bedeutung des Wohnens. Eine empirische Studie mit gesunden und gehbeeinträchtigten Älteren. Regensburg: S. Roderer Verlag (Beiträge zur Gerontologie und Altenarbeit, 6).

Oswald, Frank (2010): Subjektiv erlebte Umwelt und ihre Bedeutung für Selbständigkeit, Identität und Wohlbefinden im Alter. In: Andreas Kruse (Hg.): Leben im Alter. Eigen- und Mitverantwortlichkeit in Gesellschaft, Kultur und Politik. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft AKA, S. 169–179.

Oswald, Frank (2012): Umzug im Alter. In: Hans-Werner Wahl, Clemens Tesch-Römer und Jochen Philipp Ziegelmann (Hg.): Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 569–575.

Oswald, Frank; Rowles, Graham D. (2007): Beyond the relocation trauma in old age: New trends in today's elders' residential decisions. In: Hans-Werner Wahl, Clemens Tesch-Römer und A. Hoff (Hg.): New Dynamics in Old Age: Environmental and Societal Perspectives. Amityville, New York: Baywood Publ., S. 127–152.

Oswald, Frank; Schilling, Oliver; Wahl, Hans-Werner; Gäng, Karin (2002): Trouble in Paradise? Reasons to Relocate and Objective Environmental Changes Among Well-off Older Adults. In: *Journal of Environmental Psychology* 22, S. 273–288.

Otto, Welf-Gerrit (2013): Zwischen Leisten und Loslassen – Bilder von Multimorbidität, Vulnerabilität und Endlichkeit in Altersratgeberliteraturen der Gegenwart. Marburg: Philipps-Universität Marburg. <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2013/0241/pdf/dwgo.pdf> (Zugriff: 29.05.17)

Ouart, Lydia-Maria (2016): Patienten, Kunden, Auftraggeber? Die Rolle älterer Menschen mit Pflegebedürftigkeit gegenüber ambulanten Pflegediensten. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 159–170.

Pauen, Michael; Welzer, Harald (2015): Autonomie : eine Verteidigung. Frankfurt am Main: Fischer Verlag GmbH.

Peter, Andreas (2009): Stadtquartiere auf Zeit. Lebensqualität im Alter in schrumpfenden Städten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Petzold, Hilarion G. (Hg.): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie - interdisziplinäre Perspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Pott, Hans-Georg (2007): Alter als kulturelle Konstruktion. Diskursanalytische und philosophisch-kritische Beobachtungen. In: Fangerau et al.: Alterskulturen und Potentiale des Alter(n)s. Berlin: Akad.-Verl. S. 153–163.

Raasch, Josefine (2005): "Ich lebe eigentlich noch richtig gerne". Über Alter und Rückzug. In: Stefan Beck (Hg.): alt sein - entwerfen, erfahren. Ethnografische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin: Panama Verlag, S. 17–34.

Remmers, Hartmut; Walter, Ulla (2012): Der Einfluss von Altersbildern auf Behandlung von Pflege. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann (HG): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft, S. 205-230.

Rentsch, Thomas (2013): Alt werden, alt sein - Philosophische Ethik der späten Lebenszeit. In: Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann und

Andreas Kruse (Hg.): Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 163–187.

Rentsch, Thomas; Zimmermann, Harm-Peer; Kruse, Andreas (Hg.) (2013): Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Ricoeur, Paul (1991): Die erzählte Zeit. 3 Bände. München: Fink (Zeit und Erzählung).

Rosenmayr, Leopold (1996): Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Aufl. Weinheim, München: Juventa Verlag.

Rowles, Graham D. (1983): Place and personal identity in old age: observations from Appalachia. In: *Journal of Environmental Psychology* (3), S. 299–313.

Rowles, Graham D. (1993): Evolving Images of Place in Aging and 'Aging in Place'. In: D. Shenk und W.A. Achenbaum (Hg.): Changing Perceptions of Aging and the Aged. Springer Publishing Company. New York, S. 65–70.

Rubinstein, Robert L. (1990): Personal identity and environmental meaning in later life. In: *Journal of Aging Studies* 4 (2), S. 131–147.

Rubinstein, Robert L.; Parmelee, Patricia A. (1992): Attachment to Place and the Representation of the Life Course by the Elderly. In: Irwin Altman und Setha M. Low (Hg.): Place attachment. New York: Plenum Press, S. 139–163.

Ruthellen, Josselson; Lieblich, Amia (Hg.) (1993): The narrative study of lives. Newbury Park: Sage.

Saup, Winfried (1984). Streß und Streßbewältigung bei der Heimübersiedlung älterer Menschen. In: *Zeitschrift für Gerontologie*, 17, S. 198–204.

Saup, Winfried (1991): Konstruktives Altern. Göttingen: Hogrefe Verl. für Psychologie.

Saup, Winfried (1993): Alter und Umwelt. Eine Einführung in die Ökologische Gerontologie. Stuttgart: Kohlhammer.

Saup, Winfried (2001): Ältere Menschen im Betreuten Wohnen: Ergebnisse der Augsburger Längsschnittstudie. Augsburg: Verlag für Gerontologie Alexander Möckl (1).

Saup, Winfried (2003): Betreutes Seniorenwohnen im Urteil der Bewohner. Ergebnisse der Augsburger Längsschnittstudie. Augsburg: Verlag für Gerontologie Alexander Möckl (2).

Schäfer, Christina (2008): Außergewöhnliche Erfahrungen. Konstruktion von Identität und Veränderung in autobiographischen Erzählungen. Reihe: Perspektiven der Anomalistik. Band 1. Berlin: LIT Verlag.

Schamberger-Lang, Regina (2002): "... und ein Händedruck war das Letzte!" Der Übergang von der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand. In: Friedemann Schmoll (Hg.): Ethnographien des Alters. Einführung in ein Studienprojekt. Tübingen: Gulde-Druck, S. 30–45.

Schenda, Rudolf (1972): Das Elend der alte Leute: Informationen zur Sozialgerontologie für die Jüngeren. Düsseldorf: Patmos.

Schenda, Rudolf (1993): Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schenk, Annemie (1984): Familie und Wohnen in Stolzenburg. Eine Untersuchung bei Sachsen und Rumänen in einem siebenbürgischen Dorf. Köln/Wien.

Schmidt, Christiane (2008): Analyse von Leitfadeninterviews. In: Uwe Flick, Ernst Kardorff von und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, S. 447–456.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Göttsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarbeitet und erweitert. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 169–188.

Schmidt-Lauber, Brigitta; Hengartner, Thomas (2005): Leben-Erzählen. Ein Vorwort. In: Thomas Hengartner und Schmidt-Lauber Brigitta (Hg.): Leben - Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin, Hamburg: Reimer Verlag (Lebensformen, 17), S. 9–14.

Schmoll, Friedemann (Hg.) (2002): Ethnographien des Alters. Einführung in ein Studienprojekt. Tübingen: Gulde-Druck.

Schönwald, Antje (2016): Zur Wahrnehmung von Alter und Arbeit in alternden Belegschaften - Das Beispiel saarländischer Industrieunternehmen. In: Harm-Peer Zimmermann, Andreas Kruse und Thomas Rentsch (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 147–157.

Schröder, Hans Joachim (2005): Topoi des autobiografischen Erzählens. In: Thomas Hengartner und Schmidt-Lauber Brigitta (Hg.): Leben - Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin, Hamburg: Reimer Verlag (Lebensformen, 17), S. 17–42.

Schroeter, Klaus R. (2009): Die Normierung alternder Körper - gouvernementale Aspekte des *doing age*. In: Silke van Dyk und Stephan Lessenich (Hg.): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 359–379.

Schweikart, Rudolf; Wessel, Walburga (1995): Qualitätsmerkmale des Betreuten Wohnens. Abschlußbericht an die Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. Stuttgart: IRB-Verlag.

Seipke, Heather (2008): Assisted Living, Elderly Women and Sense of Self: Communicating the Impact of Reduction of Long-Standing Activities. In: *Journal of Women and Aging* (1/2), S. 131–148.

Selting, Margret; Auer, Peter; Barden, Birgit; Bergmann, Jörg; Couper-Kuhlen, Elizabeth; Günthner, Susanne; Meier, Christoph et al. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT) (173). In: *Linguistische Berichte*, S. 91–122.

Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. München: Goldmann.

Sheehan, N.; Karasik R. (1995): The decision to move to a continuing care retirement community. In: *Journal of Housing for the Elderly* 11, S. 107–122.

Shenk, D.; Achenbaum, W.A (Hg.) (1993): Changing Perceptions of Aging and the Aged. Springer Publishing Company. New York.

Shenk, Dena; Kuwahara, Kazumi; Zablotsky, Diane (2004): Older women's attachments to their home and possessions. In: *Journal of Aging Studies* 18, S. 157–169.

Sherwood, S.; Ruchlin, H.; Sherwood, C.; Morris, S. (1997): Continuing care retirement communities. Baltimore: Johns Hopkins University Press.

Simon, Michael (2005): Der Umzug als volkskundliches Thema. In: *Volkskunde in Rheinland-Pfalz, Informationen der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V.* 19 (2), S. 20–27.

Sökefeld, Martin (2012): Identität-ethnologische Perspektiven. In: Hilari-on G. Petzold (Hg.): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie - interdisziplinäre Perspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 39–56.

Straub, Jürgen, Renn, Joachim (HG): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt: Campus.

Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Stula, Sabrina (2012): Wohnen im Alter in Europa - Aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen. Arbeitspapier Nr. 7. Online unter www.beobachtungsstelle-gesellschaftspolitik.eu (27.05.16)

Szadkowski, Karin (1999): `Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen'. Butterfahrten. Ein volkskundlicher Beitrag zur Altenkulturforschung. Frankfurt am Main: Peter Lang (Europäische Hochschulschriften. Reihe XIX, Volkskunde, Ethnologie. Abt. A, Volkskunde, 50).

Tews, Hans Peter (1999): Von der Pyramide zum Pilz. Demographische Veränderungen in der Gesellschaft. In: Annette Niederfranke, Gerhard Naegele und Eckart Frahm (Hg.): Funkkolleg Altern 1. Die vielen Gesichter des Alterns. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH, S. 137–185.

Tränkle, Margret (1972): Wohnkultur und Wohnweisen. Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. Tübingen: Gulde-Druck.

Udsching, Peter (2015): SGB XI. Soziale Pflegeversicherung. 4. Aufl. München: Beck.

Wahl, Hans-Werner (2004): Ökologische Gerontologie. In: Fred Karl und Susanne Zank (Hg.): Zum Profil der Gerontologie. Beiträge aus Tagungen der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie in der DGGG 2000 - 2002. 2. Aufl. Kassel: Universitätsdruckerei Kassel (Kasseler Gerontologische Schriften, 30), S. 15–20.

Wahl, Hans-Werner (2005): Entwicklung und Perspektiven der gerontologischen Forschung: Das Beispiel Wohnforschung. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* (38), S. 128–138.

Wahl, Hans-Werner; Heyl, Vera (2015): Gerontologie - Einführung und Geschichte. Unter Mitarbeit von Heinrich Burkhardt, Stephan Lessenich, Johannes Pantel und Andreas Simm. 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (Grundriss Gerontologie, 1).

Wahl, Hans-Werner; Mollenkopf, Heidrun; Oswald, Frank (Hg.) (1999): Alte Menschen in ihrer Umwelt. Beiträge zur ökologischen Gerontologie. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH.

Wahl, Hans-Werner; Scheidt, R.; Windley P.G. (Hg.) (2004): Aging in context: Socio-physical environments. Annual Review of Gerontology and Geriatrics 2003. New York: Springer Verlag.

Wahl, Hans-Werner; Tesch-Römer, Clemens; Hoff, A. (Hg.) (2007): New Dynamics in Old Age: Environmental and Societal Perspectives. Amityville, New York: Baywood Publ.

Wahl, Hans-Werner; Tesch-Römer, Clemens; Ziegelmann, Jochen Philipp (Hg.) (2012): Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Wichmann, Marie-Helene (2012): Möblierte Vergangenheit, gelebte Gegenwart oder gewohnte Zukunft? Die Bedeutung und Nutzung der Dinge des Wohnbereichs und ihr Stellenwert im individualbiographischen Lebensverlauf. Frankfurt am Main: PL Academic Research (Europäische Hochschulschriften. Reihe XIX, Volkskunde, Ethnologie. Abt. A, Volkskunde, 58).

Widdershoven, Guy A.M. (1993): The story of life. Hermeneutic perspectives on the relationship between narrative and life history. In: Josselson Ruthellen und Amia Lieblich (Hg.): The narrative study of lives. Newbury Park: Sage, S. 1–20.

Wills, Thomas A. (1981): Downward comparison principles in social psychology. In: *Psychological Bulletin*, Bd. 90, S. 245–271.

Wortham, Stanton (2000): Interactional positioning and narrative self-construction. In: *Narrative Inquiry* 10 (1), S. 157–184.

Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimvereine e.V. (Hg.) (1994): Selbstständigkeit durch Betreutes Wohnen im Alter. Stuttgart, Zürich: Karl Krämer Verlag.

Zimmermann, Harm-Peer (2005): Über die Würde narrativer Kulturen. Mythen und Lebensgeschichten im Spiegel postmodernen Wissens. In: Thomas Hengartner und Schmidt-Lauber Brigitta (Hg.): Leben - Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann, Bd. 17. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer Verlag (Lebensformen, 17), S. 119–144.

Zimmermann, Harm-Peer (2011): Alters-Ratgeber und Alters-Avantgarde. Populäre Aspekte differenziellen Alterns. In: Thomas Schürmann, Moritz Geuther und Lioba Thaut (Hg.): Alt und Jung. Vom Älterwerden in Geschichte und Zukunft. Rosengarten-Ehstedorf, S. 383–390.

Zimmermann, Harm-Peer (2012): Über die Macht der Altersbilder: Kultur - Diskurs - Dispositiv. In: Andreas Kruse, Thomas Rentsch und Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Gutes Leben im hohen Alter. Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen verstehen. Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft AKA, S. 75–85.

Zimmermann, Harm-Peer (2013): Alters-Coolness - Gefasstheit und Fähigkeit zur Distanzierung. In: Thomas Rentsch, Harm-Peer Zimmermann und Andreas Kruse (Hg.): Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 101–124.

Zimmermann, Harm-Peer (2015): Anders altern. Transdisziplinäre Perspektive. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 48 (3), S. 225–230.

Zimmermann, Harm-Peer; Kruse, Andreas; Rentsch, Thomas (Hg.) (2016): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus Verlag.